

Schriften des Vereins für Socialpolitik

Band 115/XV

Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XV

Von

Volker Caspari, Harald Hagemann, Jürg Niehans,
Hans G. Nutzinger, Yuichi Shionoya

Herausgegeben von Heinz Rieter



Duncker & Humblot · Berlin

Schriften des Vereins für Socialpolitik
Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften
Neue Folge Band 115/XV

SCHRIFTEN DES VEREINS FÜR SOCIALPOLITIK

Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Neue Folge Band 115/XV

**Studien zur Entwicklung
der ökonomischen Theorie XV**



Duncker & Humblot · Berlin

Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XV

Wege und Ziele der Forschung

Von

**Volker Caspari, Harald Hagemann, Jürg Niehans,
Hans G. Nutzinger, Yuichi Shionoya**

Herausgegeben von Heinz Rieter



Duncker & Humblot · Berlin

Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie – Berlin :

Duncker und Humblot.

(Schriften des Vereins für Socialpolitik, Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften ; N. F., Bd. 115)

Erscheint unregelmässig. – Früher mehrbd. begrenztes Werk. – Aufnahme nach 11 (1992)

NE: Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften: Schriften des Vereins . . .

15. Wege und Ziele der Forschung. – 1996

Wege und Ziele der Forschung / von Volker Caspari . . . Hrsg.

von Heinz Rieter. – Berlin : Duncker und Humblot, 1996

(Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie ; 15)

(Schriften des Vereins für Socialpolitik, Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften ; N. F., Bd. 115)

ISBN 3-428-08492-6

NE: Rieter, Heinz [Hrsg.]; Caspari, Volker; Gesellschaft für

Wirtschafts- und Sozialwissenschaften: Schriften des Vereins . . .

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten

© 1996 Duncker & Humblot GmbH, Berlin


Fremddatenübernahme und Druck:

Berliner Buchdruckerei Union GmbH, Berlin

Printed in Germany

ISSN 0505-2777

ISBN 3-428-08492-6

Gedruckt auf alterungsbeständigem (säurefreiem) Papier
entsprechend ISO 9706 

Vorwort

Dieser Band der „Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie“ vereinigt die überarbeiteten Referate, die auf der 15. Tagung des Dogmenhistorischen Ausschusses der Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (Verein für Socialpolitik) gehalten worden sind. Der Ausschuß tagte vom 11. bis 13. April 1994 in Weimar. Die Beiträge befassen sich mit unterschiedlichen Wegen und Zielen der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Forschung. Während sich Jürg Niehans, Moraga/USA, dem Thema grundsätzlich widmet, indem er alternative Modelle des wirtschaftstheoretischen Fortschritts diskutiert, untersuchen die Verfasser der anderen Beiträge spezifische Forschungsstrategien einzelner Autoren: Yuichi Shionoya, Tokio/Japan, fragt nach der wirtschaftswissenschaftlichen Relevanz der Soziologie Max Webers; Hans G. Nutzinger, Kassel, behandelt Alfred Webers Hinwendung zur Kulturosoziologie als sozialwissenschaftlichen Integrationsversuch; Volker Caspari, Frankfurt am Main, zeigt die Verbindung von wirtschaftshistorischer und wirtschaftstheoretischer Betrachtung bei Alfred Marshall; und Harald Hagemann, Stuttgart-Hohenheim, stellt das auf Konjunktur- und Wachstumsprozesse ausgerichtete Forschungsprogramm von Adolf Löwe (Adolph Lowe) vor.

Jürg Niehans geht in seinem Beitrag „Revolution und Evolution in der Wirtschaftstheorie“ von dem „revolutionären Modell“ aus, „das von Karl Marx für die politische Geschichte entwickelt, später von Clément Juglar und Joseph Schumpeter auf die Wirtschaft angewendet und schließlich von Thomas Kuhn auf die Wissenschaftsgeschichte übertragen worden ist“. Er prüft, ob „vier dogmenhistorische Episoden“ – das Erscheinen von Adam Smiths *Wealth of Nations*, der „Siegeszug des Marginalismus“, die „Neuerung“ infolge der Theorie der monopolistischen bzw. unvollkommenen Konkurrenz und die „keynesianische Revolution“ – mit diesem Modell übereinstimmen. „Dabei zeigt sich, daß revolutionäre Elemente eine geringere Rolle spielen, als vielfach angenommen wird. . .“ Niehans bevorzugt daher ein „evolutionäres Modell des wirtschaftstheoretischen Fortschritts“, demzufolge „diese Wissenschaft nicht in einem Zweitakt von Systole und Diastole (oder einem hegelschen Dreitakt von These, Antithese und Synthese) fortschreitet, sondern unter dem anhaltenden Druck beständiger, relativ kleiner, unregelmäßiger und kumulativer Impulse“.

Im Anschluß an den Vortrag von Niehans wurde auf der Tagung u. a. darüber diskutiert, ob die Revolutionsmodelle von Marx und Kuhn wirklich „isomorph“ sind und ob die sog. marginalistische sowie die sog. keynesianische Revolution Paradigmenwechsel darstellen. Im Hinblick auf den vermeintlich „revolutionären“

Gehalt des *Wealth of Nations* interessierte besonders die Frage nach der Herkunft des Konzeptes der „unsichtbaren Hand“ und seiner möglichen Verknüpfung mit der scholastischen Lehre vom „gerechten Preis“. Einige Diskutanten erhoben ferner Bedenken gegen die Vorstellung des Referenten, die Wirtschaftswissenschaft sei eine „offene Wissenschaft“, in der die „Suche nach Wahrheit“ die entscheidende Triebfeder eines kumulativen wissenschaftlichen Fortschrittes sei. Vielmehr gebe es ebenso einen – manchmal sogar „schmutzigen“ – Verdrängungswettbewerb, der u. a. von „Profilierungssucht“ und „inquisitorischen Praktiken“ geprägt sei. Schließlich wurde die auch von Niehans geteilte Ansicht vertieft, daß man möglicherweise zu anderen Ergebnissen gelangt, wenn auch wirtschaftspolitische Konzeptionen sowie die empirische Wirtschaftsforschung in die wissenschaftsgeschichtliche Betrachtung einbezogen werden.

Yuichi Shionoya will in seinem Beitrag „Getting Back Max Weber from Sociology to Economics“ zeigen, daß Webers Soziologie einerseits die gleichen methodologischen Grundlagen wie die neoklassische Wirtschaftstheorie aufweist und andererseits wegen ihrer institutionalistischen Ausrichtung noch heute bei der Lösung aktueller Wirtschaftsprobleme von besonderem Nutzen sein kann: „In order to rescue the historical sciences from the encroachments of metaphysics, Weber fought on two fronts: he tried to replace organicism or holism with methodological individualism, on the one hand, and to replace scientific realism with instrumentalism, on the other.“ Die von Weber dabei vertretenen Konzepte des „Verstehens“ und des „Idealtypus“ unterschieden sich nicht prinzipiell von den in der herrschenden (neoklassischen) Ökonomik gebräuchlichen Methodologien des Individualismus, Subjektivismus und Instrumentalismus. Und die neoklassisch geprägte neue Institutionenökonomik „needs reexamination in light of Weber’s sociology of institutions“, wenn sie bestimmte Erklärungslücken schließen will.

Verschiedene Aspekte dieses Beitrages blieben in der Tagungsdiskussion umstritten – so vor allem die wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung des Werturteilsstreites, Max Webers Methodologie in ihrem Verhältnis zur Österreichischen Schule (insbesondere Menger und Mises), seine instrumentalistische Position, auch im Vergleich mit entsprechenden Ideen Schumpeters, sowie das von Shionoya entworfene (Gegen-)Bild der neoklassischen Gleichgewichtsökonomik. Reichlich Diskussionsstoff lieferte die Frage, warum die moderne Wirtschaftswissenschaft kaum noch von Max Weber Notiz nimmt. Es wurde in diesem Zusammenhang u. a. darauf verwiesen, daß die von Weber auch für die Ökonomik reklamierte „Sinnadäquanz“ keinen rechten Platz in der reinen, auf „Kausaladäquanz“ fixierten Wirtschaftstheorie finde. Webers Ökonomik sei zudem viel breiter angelegt, schließe die Erklärung „nicht-ökonomischer Faktoren“ ein und intendiere – wie die jüngere Historische Schule – die „Einheit der Sozialwissenschaften“.

Hans G. Nutzingers Beitrag „Zwischen Nationalökonomie und Universalgeschichte. Alfred Webers Versuch einer Integration der Sozialwissenschaften“ zeichnet zunächst die wichtigen Stationen im Leben Webers nach und erläutert

sodann – sowohl unter allgemein theoriegeschichtlichen als auch unter speziell lebensgeschichtlichen Aspekten – Webers ökonomisches Erstlings- und Hauptwerk *Über den Standort der Industrien* (1909). Nutzinger betont, daß dieses „national-ökonomische Meisterstück“ Webers zugleich schon den „Abschied von seiner Spezialdisziplin“ bedeutete, denn Weber, der sich zwar weiterhin – vornehmlich in „praktisch-wirtschaftspolitischer Absicht“ – für standorttheoretische Fragestellungen interessierte, entfernte sich durch „seine innere Entwicklung“ immer weiter von der Wirtschaftswissenschaft. Statt dessen traten kultursoziologische, kulturhistorische und lebensphilosophische Fragen in den Vordergrund seines Denkens. Aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht bleibe es eine „schwer zu entscheidende Frage, ob sich Alfred Webers umfassende Kulturosoziologie nicht wenigstens als Ausgangspunkt einer bescheidenen Integration von Geschichtswissenschaft, Soziologie und Politischer Wissenschaft eignet“.

In der Diskussion dieses Beitrages ging es u. a. darum, Alfred Webers Standortlehre auf den Punkt zu bringen, die zeitgenössische Kritik daran (z. B. von Bortkiewicz) in das Urteil einzubeziehen und Webers Ansatz mit anderen einschlägigen Beiträgen aus jener Zeit (etwa dem von Marshall) zu vergleichen. Es wurde ferner darüber debattiert, inwiefern Webers Vision von der Erziehung zum „dritten Menschen“ – zum „Tatmenschen“ im Sinne von Bergson und Keyserling – mit emanzipatorischen Vorstellungen vom „Ökonomen als Erzieher“ harmoniert, die u. a. von Marshall, Eucken und Röpke zum Teil zeitgleich vertreten worden sind. Es schloß sich die Frage an, wie Weber in seinen Arbeiten nach 1945 den Nationalsozialismus „verarbeitet“ hat. Zudem wurden Webers kritische Haltung zum Ordoliberalismus, seine Einstellung zur Marktwirtschaft, in der er vorwiegend ein Instrument der Machtdezentralisierung sah, sowie seine gesellschaftspolitische Position in der (Privat-)Eigentumsfrage besprochen.

Volker Caspari arbeitet in seinem Beitrag heraus, daß „Alfred Marshalls *Industry and Trade* zwischen Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftstheorie“ zu vermitteln sucht. Caspari skizziert zunächst die Entstehungsgeschichte dieses Werkes, das „eine evolutionäre Perspektive“ einnehme, die den „sich wandelnden Formen des Wirtschaftens“ gelte. Es fand bei seinem Erscheinen bei weitem nicht die große Resonanz wie zuvor Marshalls *Principles of Economics*. Während „die meisten angloamerikanischen Rezensenten theoretische Defizite bemerken wollen“, erscheint „deutschen Rezensenten die analysierende Geschichtsdarstellung bemerkenswert“. Vor dem Hintergrund solcher zeitgenössischen Bewertungen analysiert Caspari zuerst allgemein Marshalls methodologische Position, die von dem Erkenntnisziel geleitet gewesen sei, die wirtschaftliche Entwicklung zu erklären. Er widmet sich daraufhin speziell dem Verhältnis von Theorie und Geschichte in *Industry and Trade*. Anhand von Marshalls Analyse monopolistischer Tendenzen in der wirtschaftlichen Entwicklung der vier Industrienationen Großbritannien, Frankreich, Deutschland und USA macht er deutlich, daß das Buch „theoretische Elemente“ enthält (u. a. Ansätze zur Theorie der Produktdifferenzierung, der Preisdiskriminierung und der angreifbaren Märkte), die sich wie „ein roter Faden“

durch das Werk ziehen, was den Zeitgenossen wohl aber weitgehend verborgen geblieben ist.

Die meisten Diskussionsbeiträge galten der Einschätzung des Buches aus damaliger wie heutiger Sicht. Die Meinungen waren geteilt darüber, ob Marshall mit *Industry and Trade* versucht hat, seine *Principles* (beispielsweise die Konzepte der repräsentativen Unternehmung, der Partialanalyse oder der Quasirente) konsequent auf Fragen der wirtschaftlichen Entwicklung anzuwenden, inwiefern die Schlußfolgerungen des Werkes, als es 1919/20 erschien, nicht bereits durch die ökonomischen und sozialen Folgen des Ersten Weltkrieges überholt waren, und ob es dazu beitragen konnte, die Industrieökonomik als eine eigenständige Forschungsrichtung zu begründen. Es wurde hervorgehoben, daß die Monographie nicht auf originären empirischen Erhebungen basiert und außenwirtschaftliche Aspekte vernachlässigt. Nach Auffassung einiger Diskutanten muß das Buch in engem Zusammenhang mit Marshalls pädagogischen Absichten gesehen werden, die zum Teil durch deutsche Vorbilder geprägt worden seien (Hegel, Humboldt, Historische Schule): Auch *Industry and Trade* sollte vornehmlich der (ökonomischen) „Erziehung des englischen Volkes dienen“. Zudem dürften Marshalls Entwurf und Durchsetzung eines selbständigen Studienganges *Economics* nicht als Option für eine rein marginaltheoretisch-deduktive und damit als Absage an eine historisch ausgerichtete Wirtschaftslehre mißverstanden werden.

Harald Hagemann geht in seinem Beitrag zum Thema „Von der Konjunktur- zur Wachstumstheorie: Kontinuität und Evolution im Forschungsprogramm Adolf Löwes“ von dessen Alterswerk aus. In *On Economic Knowledge* (1965) habe er „die wesenhafte Instabilität der Marktprozesse in modernen Industriegesellschaften“ untersucht, die der Wirtschaftspolitik das Dilemma beschere, „daß die Instabilität des Mikroverhaltens einerseits staatliche Stabilisierungsmaßnahmen erfordere, diese Eingriffe andererseits aber nur bei stabilen sozialen Verhaltensregeln mit Aussicht auf Erfolg vorgenommen werden könnten“. Um diesem Problem beizukommen, „entwickelt Löwe seine spezifische Methode, die Instrumentalanalyse, die untersucht, unter welchen Bedingungen der Erfolg wirtschaftspolitischer Maßnahmen prognostizierbar ist“. In *The Path of Economic Growth* (1976) habe er diese Analyse auf das Wachstumsproblem anzuwenden versucht. Im Mittelpunkt stehe dabei die „Traversen-Problematik, d. h. das Studium der Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit eine Volkswirtschaft nach Änderungen einer der exogenen Wachstumsdeterminanten ... in möglichst kurzer Zeit und mit minimalen Opfern auf einen Pfad gleichgewichtigen Wachstums zurückfindet“. Hagemann betont andererseits, daß Löwe „kein geschlossenes Theoriegebäude“ für die Behandlung solcher Wachstumsprozesse geschaffen habe; seine Analyse sei vielmehr durch eine „stellenweise eklektizistische Vorgehensweise geprägt“.

In der Diskussion dieses Beitrages gingen die Meinungen darüber auseinander, wie die Konjunkturlehre Löwes, die in Haberlers profundem Literaturbericht *Prosperität und Depression* (erstmalig 1937) unerwähnt blieb, dogmengeschichtlich

einzuordnen ist und inwieweit Löwes Überlegungen auf der Höhe der damaligen konjunktur- und wachstumstheoretischen Diskussion waren. Als Vergleichsmaßstäbe könnten u. a. Schumpeters Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, Hayeks monetäre Überinvestitionstheorie und Leontiefs Input-Output-Analyse dienen. Im einzelnen interessierte den Ausschuß, ob Löwes Analyse (letztlich doch) der Gleichgewichtstheorie zuzurechnen ist oder ob sie bereits Ungleichgewichtsansätze enthält, ferner ob sein Modell tatsächlich die technologische und nicht bloß die friktionelle Arbeitslosigkeit zu erklären vermag, und endlich, welche Rolle die Instrumentalanalyse in seinem Werk spielt bzw. in welchen Anwendungsfällen sie der (reinen) „Modellschreinerei“ überlegen ist.

Den Referenten bin ich für die sorgfältige Überarbeitung ihrer Beiträge im Licht der Tagungsdiskussion dankbar. Des weiteren danke ich ganz besonders zum einen Bernd Kauffmann, dem Präsidenten der Stiftung Weimarer Klassik, der es dem Ausschuß ermöglicht hat, in den stilvollen Räumen des Goethe- bzw. Schillermuseums zu tagen, sowie zum anderen Olaf Sievert, dem Präsidenten der Landeszentralbank im Freistaat Sachsen und in Thüringen, der in großzügiger Weise finanziell geholfen hat, das Rahmenprogramm zu gestalten, in dessen Verlauf der Ausschuß mit seinen Gästen einen festlichen Abend im „Hotel Elephant“ verbringen und zwischen den Sitzungen u. a. die Wohnhäuser von Goethe und Schiller, das Wittumspalais, die Anna-Amalia-Bibliothek sowie das Nietzsche-Archiv besichtigen konnte. Bei der Vorbereitung und Durchführung der Tagung haben mich Heike Scholz von der Stiftung Weimarer Klassik sowie mein Assistent Matthias Schmolz in vielerlei Hinsicht unterstützt. Beiden danke ich ebenso herzlich wie Karin Larrahe, deren Mitarbeit bei der Herausgabe dieses Bandes wieder unentbehrlich war. Schließlich nehme ich diese Gelegenheit gern wahr, dem Verlag Duncker & Humblot, namentlich Heike Frank, die für die Herstellung der von mir herausgegebenen Bände XII bis XV der „Studien“ zuständig war, für die konstruktive Zusammenarbeit in den letzten vier Jahren vielmals zu danken.

Den nächsten Band der „Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie“ wird Erich W. Streissler – mein Nachfolger im Amt des Ausschußvorsitzenden – herausgeben. Der Band soll jene Referate aufnehmen, die auf der 16. Tagung des Dogmenhistorischen Ausschusses am 6. und 7. April 1995 in Salzburg vorgetragen worden sind und sich mit der Umsetzung wirtschaftspolitischer Grundkonzeptionen in die kontinentaleuropäische Praxis des 19. und 20. Jahrhunderts befaßt haben.

Heinz Rieter

Inhaltsverzeichnis

Revolution und Evolution in der Wirtschaftstheorie

Von *Jürg Niehans*, Moraga/USA 13

Getting Back Max Weber from Sociology to Economics

By *Yuichi Shionoya*, Tokyo/Japan 47

Zwischen Nationalökonomie und Universalgeschichte. Alfred Webers Versuch einer Integration der Sozialwissenschaften

Von *Hans G. Nutzinger*, Kassel 67

Alfred Marshalls *Industry and Trade* zwischen Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftstheorie

Von *Volker Caspari*, Frankfurt am Main 101

Von der Konjunktur- zur Wachstumstheorie: Kontinuität und Evolution im Forschungsprogramm Adolf Löwes

Von *Harald Hagemann*, Stuttgart-Hohenheim 123

Revolution und Evolution in der Wirtschaftstheorie

Von *Jürg Niehans*, Moraga/USA

Einleitung¹

Die Geschichte der Wirtschaftswissenschaft wird heute vielfach als eine Folge von Revolutionen und Konterrevolutionen dargestellt, in denen aufeinanderfolgende Schulen zur Herrschaft gelangen, um in einer Krise von der nächsten Schule gestürzt zu werden². Zum Teil ist dies eine bloße Frage des Wortgebrauchs, des akademischen Jargons, der Rhetorik. Jedermann ist frei, seine Worte nach Belieben zu wählen, und wenn jemand eine bessere Mausefalle eine Revolution nennt, wer will ihm widersprechen? Zum Teil aber wirft die revolutionäre Interpretation unserer Wissenschaftsgeschichte eine substantielle Frage auf, nämlich die Frage nach dem dynamischen Mechanismus, der die Wissenschaft vorwärts treibt. Diese substantielle Frage, und nicht der Wortgebrauch, ist Gegenstand dieses Aufsatzes.

Im ersten Teil wird das revolutionäre Modell dargestellt, das von Karl Marx für die politische Geschichte entwickelt, später von Clément Juglar und Joseph Schumpeter auf die Wirtschaft angewendet und schließlich von Thomas Kuhn auf die Wissenschaftsgeschichte übertragen worden ist. Das hauptsächliche Merkmal dieser Übertragung besteht darin, daß der wissenschaftliche Fortschritt mit innerer Notwendigkeit in einem Pulsschlag von Revolution und Stagnation erfolgt. Im zweiten Teil werden vier dogmenhistorische Episoden, die besonders häufig als Revolutionen interpretiert worden sind, auf ihre Übereinstimmung mit diesem Modell geprüft. Dabei zeigt sich, daß revolutionäre Elemente eine geringere Rolle spielen, als vielfach angenommen wird, und wahrscheinlich auch eine geringere als in gewissen Naturwissenschaften. Im dritten Teil wird deshalb ein anderes, „evolutionäres“ Modell des wirtschaftstheoretischen Fortschritts entwickelt. Sein Merkmal liegt darin, daß diese Wissenschaft nicht in einem Zweitakt von Systeme

¹ Dieser Aufsatz ist eine Weiterentwicklung der Bateman-Vorlesung, die der Verfasser am 14. Oktober 1992 an der Universität von Westaustralien in Perth gehalten hat. Während der Titel gleich geblieben ist, hat der Inhalt in mancher Hinsicht eine Umgestaltung erfahren – wenn auch keine Revolution, so doch eine Evolution. Der Verfasser dankt den Teilnehmern an der Tagung des Dogmenhistorischen Ausschusses vom 11. bis 13. April 1994 in Weimar für ihre Diskussionsbeiträge. Soweit wie möglich wird auf sie in Fußnoten hingewiesen. Englische Textstellen wurden durch den Verfasser übersetzt.

² Beispiele bieten Hicks 1976, Hutchison 1978, und Alcouffe in Hanusch 1992, 14.

und Diastole (oder einem hegelschen Dreitakt von These, Antithese und Synthese) fortschreitet, sondern unter dem anhaltenden Druck beständiger, relativ kleiner, unregelmäßiger und kumulativer Impulse.

Es ist allerdings unmöglich, dieses Thema im knappen Rahmen eines Aufsatzes für das ganze riesenhafte und vielgestaltige Gebiet der heutigen Wirtschaftswissenschaft abzuhandeln. Die moderne Volkswirtschaftslehre hat viele Gesichter. Zum Teil besteht sie aus Verständnis der Geschichte, vor allem der Wirtschaftsgeschichte. Zum Teil besteht sie aus wirtschaftspolitischen Leitregeln, „Doktrinen“, die meisten von ihnen wandelbar und ewig umstritten. Zu einem großen und wichtigen Teil ist Nationalökonomie eine Kunst, nämlich die Kunst, für konkrete und einmalige historische Situationen das „richtige“ Modell zu konstruieren. Und schließlich gehört zur Volkswirtschaftslehre ein Teil, der (fast) unzweifelhaft Wissenschaft ist, nämlich die Wirtschaftstheorie, die „reine“ Theorie³. Dieser Aufsatz ist auf diese letzte Komponente beschränkt. Diese Beschränkung ist einschneidend, da sie einen großen Teil dessen ausschließt, was üblicherweise „Dogmengeschichte“ genannt wird. Zudem habe ich den Verdacht, daß die Verhältnisse in anderen Zweigen des ökonomischen Denkens teilweise anders liegen könnten als in der Theorie⁴.

Im Laufe der folgenden Ausführungen wird es mitunter nötig sein, den Stand der Wirtschaftstheorie in einem bestimmten Zeitpunkt gesamthaft zu bezeichnen. Grundsätzlich besteht die jeweilige Wirtschaftstheorie aus sämtlichen Begriffen, Theoremen und Sätzen, die bis zu jenem Zeitpunkt jemals aufgestellt worden sind. Von diesem riesenhaften und unübersehbaren analytischen Instrumentarium wird aber jeweils nur ein relativ kleiner Teil gebraucht und gelehrt, während der überwiegende Teil weder gebraucht noch gelehrt wird und überwiegend in Vergessenheit geraten ist. Für den aktiven Teil der Wirtschaftstheorie wird im Englischen häufig die Bezeichnung „mainstream economics“ gebraucht, die ungefähr die richtige Vorstellung erweckt. In deutscher Sprache finde ich nichts Besseres als „Schulökonomie“ und werde deshalb dieses Wort gebrauchen. Es hat aber den Beigeschmack einer Inquisition, die über die Reinheit einer orthodoxen Lehre wacht. Diese Konnotation ist durchaus verfehlt, da „mainstream economics“ ein gewollt verschwommener Begriff ist, dessen Inhalt sich aus den beständigen Kontroversen der Theoretiker, aus der Konkurrenz der Lehrbuchschreiber und den Vorlieben und Interessen der Studierenden laufend neu herausbildet. Wir alle haben als Wissenschaftler die Hoffnung, unsere „Entdeckungen“ in die Schulökonomie eingehen

³ Die vorstehende Interpretation der Volkswirtschaftslehre ist in *Niehans* 1981 näher ausgeführt.

⁴ *Otmar Issing* fragte nach der Art dieser Unterschiede. Ohne eingehende Untersuchung lassen sich darüber bestenfalls Vermutungen anstellen. Bei den wirtschaftspolitischen Doktrinen ist häufig ein zyklischer Wechsel festgestellt worden, und dieser scheint mitunter Züge von Marxens Revolutionsmodell zu tragen. Bei der Sammlung von Tatsachenmaterial ist der kumulative Fortschritt unzweifelhaft, bei der Suche nach empirischen Gesetzmäßigkeiten jedoch kaum.

zu sehen, aber die Erfüllung dieser Hoffnung hängt vom chaotischen Markt der Ideen ab.

Schließlich ist eine weitere Vorbemerkung erforderlich. Die folgenden Überlegungen zu einem alten und großen Thema können offenbar nicht im geringsten den Anspruch erheben, ihren Gegenstand abschließend zu behandeln. Obgleich aus den Tatsachen der Wissenschaftsgeschichte abgeleitet, haben sie vielmehr den Charakter eines Diskussionsbeitrages, dessen größter Nutzen vielleicht darin besteht, zum Widerspruch herauszufordern.

I. Das revolutionäre Modell

Wer die ökonomische Wissenschaftsgeschichte nach Revolutionen durchsuchen will, muß sich vorerst darüber schlüssig werden, an welchen Merkmalen wissenschaftliche Revolutionen zu erkennen sind, durch welche Eigenarten sie sich von andersartigen Veränderungen unterscheiden. Nötig ist die Konstruktion eines Modells wissenschaftlicher Revolutionen, das mit der Wissenschaftsgeschichte verglichen werden kann. Eine wissenschaftliche Revolution ist ein Gleichnis, eine Metapher. Diese soll ausdrücken, daß das betreffende Modell ähnlich konstruiert ist wie das einer „eentlichen“ Revolution⁵. Was ist eine Revolution? Das Wort war schon früh vieldeutig. Zur Zeit von Kopernikus bezeichnete es die Umläufe der Himmelskörper, und davon ist wohl die Vorstellung zyklischer Wiederkehr übrig geblieben, die bis heute nachschwingt. Schon vorher wurde das Wort aber auch für das Herumwerfen eines Fieberkranken benützt (*Funkenstein* 1988, 157), und davon ist ebenfalls etwas übrig geblieben. Seit der Aufklärung sind aber die „eentlichen“ Revolutionen die politischen im Sinne einer Umwälzung der Gesellschaftsordnung. In diesem Abschnitt werden daher die Wesenszüge des revolutionären Modells zuerst für die politische Geschichte herausgearbeitet und anschließend auf die Wirtschaft und die Wissenschaft übertragen.

1. Politische Revolutionen

Über wenige Begriffe wurde von Historikern, Philosophen, Politikern, Politikwissenschaftlern und Agitatoren so unentwegt debattiert wie über den der Revolution. Eine Durchsicht der Literatur ergibt die folgende, bewußt eklektische Liste von Merkmalen, die eine Veränderung der Staatsordnung als eine Revolution kennzeichnen⁶:

⁵ „Die Verwendung von Metaphern durch den Historiker gleicht stark der Verwendung von Modellen durch den Naturwissenschaftler“ (*Frängsmyr* 1988, 164).

⁶ Siehe insbesondere *Bauer* 1908, *Brinton* 1952, *Laqueur* 1968, *Pettee* 1971, *Woddis* 1972, *Blackey / Paynton* 1976, *Johnson* 1982, *Hobsbawm* 1986.

- (1) Die Veränderung muß „groß“ oder „radikal“ sein. Dabei bleibt die Bedeutung des Adjektivs allerdings offen. Das Erfordernis ist zudem nicht allgemein anerkannt, und nicht selten wird argumentiert, es komme mehr auf die Art der Veränderung als auf ihre Größe an. Andererseits genügt die Größe der Veränderung allein sicher nicht, denn sonst hätte selbst eine Reihe von Zufallszahlen ihre „Revolutionen“.
- (2) Die Veränderung muß einer revolutionären Absicht entspringen. Kaum eine Revolution hat stattgefunden, ohne daß Revolutionäre planmäßig auf sie hingearbeitet haben.
- (3) Absicht ist der Aufbau einer neuen Gesellschaftsordnung durch Zerstörung (und nicht Reform) der alten. Dazu gehören insbesondere die nächstfolgenden vier Punkte.
- (4) Neue Führer stürzen die alten Führer.
- (5) Eine neue Klasse kommt zur Herrschaft und verdrängt die alte herrschende Klasse.
- (6) Eine neue Ideologie tritt an die Stelle der alten.
- (7) Vermögen und Einkommen werden umverteilt, die Eigentumsrechte werden geändert.
- (8) Die Revolution folgt auf eine Periode des Niedergangs und ist gefolgt von einer Periode des Aufschwungs.
- (9) Die Veränderung der Gesellschaftsordnung erfolgt plötzlich, schlagartig.
- (10) Die bisherige Verfassung wird verletzt; die Veränderung wird mit Gewalt durchgesetzt. Auch die größte Umgestaltung des Staates ist keine Revolution, wenn sie in einer Demokratie nach den Verfassungsbestimmungen über Verfassungsänderungen durchgeführt wird.

Eine Sammlung solcher Merkmale ist noch kein Modell. Sie gibt aber Auskunft darüber, welche Erscheinungen ein Modell der politischen Revolution reproduzieren, abbilden soll. Erstmals ein solches Modell entworfen zu haben, ist der hauptsächlichste Ruhmestitel von Karl Marx, von dem seither alle Diskussion von Revolutionen, sei es in Politik, Wirtschaft, Technik oder Wissenschaft, ihren Ausgang nehmen muß⁷.

Marxens Modell ist wohlbekannt. Sein Kern ist das dialektische Zusammenspiel dreier Elemente oder Ebenen der Gesellschaftsordnung, nämlich der Produktivkräfte, der Produktionsverhältnisse und des ideologischen Überbaus⁸. Zur Ebene

⁷ Zurecht hat *Bertram Schefold* daran erinnert, daß sich Revolutionsvorstellungen bis in die Antike zurückverfolgen lassen und daß aus ihnen auch andere Modelle als das von Marx gebildet werden können, die dann auch zu anderen dogmenhistorischen Ergebnissen führen. Nichtsdestoweniger sind mir vor Marx keine Vorstellungen bekannt geworden, welche die Bezeichnung „Modell“ verdienen.

der Produktivkräfte gehören das technische Wissen, die verfügbaren Naturschätze und die Bevölkerung. Auf der Ebene der Produktionsverhältnisse oder, wie man heute eher sagen würde, des Wirtschaftssystems finden wir die Klassenstruktur der Gesellschaft, die Einkommens- und Vermögensverteilung, die Eigentumsrechte, die Arbeitsteilung und die Hierarchie der Leitungsbefugnisse. Der ideologische Überbau schließlich umfaßt die Staatsorganisation, Politik, Recht, Religion, Kunst, Literatur, Philosophie und Wissenschaft.

Die Produktivkräfte schreiten durch Entdeckungen, Erfindungen und Bevölkerungswachstum unaufhaltsam vorwärts. Für ihren effizienten Einsatz wäre es erforderlich, daß das Wirtschaftssystem zu jedem Zeitpunkt auf sie abgestimmt ist. Andernfalls wird die Wirtschaft zunehmend ineffizient. Diese kontinuierliche Anpassung ist jedoch nicht möglich. Dies liegt daran, daß der Veränderung des Wirtschaftssystems durch den ideologischen Überbau Schranken auferlegt werden. Der ideologische Überbau selbst aber ist starr, und zwar deshalb, weil er von der herrschenden Klasse genau zum Zweck der Verteidigung des bestehenden Wirtschaftssystems errichtet wurde.

Dies hat zur Folge, daß sich im Laufe der Zeit zwischen dem Stand der Produktivkräfte und dem Wirtschaftssystem immer größere Spannungen entwickeln. Dies sind Marxens „innere Widersprüche“. Das Wirtschaftssystem wird zur Fessel der Produktivkräfte. Wird die Spannung zu groß, tritt katastrophenartig die Revolution ein. Der bestehende Überbau bricht zusammen; eine neue herrschende Klasse gibt sich einen neuen Überbau. Das Wirtschaftssystem wird ruckartig an die Produktivkräfte angepaßt, die Effizienz der Wirtschaft wird vorerst wiederhergestellt. Über kurz oder lang wiederholt sich jedoch dieser Prozeß, die Geschichte wird zu einer Abfolge von Revolutionen. Marxens *Kapital* sollte den wissenschaftlichen Nachweis erbringen, daß die nächstfolgende Revolution unvermeidlich sei, daß sie aber auch die letzte sein werde.

Damit hatte Marx ein Modell entworfen, das die meisten der Merkmale politischer Revolutionen zu reproduzieren erlaubt. Obgleich zunächst nur für politische Revolutionen bestimmt, ist es offenbar vielseitiger Verallgemeinerung fähig. An die Stelle der Produktivkräfte kann irgendeine exogene Kraft treten, die beständig, wenn auch vielleicht unregelmäßig wirksam ist. Diese Kraft stößt auf einen Widerstand, so daß eine zunehmende Spannung entsteht. Das dritte Element des Modells ist ein nichtlinearer Mechanismus, der die Spannung, wenn sie einen kritischen Punkt erreicht hat, plötzlich löst. Durch das Zusammenspiel der Kraft, des Widerstandes und des Entspannungsmechanismus verwandelt sich die beständige Kraft

⁸ Das Modell wird entwickelt im ersten Teil der *Deutschen Ideologie*, zusammengefaßt in der Streitschrift gegen Proudhon *Das Elend der Philosophie* (Kap. 2, §1) sowie im Vorwort zur *Kritik der politischen Ökonomie* und am schlagkräftigsten formuliert im *Manifest der kommunistischen Partei* (Marx/Engels 1932-3). Es liegt auf der Hand, daß die folgende Reduktion von Marxens Geschichtsverständnis auf ein mechanistisches Modell der Komplexität seines Denkens nicht gerecht werden kann. Herausgearbeitet werden lediglich jene Bauelemente, die für die Fragestellung dieses Aufsatzes wesentlich sind.

in eine ruckartige Bewegung. Mechanische Beispiele dafür sind der Dampfhammer, die Unruhe einer Uhr oder ein wassergetriebenes Hammerwerk. Denkbar sind offenbar auch andersartige Modelle. So verwandelt der Explosionsmotor ruckartige Impulse in beständige Bewegung und ein Schaukelpferd oder ein Pendel verwandelt unregelmäßige Anstöße in gedämpfte Oszillationen von bestimmter Frequenz. Wieder andere Modelle beschreiben theoretisch ein Perpetuum Mobile, das aus einer bestimmten Ausgangslage ohne exogene Kraftquelle eine ewige Wellenbewegung erzeugt. Die Frage ist, ob ein bestimmter historischer Prozeß, beispielsweise die Geschichte der Wirtschaftstheorie, in der Tat durch das revolutionäre Modell befriedigend abgebildet wird.

2. Wirtschaftliche Revolutionen

Schon früh, vor Marx, begannen Wirtschaftshistoriker „Revolutionen“ auch in der Wirtschaft zu finden, und Arnold Toynbee verhalf dem Begriff der „industriellen Revolution“ gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu allgemeiner Verbreitung (*Checkland* 1987). Ansätze zu einem eigentlichen Modell wirtschaftlicher Revolutionen sind aber eher in der nationalökonomischen Literatur zu suchen. Insbesondere war es Clément Juglar (1819-1905), der ein solches Modell in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts zu einem wichtigen Element seiner Konjunkturtheorie machte⁹. In dieser Theorie ist das langfristige Wachstum der Volkswirtschaft, unterstützt von technischen Neuerungen, die beständig wirkende Kraft. Die dynamischen Wechselwirkungen zwischen Preisen, Zinssätzen und Bankliquidität verwandeln diese Kraft in zyklische Oszillationen. Ein nichtlinearer Erwartungsmechanismus läßt jeweils den Niedergang zu einer stoßartigen Katastrophe, einer Krise werden.

Zum hauptsächlichen Vorkämpfer des revolutionären Modells in der Konjunkturtheorie machte sich Joseph Schumpeter, der zwar nicht Marxist, aber von Marx tief beeinflußt war. Die treibende Kraft der wirtschaftlichen Entwicklung war für ihn, wie für so viele vor ihm, der Strom der neuen Möglichkeiten, die von Wissenschaft, Technik und anderen exogenen Umständen fortwährend zur Verfügung gestellt werden (*Schumpeter* 1926, 128-9; 1939, 84-5, 130). Die Verwirklichung solcher Neuerungen stößt aber auf Widerstand, sei es weil neue Produkte anfänglich auf Ablehnung stoßen, weil die erforderlichen Produktionsmittel und Absatzkanäle zunächst fehlen oder weil die Rechtsordnung Hindernisse in den Weg legt (1926, 126-7; 1939, 99-100). Die Brechung dieses Widerstandes ist die Funktion der Unternehmer. Früher oder später vermögen einige der besten unter diesen den Widerstand in der Tat zu überwinden und Neuerungen durchzusetzen. Damit verringert sich zunächst der Widerstand, so daß nun auch weitere Unternehmer zum Erfolg kommen (1926, 339-40; 1939, 99). Für die Unternehmer sieht jedoch Schumpeter

⁹ Dies wird in *Niehans* 1992 näher ausgeführt.

eine Art Gesetz abnehmender Grenzeffizienz (1926, 117-8, 121-2, 126). Nach einiger Zeit des Aufschwungs ist deshalb das Reservoir fähiger Unternehmer erschöpft. Andererseits erzeugen die Neuerungen zunehmende wirtschaftliche Turbulenzen, wodurch sich der Widerstand wieder erhöht. Infolgedessen beginnen die Neuerungen zu versiegen; der Aufschwung geht in Stagnation über. Unternehmer treten deshalb nicht gleichmäßig oder in unregelmäßiger Folge auf, sondern in Scharen (1926, 334-5; 1939, 97-8). Auch der Kreditapparat spielt in Schumpeters Konjunkturtheorie eine Rolle, aber während er bei Juglar an erster Stelle steht und der Neuerungsprozeß an zweiter, verhält es sich bei Schumpeter umgekehrt.

Schumpeter glaubte bekanntlich nicht nur *einen* derartigen Konjunkturzyklus feststellen zu können, sondern drei einander überlagernde Zyklen, nämlich die kurze Kitchin-, die mittellange Juglar- und die lange Kondratiefwelle. Die letztere identifizierte er ausdrücklich als eine Folge von wirtschaftlichen Revolutionen (1939, 168-70, 302, 397; 1943, 67-8, 83). In allen sah er grundsätzlich den gleichen Mechanismus am Werk. In seinen späteren Jahren betonte er an diesem Mechanismus vor allem die Tatsache, daß die Durchsetzung des Neuen mit der Zerstörung des Bestehenden verbunden sei. Diese „schöpferische Zerstörung“ drückt dem revolutionären Prozeß ihren Stempel auf (1943, 81-6).

3. Wissenschaftliche Revolutionen

Schon seit der Aufklärung wurde das revolutionäre Modell, in einer Erweiterung der Metapher, auch auf die Wissenschaft angewendet (*Porter* 1986, 290). Marx hat dies nicht getan. Für ihn war die Politische Ökonomie mit ihren Schulen ein Teil des intellektuellen Überbaus, ihre periodische Umwälzung ein Teil der politischen Revolution. In der klassischen Nationalökonomie sah er eine Offensivwaffe des Bürgertums im Kampf des aufsteigenden Kapitalismus gegen das Feudalsystem. Die „romantische“ oder „Vulgärökonomie“ diente dem Bürgertum im Niedergang des Kapitalismus als Defensivwaffe gegen den Sozialismus des Proletariats. Für eine besondere Dynamik der Wissenschaft war da kein Raum.

Bei Schumpeter hingegen ist eine revolutionäre Interpretation der Dogmengeschichte zu erkennen, wenn auch erst spät, nur teilweise und wenig deutlich. Der Schlußabschnitt seiner *Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte* ist ein Lobgesang auf die Kontinuität der wissenschaftlichen Entwicklung (*Schumpeter* 1914, 124; ähnlich auch 1954, 6, 379). Von einer Übertragung der Gedanken über unternehmerische Neuerungen, die er kurz vorher in seiner *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* vorgetragen hatte, auf wissenschaftliche Neuerungen ist nichts zu finden. In der unvollendeten *History of Economic Analysis* blieb der Abschnitt, der sich mit dieser Frage hätte beschäftigen sollen, zwar ungeschrieben (*Schumpeter* 1954, 51), aber was in den Einleitungen zu den einzelnen Teilen des Werkes ausgeführt ist, läßt immerhin die Umrisse eines revolutionären Modells erkennen.

Insbesondere identifizierte Schumpeter eine Reihe von „klassischen Situationen“. Die erste war mit Adam Smith erreicht, die zweite war personifiziert in John Stuart Mill und die dritte bildete sich in den 1890er Jahren heraus. Diese klassischen Situationen sah Schumpeter jeweils getrennt durch Perioden der Kontroverse, des Durchbruchs von Neuerungen und der Beseitigung „toten Holzes“, für die er nicht selten das Wort „Revolution“ verwendete¹⁰. Diese Interpretation wurde aber von Schumpeter mit so wenig Nachdruck vorgetragen, daß man den Eindruck erhält, sie habe ihm vor allem zur Rechtfertigung der Dreiteilung seines Werkes gedient.

Es blieb Thomas Kuhn vorbehalten, das revolutionäre Modell ausdrücklich auf die Wissenschaft zu übertragen (*Kuhn* 1970). Inwiefern Kuhn von Marx beeinflusst war und ob er sein Werk überhaupt kannte, vermag ich nicht zu sagen. Genannt hat er ihn jedenfalls nicht. Mindestens eine indirekte Beeinflussung kann jedoch kaum ernsthaft bezweifelt werden, beruft sich Kuhn doch auf die lange Tradition der revolutionären Interpretation auf anderen Gebieten der Geistesgeschichte und beschreibt seinen originellen Beitrag als die Übertragung dieser Tradition auf die Geschichte der Naturwissenschaft (93-4, 208). Daß aber jene Tradition von Marx dominiert ist, liegt auf der Hand.

In Kuhns Modell geht die treibende Kraft von den empirischen Beobachtungen aus, die in einem beständigen, wenn auch unregelmäßigen Strom anfallen. Die Theorien, die von der „normalen“ Wissenschaft geliefert werden, sollten grundsätzlich den gleichzeitigen Stand der empirischen Kenntnisse spiegeln. In Tat und Wahrheit tun sie das aber in der Regel nicht. Der Grund liegt darin, daß die Theorie nicht nur von den empirischen Beobachtungen abhängt, sondern auch von dem, was Kuhn das herrschende „Paradigma“ nannte. Das Paradigma aber ist seinem Wesen nach starr, zu laufender Anpassung unfähig (84-5, 150), und dies hemmt auch die Anpassung der Theorien. Im Zuge des wissenschaftlichen Fortschritts bildet sich deshalb zwischen Theorie und Beobachtung eine wachsende Spannung heraus. Wenn diese einen kritischen Punkt überschritten hat, stellt sich eine „Krise“ ein (Kap. VII, 77). Das alte, obsolete Paradigma wird über Bord geworfen und durch ein neues ersetzt (5-6, 52). Dies ist für Kuhn eine wissenschaftliche Re-

¹⁰ Die Periode 1790-1870 beschreibt Schumpeter in folgenden Worten: „Am Anfang kam frische Aktivität, die es hoffnungsvoll mit dem toten Holz aufnahm; dann beruhigten sich die Dinge und es bildete sich eine typische klassische Situation in unserem Sinne heraus, zusammengefaßt in der typischen klassischen Leistung von J. S. Mill. ... Darauf folgte Stillstand...“ (*Schumpeter* 1954, 380). Von der nächsten Periode heißt es: „Auf diese ‚Revolutionen‘ folgten zwei Jahrzehnte des Kampfes und der mehr oder weniger erhitzten Diskussionen. Aus diesen erwuchs in den neunziger Jahren eine typische klassische Situation in unserem Sinne...“ (753-4). Im oberflächlichen Beobachter habe diese den Eindruck der Endgültigkeit hervorgerufen, der „Endgültigkeit eines griechischen Tempels, dessen vollendete Umrisse sich vom wolkenlosen Himmel abheben“ (754). Im letzten Vorkriegsjahrzehnt habe der Beobachter Zeichen erneuten Niedergangs, neuer Risse und unabgeschlossener Revolutionen erkannt, aber durch Revolution und Konsolidierung habe die Periode wesentliche Fortschritte gebracht (754; vgl. auch 1142).

volution. Die Anerkennung eines neuen Paradigmas schließt in sich die Verwerfung des alten; wissenschaftlicher Fortschritt ist deshalb, in Schumpeters Terminologie, ein Prozeß schöpferischer Zerstörung (67, 84-5, 95, 97-8, 166). Die Geschichte der Wissenschaft wird damit zu einer Abfolge von Perioden paradigmagebundener „normaler“ Wissenschaft, unterbrochen von Revolutionen (12, 208). Dieses Wissenschaftsmodell ist isomorph zu Marxens Modell der politischen Revolutionen. Die empirischen Beobachtungen entsprechen den Produktivkräften, die Theorien entsprechen den Produktionsverhältnissen, dem Wirtschaftssystem, und das Paradigma entspricht dem intellektuellen Überbau¹¹.

Die große Frage ist natürlich, was Kuhn mit seinen Paradigmen gemeint hat. Seine Antwort muß aus mancherlei Hinweisen herausgelesen werden. Dabei kristallisieren sich, ausgehend vom Wortsinn eines „Musterbeispiels“, zwei Bedeutungen oder Bündel von Bedeutungen heraus. Ein Paradigma im einen Hauptsinne beschreibt Kuhn als das, was gelehrt und gelernt wird, die geltende Lehre, die Schulwissenschaft. Daraus ergibt sich aber kein revolutionäres Modell, da ein so nebelhaftes Gebilde keinen starren Widerstand leistet und sich ohne weiteres fließend an neue Forschungsergebnisse anpassen läßt¹². Im anderen Hauptsinne versteht Kuhn das Paradigma als eine fundamentale Vorstellung, die wissenschaftlichen Theorien zugrundeliegt (79, 100, 109). Dies muß gemeint sein, wenn Kuhn sein revolutionäres Modell entwickelt. Kuhn hält ausdrücklich fest, daß dieses Modell nicht nur für große Umwälzungen bestimmt ist; es kommt auf die Qualität, nicht die Quantität der Veränderung an (6-7, 49, 92-3, 180-1).

Das Paradigma selbst ist der direkten Überprüfung entzogen. Der Paradigmenwechsel gleicht einer „Bekehrung“, die selbst nicht von einem Paradigma geleitet werden kann (151), und ist somit das wissenschaftshistorische Gegenstück zu einer verfassungswidrigen Verfassungsänderung (94). Ein Paradigma wird benützt, solange es fruchtbare Theorien zu liefern verspricht, wird aber verworfen, sobald eine andere Vorstellung bessere Ergebnisse erwarten läßt (23-4). Vom Modell des Wirtschaftstheoretikers unterscheidet sich das Paradigma durch seinen fundamentalen Charakter. Modelle wechselt der Nationalökonom von Tag zu Tag, wie Hemden, und jeder benützt vorzugsweise seine eigenen. Ein Paradigma hingegen schafft den Rahmen für ganze Scharen von Modellen, vielleicht während Jahrzehnten (23-42, 109). Es enthält eine Vorstellung darüber, „wie die Welt gebaut ist“ (5, Kap. X), eine gestaltphilosophische Weltsicht (111-2, 150). In einer reifen Wissenschaft gilt zu jeder Zeit nur ein einziges Paradigma, nicht mehrere nebeneinander.

¹¹ Zu jenen, die diesen Isomorphismus früh erkannten, gehörte, wie man zu erwarten geneigt ist, Martin Bronfenbrenner. „Kuhns eigene Katastrophentheorie“, so schrieb er, „tönt mitunter wie ein gescheiter Großsohn oder Großneffe der Hegelschen oder Marxschen Dialektik“ (Bronfenbrenner 1971, 138).

¹² Kuhns Paradigma ist auch mit Schumpeters „Vision“ einer Theorie in Verbindung gebracht worden (Blaug 1973, 276-7). Diese ist jedoch durchaus persönlicher Art und braucht von keinem anderen Individuum geteilt zu werden. Zudem entbehrt auch sie der Starrheit, so daß von ihr kein Widerstand gegen Neuerungen ausgehen kann.

Der Übergang zu einem neuen Paradigma ist von einem Wechsel im Personal der Wissenschaft begleitet; auch in der Wissenschaft verlangen neue Ideen neue Menschen (150-1). Die Vorstellung, die Wissenschaft entwickle sich durch kumulative Mehrung des Wissens, ohne Zerstörung, ist eine optische Täuschung des Wissenschaftshistorikers (136).

In den drei Jahrzehnten seit Kuhns Beitrag ist die Diskussion der Wissenschaftshistoriker und -philosophen zu anderen Konzepten und Themen weitergeschritten. Für den Nationalökonom bleibt die Frage, ob die Geschichte der Wirtschaftstheorie im Rahmen des revolutionären Modells sinnvoll interpretiert werden kann. Dieser Frage gilt der zweite Teil dieses Aufsatzes.

II. „Revolutionen“ in der Wirtschaftstheorie

Der Schauplatz von Kuhns Revolutionsmodell ist, genau besehen, nur ein begrenztes Untergebiet der Wissenschaft, nämlich die Physik und Teile der Chemie¹³. Die Geisteswissenschaften sind nicht einbezogen, und die Wirtschaftswissenschaft wird nur am Rande erwähnt (*Kuhn* 1970, 161)¹⁴. Es stellt sich die Frage, ob das revolutionäre Modell auf die Geschichte der Wirtschaftstheorie paßt. Um sie zu beantworten, werden in diesem Abschnitt vier Episoden, denen häufig ein revolutionärer Charakter beigemessen wurde, auf ihre Konformität mit jenem Modell überprüft. Diese Liste umfasst nicht alle derartigen Episoden. So schließt sie nicht ein, was Hutchison als Ricardos methodologische Revolution bezeichnete (*Hutchison* 1978, 8, 294-5), die spieltheoretische „Revolution“ von von Neumann und Morgenstern, die monetaristische „Gegenrevolution“ zum Keynesianismus und die „Revolution“ der rationalen Erwartungen. Außer Betracht bleibt in diesem Zusammenhang auch Karl Marx, da die revolutionäre Wirkung seines Werks auf der Ebene der Politik und nicht der Wirtschaftstheorie liegt.

1. Adam Smith

Die früheste Episode, die häufig als Revolution beschrieben worden ist, ist das Erscheinen von Adam Smiths *Wohlstand der Nationen*. Wenn es bei Revolutionen in erster Linie auf die Größe des wissenschaftlichen Beitrags ankäme, wäre dies in der Tat der Inbegriff einer solchen. Kein anderes ökonomisches Werk außer Marxens *Kapital* hat seinem Verfasser einen auch nur annähernd gleichen Ruhm erworben und Einfluß auf die Weltgeschichte verschafft. Schumpeter nennt es, mit der

¹³ *Frängsmyr* (1988, 168-72) nennt die Geologie als Beispiel dafür, daß Kuhns Modell auch in der Naturwissenschaft nicht auf alle Fälle paßt.

¹⁴ Den Hinweis auf diese Erwähnung verdanke ich *Heinz Rieter*.

möglichen Ausnahme von Charles Darwins *Ursprung der Arten*, das erfolgreichste wissenschaftliche Buch aller Zeiten und Wissenschaften (Schumpeter 1954, 181). Wie gesagt kann es aber nicht in erster Linie auf die Größe einer Umwälzung ankommen, und so stellt sich die Frage, ob die Umwälzung, die Adam Smith auslöste, wirklich dem Revolutionsmodell entspricht.

Manche Anzeichen sprechen dafür. Über die Jahrhunderte hinweg wurde Smiths Werk nicht selten als revolutionär empfunden. Sein erster französischer Übersetzer Germain Garnier sah in ihm „eine vollständige Revolution in der Wissenschaft“ (Gide/Rist 1947, 113). Erich Roll hielt Smiths Arbeitswerttheorie für revolutionär (Roll 1949, 156). John Hicks sah die Revolution im Durchbruch des Konzepts des wirtschaftlichen Kreislaufs (Hicks 1976, 6). Terence Hutchison beschreibt Smiths Konkurrenzmodell als revolutionär, insbesondere in seiner Anwendung auf das makroökonomische Gleichgewicht (Hutchison 1978, 11, 16, 24).

Die Tatsache, daß sich Smith als Zielscheibe seiner wirtschaftspolitischen Kritik das Feindbild des Merkantilismus schuf (oder, genauer, von Mirabeau entlehnte), kann als revolutionäre Absicht gedeutet werden. Darin, daß seine Anhänger als „Smithianer“ und seine Lehre, vor allem in Deutschland, als „Smithianismus“ bezeichnet wurden, mag als ein Hinweis darauf betrachtet werden, daß man eine neue Ideologie eine alte verdrängen sah. Man stellt auch fest, daß der Erfolg von Adam Smith die bisherige Geschichte des wissenschaftlichen Denkens derart überblendete, daß die Namen seiner zahlreichen Vorgänger (von denen er nur recht wenige zitierte) kaum mehr genannt wurden. Die wissenschaftliche Tradition wurde unterbrochen, „neue Männer“ erschienen mit „neuen Ideen“ auf der Bühne der Wissenschaft.

Zu den Merkmalen einer Kuhnschen Revolution gehört ferner, daß Smith eine neue wissenschaftliche Disziplin geschaffen hat, womit sich, ganz im Gegensatz zu Smiths Intentionen (Hutchison 1978, 6), die Politische Ökonomie von der Moralphilosophie abgespaltete. Zum ersten Mal gab es, bei allen Kontroversen und Diskussionen, ein Paradigma im Sinne einer Schulökonomie. Wichtiger ist, daß Smith auch einem Paradigma im Sinne eines fundamentalen Theorierahmens zum Durchbruch verholfen hat, nämlich der Vorstellung von der „unsichtbaren Hand“ der Konkurrenz, die das Selbstinteresse der Individuen mit dem Gesamtinteresse in Einklang bringt.

Andere Merkmale von Smiths Werk weisen allerdings in die umgekehrte Richtung. Hervorragende Historiker der Nationalökonomie haben es als den Gegenpol des Revolutionären geschildert. So bezeichnet es für Marx, der ja den Begriff der klassischen Nationalökonomie geschaffen hat, deren Höhepunkt, während er ihren Anfang ein Jahrhundert früher bei Petty und Boisguilbert und ihren Endpunkt ein halbes Jahrhundert später bei Ricardo und Sismondi findet. Für Schumpeter ist Smith nicht nur der Höhe-, sondern auch der Endpunkt eines wissenschaftshistorischen Zyklus, und er datiert vom *Wohlstand der Nationen* bereits die einsetzende Stagnation, bevor mit Malthus ein neuer Aufschwung einsetzt (Schumpeter 1954,

52, 379). Für beide bezeichnete Smith eine Zeit der Vollendung, nicht der Revolution.

Adam Smith, der große Eklektiker (Viner 1927, 199, 232), war in der Tat der letzte, der die Verfahrensregeln der herkömmlichen Wissenschaft verletzt hätte. Gegen eine revolutionäre Absicht spricht auch, daß er auf die Formulierung einer radikalen Doktrin mit ihren schlagkräftigen Vereinfachungen fast ganz verzichtete und sich auf geduldige und pragmatische Argumentation verließ. Eigentliche analytische Neuerungen sind bei ihm kaum zu finden; er stand mit beiden Füßen in der moralphilosophischen Tradition, die ihrerseits an die Scholastik anknüpfte (Schumpeter 185). Selbst das Paradigma der unsichtbaren Hand, das zum Herzstück der neuen Disziplin wurde, war in allen wesentlichen Punkten in der scholastischen Lehre vom gerechten Preis vorgebildet¹⁵. Smiths überragende Leistung war die Zusammenfassung mannigfaltiger und disparater Erkenntnisse vorausgehender Jahrzehnte und Jahrhunderte zu einer gültigen Synthese. Während man nach einer wissenschaftlichen Revolution eine Zeit lebhafter Neuerungstätigkeit erwartet, folgte auf Smith zunächst eine Periode der Stagnation. Auch seine Wirkung auf die Wirtschaftspolitik, obgleich man sie kumulativ kaum hoch genug veranschlagen kann, setzte nur langsam ein und erstreckte sich über ein dreiviertel Jahrhundert.

Bei diesem Widerstreit der Merkmale muß der grundlegende Mechanismus einer wissenschaftlichen Revolution den Ausschlag geben. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts blickte die Politische Ökonomie auf vielfältige analytische Beiträge zurück, die der Synthese harrten. Diese treibende Kraft war zweifellos vorhanden. Von einem Widerstand gegen diese Neuerungen läßt sich jedoch nichts erkennen. Wohl bereiteten fürstliche Ungnade, kirchliches Dogma und Zensur einzelnen Autoren (wie z. B. Vauban und Jean-Baptiste Say) Ungemach, aber ein wesentliches Hemmnis waren sie auf dem Gebiet der Politischen Ökonomie nicht. Im Gegenteil war die Periode von Petty bis Smith in Europa eine Zeit lebhafter ökonomischer Diskussion, und von einem zunehmenden Druck aufgestauter Neuerungen kann nicht die Rede sein. So läßt sich denn auch von einer wachsenden Spannung zwischen einem geltenden Paradigma und neuen Forschungsergebnissen nichts erkennen. Es gab keine Orthodoxie, die man hätte verteidigen, es gab keine ideologischen Fesseln, die Adam Smith hätte sprengen können. Damit aber gab es auch in der Dynamik der Wissenschaft keinen Spannungsmechanismus. So ist denn Smiths *Wohlstand der Nationen* das Musterbeispiel eines wissenschaftlichen Erfolgs von welthistorischer Bedeutung, der seinem Wesen nach völlig unrevolutionär war.

¹⁵ Auf Jochen Schumanns Frage (und in Erwiderung auf Dieter Schneiders Einwand) kann präzisiert werden, daß der „gerechte Preis“ von den Scholastikern im Laufe der Entwicklung in zunehmendem Maße mit Zügen des Konkurrenzpreises ausgestattet wurde.

2. Der Marginalismus

Ein zweiter theoretischer Fortschritt, der vielfach als Revolution bezeichnet wurde, ist der Siegeszug des Marginalismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nach der konventionellen Historiographie haben die drei „Begründer“ Stanley Jevons, Carl Menger und Léon Walras in den Jahren 1870-74 den Durchbruch erzwungen. Als die entscheidende Erkenntnis pflegt man das Fallen des Grenznutzens zu identifizieren, Gossens Erstes Gesetz¹⁶. Diese Erkenntnis war aber schon im 18. Jahrhundert bei Autoren wie Davanzati, Galiani und Condillac ein Gemeinplatz und läßt sich bis ins Dunkel der Alltagsökonomie zurückverfolgen. Sie wurde aber nicht fruchtbar, da man analytisch mit ihr nichts anzufangen wußte. Der analytische Schlüssel wurde erst 1854 gefunden, und zwar in Gestalt des sogenannten Zweiten Gossenschen Gesetzes, wonach ein nutzenmaximierender Haushalter seine Mittel so budgetiert, daß die letzte Geldeinheit in jeder Verwendung den gleichen Nutzen stiftet. Mit diesem Theorem wurde es endlich möglich, die effiziente Allokation knapper Mittel, seien sie Konsum- oder Produktionsgüter, zu bestimmen. Man könnte es deshalb auch als das fundamentale Allokationstheorem bezeichnen. Dieses war ein ganz erstrangiger wissenschaftlicher Fortschritt, ermöglichte es doch die präzise analytische Beschreibung einer Tauschwirtschaft mit zahlreichen Konsumenten, jeder mit abnehmenden Grenznutzen, und zahlreichen Produzenten, jeder mit abnehmenden Grenzerträgen.

Von den Urhebern dieses Fortschritts sahen sich einige in der Tat mehr oder weniger als Revolutionäre. Hermann Heinrich Gossen, der erste Entdecker des Allokationstheorems, hielt sich für den Kopernikus des sozialen Universums, der für die Wechselbeziehungen der Menschen auf der Erde das gleiche geleistet zu haben glaubte wie jener für die Wechselbeziehungen der Himmelskörper im Weltraum (*Gossen* 1889, V). Stanley Jevons, durchdrungen vom Ehrgeiz, Großes zu vollbringen, rebellierte gegen die selbstzufriedene Orthodoxie von John Stuart Mill, der erklärt hatte, in der Werttheorie gebe es nichts mehr aufzuklären, weder damals noch später; die Theorie sei vollständig (*Jevons* 1888, III-IV, XV; *Mill* 1857, I 527). Léon Walras war bitter über das akademische Establishment in Paris, das ihm in Frankreich keine Chance gab (*Jaffé* 1972, 380-1), und er hatte seinem Vater versprochen, nichts weniger als eine neue Sozialwissenschaft zu schaffen.

Diese revolutionären Züge sind aber wenig ausgeprägt. In der zweiten Auflage seines bahnbrechenden Werkes stellte Jevons dieses als ein Glied in einer langen Forschungstradition dar (1888, XLI). Carl Menger lehnte sich zwar später gegen die Herrschaft der historischen Schule auf, aber seine *Grundsätze*, Wilhelm Roscher gewidmet, stellte er stolz in die Tradition der deutschen Nationalökonomie (*Menger* 1871, X). Augustin Cournot, der zur marginalistischen Lehre schon 1838 die Theorie der Firma beigetragen hatte, sah sein bescheidenes Ziel darin, die Aufmerksamkeit geschulter Mathematiker auf ökonomische Fragen zu lenken (*Cour-*

¹⁶ So auch noch *Blaug* 1973, 269-70.

not 1938, X). Johann Heinrich von Thünen, dem Urheber des Grenzproduktivitätsprinzips der Faktorallokation, ging es um rationelle Anbaumethoden und ihre Abhängigkeit von den Agrarpreisen, nicht um die Revolutionierung der Wissenschaft. Walras endlich blickte auf eine große französische Literatur über den wirtschaftlichen Kreislauf und die subjektiven Bestimmungsgründe des Güterwertes zurück, und sein unmittelbares Bemühen war, die Knappheitstheorie seines Vaters analytisch nutzbar zu machen. Eine revolutionäre Ideologie oder Mythologie haben die Marginalisten nicht entwickelt; sie begnügten sich mit nüchterner Analyse.

Auch die Wissenschaftsgeschichte ist geteilter Meinung. Philip Wicksteed erklärte 1910, Jevons sei kein Revisionist, sondern ein Revolutionär gewesen (*Wicksteed* 1949, XVI, 2), Schumpeter sprach später von der Jevons/Menger/Walras-Revolution (1954, 825, 829), und Hutchison widmete der Jevonsrevolution viele Seiten, wenn auch mit einigen Fragezeichen (*Hutchison* 1978, 86-93). Andererseits hat Marshall bekanntlich gegen die revolutionäre Interpretation des Marginalismus schon früh Einspruch erhoben und jene Synthese proklamiert, die Thorstein Veblen später so unglücklich „neoklassisch“ nannte. Auch Wicksell, als Mensch ein Revolutionär, hat als Wissenschaftler die Kontinuität des Marginalismus mit der Klassik hervorgehoben (*Wicksell* 1893, III). Den revolutionären Zug, den Hutchison bei Jevons findet, spricht er Walras und Menger größtenteils ab (*Hutchison* 1978, 81-5). Hicks findet zwar eine Revolution, aber nicht im Marginalismus, sondern in einer Gewichtsverschiebung von Produktion und Verteilung zum Tausch (*Hicks* 1983, 9-12). In neuerer Zeit hat Mark Blaug aufgrund eines umfassenden Materials die Existenz einer Grenznutzenrevolution verneint. Die entscheidende Umwälzung, so argumentierte er, betraf nicht den Nutzen, sie war keine Revolution, und sie fand nicht in den 1870er Jahren statt (*Blaug* 1973, 277).

Vergleicht man den Siegeszug des Marginalismus mit dem revolutionären Modell, fallen vor allem drei Unterschiede ins Auge. Erstens hat kein neues Paradigma ein altes verdrängt, sondern vielmehr wurde ein altes Paradigma weiterentwickelt und schärfer gefaßt. Es war Adam Smiths Selbstinteresse, dem der Marginalismus analytische Zähne einsetzte, für den gewinnmaximierenden Unternehmer durch Cournot, für den kostenminimierenden Produzenten durch Thünen und für den nutzenmaximierenden Konsumenten durch Gossen und Jevons. Zudem war es Adam Smiths unsichtbare Hand der Konkurrenz, der Walras, in Cantillons und Quesnays Fußstapfen tretend, in seinem allgemeinen Gleichgewicht analytischen Ausdruck gab. Was Smith als ein philosophisches Prinzip behandelt hatte, wurde zu einem mathematischen Problem der Maximierung unter Nebenbedingungen umformuliert. Smiths natürliche Preise wurden zur Lösung eines Systems simultaner Gleichungen. Damit erschloß sich dem alten Paradigma die reichhaltige Hilfsquelle der Differentialrechnung. Daß sich Carl Menger dieser Hilfsquelle verschloß, trug zur frühen Stagnation der Wiener Schule bei.

Es war ja keineswegs so, daß Nutzen und Knappheit in der klassischen Theorie keine Rolle spielten. Bei nicht vermehrbaren Gütern bestimmten sie allein den

Preis, und in John Stuart Mills Außenhandelstheorie bestimmten sie die internationalen Austauschverhältnisse innerhalb der Grenzen der komparativen Kosten. Der abnehmende Grenznutzen war, wie gesagt, ein altes Erbstück der scholastisch-moralphilosophischen Tradition, und das Postulat des abnehmenden Grenznutzens des Einkommens verwendeten schon Daniel Bernoulli und Jeremy Bentham. Zudem fanden fast alle Bausteine der klassischen Theorie in der marginalistischen wieder ihren Platz. Selbst der Lohnfonds, anfänglich ein Stein des Anstoßes, wurde von Eugen von Böhm-Bawerk zu neuem Leben erweckt, und die Kostentheorie der Preise erlebte in Leontiefs Input-Output-System Auferstehung. Wohl wurde eine neue Theorie geschaffen, aber keine alte wurde zerstört. Daß gewisse Teile der klassischen Theorie wie zum Beispiel die Bevölkerungslehre in der Forschung zeitweilig weniger Beachtung fanden, ist nicht Zeichen schöpferischer Zerstörung, sondern einer durchaus effizienten Abwanderung von Forschungskräften aus Gebieten, in denen ihr Grenzertrag augenblicklich gering zu sein droht.

Zweitens war die treibende Kraft dieser Entwicklung keineswegs eine wachsende Kluft zwischen Theorie und empirischer Beobachtung, wie Kuhn postuliert. Menger stellte seine Methode zwar als „naturwissenschaftlich“ und „empirisch“ dar (*Menger* 1871, VII), aber in Wirklichkeit hätten für alle Fortschritte des Marginalismus die empirischen Kenntnisse der alten Ägypter ausgereicht. Thünen hat gewiß ein riesenhaftes Zahlenmaterial gesammelt, und Jevons erwarb sich früh Ansehen als Ökonometriker, aber in ihren analytischen Beiträgen werden keine empirischen Hypothesen geprüft. Cournot, Gossen und Walras waren durchaus unempirisch.

Die Schwächen der klassischen Theorie, die zum Marginalismus führten, waren vielmehr rein logischer Art. Eigentliche innere Widersprüche spielten zwar keine entscheidende Rolle. Gewiß hatte Adam Smith das Wasser/Diamantenparadox in die Welt gesetzt, aber dieses war damals längst gelöst. Eine größere Schwäche war mangelnde Genauigkeit. Daß der Monopolist den „höchstmöglichen“ Preis verlange, wie Smith erklärte, war gewiß eine ungenaue Aussage, und Cournot präziserte sie durch seine Monopoltheorie. Die hauptsächliche Schwäche der klassischen Preistheorie bestand in ihrer mangelnden Allgemeinheit, galten doch für vermehrbare und unvermehrte Güter völlig verschiedene Preiserklärungen. Der Marginalismus hingegen vermochte die Preise sämtlicher Güter durch eine einheitliche Theorie zu erklären. Die Behebung dieser Mängel erfolgte keineswegs im Rahmen eines „neuen Weltbildes“, sondern durch die einfallsreiche Lösung jener „Denksportaufgaben“, die Kuhn als das tägliche Brot der „normalen“ Wissenschaft bezeichnet hat. Es ist zudem bezeichnend, daß das entscheidende Allokationstheorem („Gossen II“) innerhalb von 20 Jahren dreimal entdeckt wurde, nämlich von Gossen, Jevons und Walras, und daß drei entscheidende Beiträge, jene von Jevons, Menger und Walras, innerhalb von drei Jahren publiziert wurden¹⁷. Diese Multipli-

¹⁷ Jevons hat das Allokationstheorem schon in seinem ersten kurzen Aufsatz zur Tauschtheorie von 1866 verwendet (*Jevons* 1991, 174).

zität erweckt im Rückblick den Eindruck, als wäre diese Entwicklung in der damals vorhandenen Theorie geradezu vorbestimmt gewesen (Niehans 1993)¹⁸.

Drittens läßt sich nicht erkennen, daß Widerstand gegen die Grenznutzenlehre zu einem wachsenden Druck führte, der sich plötzlich revolutionär entlud. Jeder der Neuerer stieß zwar in der einen oder anderen Weise auf Widerstand, Thünen und Gossen wegen ihrer idiosynkratischen Darstellung, Cournot, Jevons und Walras wegen der ungenügenden Mathematikkenntnisse der Ökonomen, und der unmathematische Menger wegen seiner wissenschaftsphilosophischen Ansprüche. Bis sich die marginalistischen Neuerungen zur Lehrbuchfähigkeit durchgemausert hatten, verging naturgemäß eine gewisse Zeit. Von einem „ideologischen Überbau“ der klassischen Orthodoxie, der sich den Neuerungen entgegenstellte, kann jedoch nicht die Rede sein, nicht einmal in England. Soweit von einem organisierten Widerstand gesprochen werden kann, ging er vielmehr vom Historismus aus und richtete sich ebenso gegen die klassische wie gegen die marginalistische Theorie¹⁹. Mit Ausnahme des frühverstorbenen Gossen fanden alle Begründer des Marginalismus große Anerkennung, und jene, die eine akademische Laufbahn einschlugen, waren darin erfolgreich. Selbst Gustav Schmoller nahm den fallenden Grenznutzen in sein Lehrbuch auf.

Der hauptsächliche Widerstand gegen den Marginalismus kam überhaupt nicht von außen, von den wissenschaftlichen Kritikern, sondern von innen, von den ungelösten Problemen. Selbst theoretische Fortschritte, die sich rückblickend einfach und naheliegend ausnehmen, bereiteten große Schwierigkeit und brauchten zur Überwindung viel Zeit. Von der ersten klaren Formulierung des Grenzproduktivitätsprinzips durch Thünen bis zur fertigen Grenzproduktivitätstheorie der Verteilung vergingen gut vier Jahrzehnte. So siegte denn der Marginalismus nicht in einer Revolution, sondern in einem schrittweisen Vormarsch der „normalen“ Wissenschaft über mehr als ein halbes Jahrhundert hinweg.

3. Die monopolistische Konkurrenz

Die nächste Neuerung, die häufig als eine Revolution beschrieben wird, war die monopolistische (oder unvollkommene) Konkurrenz von Edward Chamberlin, Joan Robinson und Heinrich von Stackelberg. Chamberlins revolutionärer Anspruch war bereits im Untertitel seines berühmten Buches angemeldet: „Eine Umorientierung der Preistheorie“ (Chamberlin 1946). Schumpeter fügte diese Um-

¹⁸ Blaug hat zweifellos recht, wenn er Gossens Erstem Gesetz den Charakter einer multiplen Entdeckung abspricht (Blaug 1973, 269-74). Die Entdeckung von Gossens Zweitem Gesetz vom Ausgleich der Grenznutzen hingegen scheint mir eines der überzeugenden Beispiele von Multiplizität zu sein. Nachdem Gossen I so lange vergeblich an die Türe der Preistheorie geklopft hatte, konnte sich Gossen II nicht länger bitten lassen.

¹⁹ Dies wurde schon von Martin Bronfenbrenner (1971, 144) und Mark Blaug (1985, 300) bemerkt.

orientierung in sein dialektisches Schema ein, indem er sie zu jenen Revolutionen des frühen 20. Jahrhunderts rechnete, in denen der „neoklassische Tempel“ zusammengebrochen sei (*Schumpeter* 1954, 754, 1150-2; ähnlich *Shackle* 1967, 294). In der Chamberlin-Festschrift von 1967 verliehen sowohl Robert Kuenne als auch Paul Samuelson den Neuerungen von 1933 den Titel einer wissenschaftlichen Revolution (*Kuenne* 1967, V; *Samuelson* 1967, 105, 138), und zwar Samuelson ausdrücklich im Sinne Kuhns. Mark Blaug bestätigte diesen Titel für Chamberlin, jedoch nicht für Joan Robinson (*Blaug* 1985, 392).

Auch in diesem Fall ist die revolutionäre Interpretation allerdings umstritten. Joan Robinson bezeichnete ihren Beitrag als eine „Neuformulierung gängiger Gedanken einschließlich einiger neuer Gedanken“ (*Robinson* 1950, V); eine revolutionäre Intention ging ihr (damals) durchaus ab. John Hicks hatte 1934 noch nichts von einer Revolution entdeckt (*Hicks* 1983, 150-2). In Chicago hatte man bekanntlich von der monopolistischen Konkurrenz nie eine hohe Meinung. Auch Kenneth Galbraith, Chamberlins Kollege in Harvard, hielt sie nicht für revolutionär (*Galbraith* 1948, 100-3), und ähnlich dachte Kenneth Boulding (*Boulding* 1942, 792). Robert Triffin schrieb in seiner Harvard-Dissertation, der revolutionärste Aspekt der neuen Theorie sei die Schnelligkeit, mit der sie sich durchgesetzt habe (*Triffin* 1940, 17). Robert Ekelund und Robert Hébert enthielten sich der Stimme (*Ekelund/Hébert* 1990, 508).

Selbst wenn es bei Revolutionen in erster Linie auf die Größe der Veränderung ankäme, müßte man bei der monopolistischen Konkurrenz in der Tat zweifeln. Die Konkurrenz von Monopolisten zum zentralen Hauptfall der Preistheorie zu machen, war ein Programm von überragender Bedeutung. Dieses Programm wurde aber nicht ausgeführt; das Hauptgebiet der theoretischen Forschung war in den folgenden Jahrzehnten vielmehr das allgemeine Konkurrenzgleichgewicht. Beim Monopol wurde die Aufmerksamkeit auf den Tangensfall der gewinnlosen Monopolisten gelenkt, doch war dieser schon von Wilhelm Launhardt beschrieben worden und war im wesentlichen eine Neuinterpretation von Smiths alter Feststellung, die Arbeitsteilung werde von der Marktgröße begrenzt. Die Oligopoltheorie kam, trotz Stackelbergs neuem Ansatz, vorläufig nicht über Cournot und Launhardt hinaus. Die Aufmerksamkeit auf Verkaufskosten und Produktdifferenzierung gelenkt zu haben, war gewiß verdienstvoll, aber die analytische Ausführung blieb hinter Chamberlins „Vision“ zurück. Der nachhaltigste Beitrag der frühen dreißiger Jahre war die endliche Rezeption von Cournots klassischer Theorie der Firma durch die Schulökonomie. Eher als ein Vorrücken der Vorhut war dies ein Nachrücken der Nachhut.

Entscheidend ist aber wiederum nicht die Größe der Veränderung, sondern ihre Übereinstimmung mit dem revolutionären Wissenschaftsmodell. Treibende Kraft in der Entwicklung der monopolistischen Konkurrenz war in der Tat eine Spannung zwischen Theorie und Wirklichkeit. Diese rührte allerdings nicht daher, daß das Monopol in der Schulökonomie ignoriert worden wäre; vielmehr blickte die

Monopoltheorie auf eine Tradition zurück, die lange hinter Smith zurückreichte. Aus ähnlichen Gründen rührte die Spannung auch nicht von der Vernachlässigung des Oligopols her. Eher war ein Grund der Spannung die einfache Tatsache, daß die Schulökonomie mit dem reaktiven Verhalten der Konkurrenten, mit der Interdependenz der Reaktionen, analytisch nichts anzufangen wußte. Der Hauptgrund aber lag wohl darin, daß sich all die vielen Wohltaten, die der Konkurrenz zugeschrieben worden waren, theoretisch nur bei vollkommener Konkurrenz streng nachweisen ließen, während die wirkliche Konkurrenz offensichtlich unvollkommen ist.

Es kann aber glaubwürdig nicht argumentiert werden, daß diese Spannung im Laufe des 19. Jahrhunderts wesentlich zugenommen habe²⁰. Smith war sich der Unvollkommenheit der Konkurrenz kaum weniger bewußt als Alfred Marshall, und dieser kaum weniger als Robinson oder Chamberlin. Die Spannung entsprang zudem nicht aus der Konfrontierung der Theorie mit neuen empirischen Ergebnissen, wie Kuhns Hypothese postuliert. Vielmehr waren die Kenntnisse des Geschäftslebens, welche die Theorie der monopolistischen Konkurrenz voraussetzte, schon den Scholastikern geläufig.

Ähnlich wie im Falle des Marginalismus waren es logisch-analytische Schwächen der Preistheorie, die auf die Neuerungen von 1933 hindrängten. Ein logischer Mangel war der Widerspruch zwischen der fallenden Grenzkostenkurve, die Marshall für häufig hielt, und der steigenden Grenzkostenkurve, welche die reine Konkurrenz erforderte. Vor der Erfindung der Grenzerlöskurve gab es zudem keine didaktisch wirksame Graphik zur Darstellung der Gewinnmaximierung. Vor allem aber fehlte der damaligen Schulökonomie die Allgemeinheit, indem ihre wohlstandspolitischen Schlußfolgerungen nur für einen Spezialfall Geltung beanspruchen konnten. Die logischen Mängel nahmen im Laufe der Jahrzehnte keineswegs zu. Was zunahm, war vielmehr die technische Kompetenz zu ihrer Behebung. Was zur Zeit von Cournot noch schwierig war, war nun relativ leicht geworden.

Nach Kuhns Revolutionsmodell mußte sich die Spannung zwischen Theorie und Wirklichkeit schließlich in einem Wechsel des Paradigmas äußern. In der Tat beschrieb Schumpeter Chamberlins Botschaft als eine „neue ökonomische Weltanschauung“, die alle ökonomischen Probleme in einem neuen Licht erscheinen lasse (Schumpeter 1954, 1151). Das Paradigma, das der Marginalismus von Adam Smith geerbt und weiterentwickelt hatte, war das allgemeine Gleichgewicht von Individuen, von denen jedes seinen eigenen Vorteil verfolgt. Dieses Paradigma wurde von der monopolistischen Konkurrenz in keinem Punkte in Frage gestellt. Vielmehr wurde es vollständig übernommen und durch die Ausarbeitung verschiedener Marktformen weiter ausgestaltet. Aus zwei elementaren Marktformen, Konkurrenz und Monopol, wurde eine komplexe Taxonomie.

²⁰ Zu diesem Schluß kam Hicks schon in seinem berühmten Übersichtsartikel von 1935 (Hicks 1983, 132).

In dieser Taxonomie behielt auch die vollkommene Konkurrenz ihren Platz. Etwas Neues wurde geschaffen, ohne Altes zu zerstören. Ja, die dreißiger Jahre brachten mit der Pareto-Rezeption in der angelsächsischen Literatur und mit der Rezeption der Topologie neue Impulse, die zu Beginn der fünfziger Jahre im Arrow-Debreu-Gleichgewicht kulminierten. Die analytischen Instrumente hingegen, die von der Theorie der monopolistischen Konkurrenz bereitgestellt worden waren, erwiesen sich als zwar höchst nützlich und vielseitig verwendbar, aber nur geringer Weiterentwicklung fähig. Stackelberg geriet mit seiner Untersuchung der Stabilität bei reaktivem Verhalten in eine analytische Sackgasse, aus der erst die Spieltheorie einen Ausweg versprach.

Zu den konstitutiven Merkmalen einer wissenschaftlichen Revolution gehört schließlich der Widerstand, der von den Verteidigern des alten Paradigmas ausgeht und die Anerkennung des neuen Paradigmas so lange verzögert, bis der Druck sich in einer Revolution entlädt. Von solchem Widerstand ist bei der monopolistischen Konkurrenz kaum etwas zu sehen. Gewiß gab es Einwände und Kritik (vor allem an übersetzten Ansprüchen), aber im großen ganzen war der Erfolg augenblicklich und durchschlagend. Von Piero Sraffas wegweisendem Aufsatz und dem Beginn von Chamberlins Dissertationsarbeit bis zur Absorption der monopolistischen Konkurrenz in die Schulökonomie vergingen kaum zehn Jahre.

Während dieser Zeit konzentrierte neben Chamberlin, Robinson und Stackelberg eine große Zahl vorwiegend jüngerer Theoretiker ihre Kraft auf den gleichen Problembereich, unter ihnen Frisch, Schneider, Hotelling, Yntema, Harrod, Shove und Zeuthen. Ein Forschungsprogramm stand nicht dahinter; nur im Rückblick mag es so aussehen, als hätte eines zugrundegelegen. Vielfach wußten die Beteiligten gar nichts voneinander. Nichtsdestoweniger führte sie die gegebene Lage der Theorie zu ähnlichen Einfällen, so daß man auch bei Chamberlin, Robinson und Stackelberg, bei aller Verschiedenheit in der Ausgestaltung, von einer multiplen Entdeckung sprechen kann. Ähnliches gilt im Bereich der Darstellungstechnik für die Grenzerlöskurve. Jede(r) nahm eben jene Kuhnschen „Denksportaufgaben“ in Angriff, die sie (er) hoffte lösen zu können. Von der gleichen Lage der Wissenschaft ausgehend, gelangten sie zu konvergenten und komplementären Lösungen. Diese Ballung der Forschungsenergie ergab sich nicht aus der plötzlichen Durchbrechung eines Widerstands in einer Revolution, sondern aus der Kumulation „normaler“ Wissenschaft.

4. John Maynard Keynes

Die keynesianische Revolution ergibt in manchen Zügen ein anderes Bild. Über Keynes ist in den letzten Jahrzehnten so viel geschrieben worden, daß es unmöglich erscheint, auf wenigen Seiten etwas zu sagen, das gleichzeitig neu und richtig ist. Beim „Mann, der den Kapitalismus revolutionierte“, wie man lesen kann, scheint es auch unnötig, die revolutionäre Interpretation seines Werkes in der Wis-

senschaftsgeschichte näher zu belegen. An dieser Stelle geht es lediglich um die Übereinstimmung dieses Werkes mit Kuhns revolutionärem Modell.

Gemessen an deskriptiven Merkmalen war die Wirkung von Keynes' *Allgemeiner Theorie* von 1936 das Musterbeispiel einer wissenschaftlichen Revolution. Über die Größe der Veränderungen, die sie auslöste, mag man allerdings aus der Distanz eines guten halben Jahrhunderts verschiedener Meinung sein. Im Bereich der Wirtschaftstheorie – und nur auf diese kommt es hier an – bestand die hauptsächlichste Veränderung in der Beschränkung auf den Spezialfall starrer Löhne (und oft auch starrer Preise)²¹. Sie öffnete die Tür für unzählige fruchtbare Anwendungen dieser Vereinfachung auf fast allen Gebieten der Makroökonomie. Die Revolution war aber bestenfalls partiell. Erstens ließ sie das weite Feld der Mikroökonomie praktisch unberührt und mündete deshalb schon früh in die „neoklassische Synthese“ der herkömmlichen Mikrotheorie mit der keynesianischen Makroökonomie (Samuelson 1955). Zweitens war die Revolution selbst innerhalb der Makrotheorie unvollkommen, indem sie für den Allgemeinfall unvollkommen beweglicher Löhne und Preise keine Lösung bot. Die Folge war, daß die ökonomische Theorie dreißig Jahre später, nach der monetaristischen „Konterrevolution“²², nicht mehr sehr viel anders aussah, als sie wahrscheinlich auch ohne Keynes ausgesehen hätte.

Umso eindeutiger war die revolutionäre Absicht, in der Keynes sein Buch schrieb. Er *wollte* eine wissenschaftliche Revolution auslösen und legte das Buch mit seiner ganzen Überzeugungskraft und sprachlichen Meisterschaft daraufhin an. Schon 1935 schrieb er in einem vielzitierten Brief an George Bernard Shaw, er arbeite an einem Buch, das „die Art, wie die Welt über ökonomische Probleme nachdenke“, „weitgehend revolutionieren“ werde (Keynes 1973, 13: 492-3). Diese Absicht wurde denn auch von den Zeitgenossen sofort erkannt. Frank Knight eröffnete seine Besprechung der *Allgemeinen Theorie* mit der Feststellung, Keynes' Vorhaben sei offenbar eine „Revolution der allgemeinen ökonomischen Theorie“ (Knight 1973, 100).

Wie andere revolutionäre Vorhaben hatte auch dieses neben der schöpferischen seine zerstörende Seite, beginnt doch das Buch mit einer schonungslosen Polemik gegen die Lehre, wonach Gesamtangebot und Gesamtnachfrage die Tendenz haben, bei Vollbeschäftigung zum Ausgleich zu kommen. Dem Idealtyp der Revolution entspricht überdies der Umstand, daß sich Keynes mit der *Allgemeinen Theorie* an die Spitze der englischen Nationalökonomie setzte, indem er seinen früheren Freund Arthur Pigou aus dieser Spitzenposition verdrängte. Um das zu erreichen,

²¹ Harald Hagemann erinnerte mit Recht daran, daß über die Rolle der Lohnstarrheit in Keynes' Unterbeschäftigungstheorie noch heute debattiert wird. Nachdem ich diese Debatte rund 50 Jahre mitverfolgt habe, scheint mir die Formulierung im Text nichtstdestoweniger zu treffend zu sein.

²² Robert Clower brauchte dieses Wort schon 1962 im Titel eines einflußreichen Aufsatzes (Clower 1965).

brauchte Keynes einen analytischen Strohmann, gegen den er anrennen konnte. Diesen verfertigte er sich, ebenfalls getreu dem Idealtyp der Revolution, in Gestalt einer neuen Mythologie, in der praktisch alle englischen Nationalökonomten von Ricardo bis zu Pigou (und dem bisherigen Keynes) als orthodoxe „Klassiker“ etikettiert wurden, die an Says Gesetz der Absatzwege und die Selbstregulierung des Arbeitsmarktes glaubten²³. Terence Hutchison ist den Bestandteilen dieser Mythologie kritisch nachgegangen, so daß auf Einzelheiten hier verzichtet werden kann (Hutchison 1978, Kap. 5-7). Der „klassischen“ Theorie setzte Keynes seine eigene (unhaltbare) Behauptung entgegen, daß die Volkswirtschaft auch bei Arbeitslosigkeit im dauernden Gleichgewicht sein könne. Zudem bemühte er sich, vor allem am Ende seines Buches, über die reine Theorie hinaus eine neue wirtschaftspolitische Ideologie zu schaffen. Die *Allgemeine Theorie* war ein Kunstwerk der Überzeugungskraft, ein mitreißendes Manifest, das sich allerdings, anders als jenes von Marx und Engels, an die Fachwissenschaft wandte.

Gewiß gibt es auch Züge, die dem Idealtyp der wissenschaftlichen Revolution zuwiderlaufen. Nach diesem Idealtyp sollte der Revolution eine Periode der Stagnation vorausgehen und ein frischer Aufschwung nachfolgen. Einen Aufschwung der Makroökonomie löste die *Allgemeine Theorie* zwar unbestreitbar aus. Ein Niedergang ging ihr aber nicht voraus, waren doch die dreißiger Jahre in der Makroökonomie insgesamt eine Zeit des Aufschwungs, gipfelnd in den ersten dynamischen ökonomischen Modellen. Die Weiterentwicklung der Dynamik wurde durch die *Allgemeine Theorie* mit ihrem statischen Charakter sogar eher gehemmt als gefördert. Auch bestätigte sich nicht, daß es zwischen den Anhängern des Alten und des Neuen keinen wissenschaftlichen Diskurs geben könne. Vielmehr wurde dieser Diskurs zwischen den Keynesianern und ihren Kritikern mit Energie und nach den Regeln der wissenschaftlichen Auseinandersetzung geführt. Zur Verfassungswidrigkeit und der Gewalt politischer Revolutionen gab es keine Analogie. Nichtsdestoweniger trägt die keynesianische Episode manche der deskriptiven Züge einer wissenschaftlichen Revolution.

Solche deskriptiven Merkmale geben jedoch nicht den Ausschlag. Entscheidend ist vielmehr, ob jene Episode der Dynamik von Kuhns Revolutionsmodell entspricht. Dazu wäre erstens nötig, daß die Umwälzung von einer zunehmenden Spannung zwischen Theorie und Beobachtung ausgelöst wurde. Um Hypothesenprüfung im Sinne Karl Poppers ging es in der keynesianischen Revolution in keiner Weise. Empirische Untersuchungen über zunehmende Lohnstarrheit spielten keine Rolle. Zwischen der Theorie der vollkommenen Konkurrenz und der Wirklichkeit bestand jedoch in der Tat eine Spannung. Sie hatte zwar schon von jeher bestanden, aber die Arbeitslosigkeit der Großen Depression hatte sie ohne Zweifel

²³ Die Ablehnung von Says Gesetz wurde zwar von Keynes als revolutionär hingestellt, und manche ließen sich von dieser Einschätzung, wie Heinz Kurz in Erinnerung rief, überzeugen. Analytisch ging aber Keynes in diesem Punkt nicht über John Stuart Mills Kritik an Say (und seinem Vater) hinaus.

vertieft. Zur Überwindung dieser Spannung hatte sich allerdings im Jahrhundert vor Keynes die Konjunkturtheorie herausgebildet, die in den dreißiger Jahren in rascher Entfaltung begriffen war. Auch diese Theorie erklärte die Arbeitslosigkeit im wesentlichen aus der relativen Unbeweglichkeit der Löhne. Sie war aber, weil sie auch den dynamischen Anpassungsprozeß erfassen wollte, kompliziert, undurchsichtig und schwer verständlich, wie Pigous *Theorie der Arbeitslosigkeit* von 1933 demonstriert. So entstand das Bedürfnis nach einer „großen Vereinfachung“, und diesem hat Keynes mit seiner statischen Theorie entsprochen. Gewiß erschien auch die *Allgemeine Theorie* zunächst als reichlich unverständlich, aber die Beiträge von Hicks, Hansen und anderen gaben ihr schon bald eine Fassung, die der Schulökonomie einverleibt werden konnte.

Zweitens sollte nach Kuhns Hypothese die Spannung zwischen Theorie und Beobachtung durch ein neues Paradigma überwunden werden. In der Tat erhob Keynes den Anspruch, ein neues ökonomisches „Weltbild“, einen fundamentalen Theorierahmen zu bieten. Die zentrale Stellung der nutzen- oder gewinnmaximierenden Individuen und Unternehmungen tastete er jedoch nicht an, sondern ergänzte sie vielmehr durch anregende Betrachtungen über die Bildung und Bedeutung von Erwartungen. Auch der andere Aspekt des klassischen Paradigmas, die Erklärung der Marktvorgänge aus dem Zusammenspiel der Individuen, behielt seine Geltung, ergänzt durch Hinweise auf die Bedeutung von Bestandsänderungen, insbesondere solchen von Geld- und Vermögensbeständen, und von Warteschlangen, insbesondere solchen von Arbeitslosen. Dreißig Jahre nach der *Allgemeinen Theorie* wurde die Einordnung der Makroökonomie unter das klassische Paradigma im Postulat der „Mikrofundierung der Makroökonomie“ zum Ausdruck gebracht. Ein neues Paradigma brachte Keynes nicht²⁴.

Das neue Element bestand vielmehr darin, daß dem längst bekannten Spezialfall völliger Lohnbeweglichkeit der komplementäre Spezialfall völliger Lohnstarrheit an die Seite gesetzt wurde. Dies ergab ein neues Modell mit mannigfaltigen Anwendungsmöglichkeiten. Größere Allgemeinheit aber wurde, entgegen Keynes' Buchüberschrift, nicht erreicht. Vor allem wiesen die Kritiker darauf hin, daß die Löhne auf die Dauer eben nicht starr seien, und die Erfahrungen mit der „Stagflation“ der 1960er und 1970er Jahre gab ihnen recht. Was als neues Paradigma angekündigt worden war, erwies sich als ein weiteres brauchbares, aber auch begrenztes Modell im Werkzeugkasten der Wirtschaftstheorie. Der Allgemeinfall unvollkommen beweglicher Löhne blieb zunächst fast ebenso undurchsichtig wie bei Pigou.

Drittens stellt sich die Frage, ob die Spannung zwischen Theorie und Wirklichkeit, die zu den keynesianischen Neuerungen Anlaß gab, wirklich auf den anfänglichen Widerstand gegen diese Neuerungen zurückzuführen war. Keynes hat diesen Eindruck mitunter erweckt, indem er die herrschende Lehre als doktrinaire Ortho-

²⁴ Diese Einsicht führte die Makroökonomie in den sechziger Jahren zur Frage, welches neue Paradigma Keynes, wenn er es auch nicht wirklich entwickelte, immerhin gemeint haben könnte (Clower 1965, Leijonhufvud 1968).

doxie schilderte. In der Tat ist es nicht schwer, im Jahrhundert vor Keynes dogmatische Äußerungen über das makroökonomische Gleichgewicht, insbesondere die Äquivalenz von Sparen und Investieren, zu finden. Es kann Keynes auch nicht schwer gefallen sein, eine Reihe von „Ketzer“ zu finden, die sich mit ihren Unterkonsumtionstheorien gegen die herrschende Lehre nicht durchzusetzen vermochten, unter ihnen aus neuerer Zeit John Hobson, Silvio Gesell und Clifford Douglas. Daß sie sich nicht durchzusetzen vermochten, lag jedoch nicht am Widerstand der Orthodoxie; dazu war diese viel zu wenig geschlossen, der Zustand der Nationalökonomie, wie immer, viel zu „chaotisch“. Vielmehr lag es an ihrer Unfähigkeit, aus ihren Ideen eine analytisch schlüssige Theorie zu entwickeln²⁵.

In der Tat ging der entscheidende Widerstand gegen die Neuerungen auch in diesem Fall nicht von einem defensiven Überbau aus, sondern von der Schwierigkeit der theoretischen Aufgabe. Keynes selbst hatte mit seinem Unterfangen 1930 bereits einmal Schiffbruch erlitten, er hat später geschildert, welche intellektuelle Anstrengung ihn die *Allgemeine Theorie* gekostet habe, und kurz nach deren Erscheinen erwog er sogar, es noch ein weiteres Mal zu versuchen (Keynes 1973, 14: 47, 150). Nachdem das Grundmodell für starre Löhne einmal entwickelt war, waren Anschlußneuerungen in dieser Richtung sehr viel leichter und folgten sich denn auch in rascher Folge. Somit zeigt die sogenannte keynesianische Revolution zwar manche deskriptive Züge einer Kuhn'schen Revolution, aber die Hauptelemente des dynamischen Mechanismus finden in ihr keine überzeugende Entsprechung.

Insgesamt paßt das revolutionäre Modell schlecht auf jene Episoden, die am ehesten die Merkmale von Revolutionen aufweisen²⁶. Erstens war die treibende Kraft nicht die zunehmende Spannung zwischen der herrschenden Theorie und neuen empirischen Beobachtungen; vielmehr hätte, was die empirischen Kenntnisse betrifft, fast die ganze Entwicklung der Wirtschaftstheorie ebenso gut vor Adam Smith stattfinden können. Zweitens ging der entscheidende Widerstand nicht von der Verteidigung eines alten Paradigmas aus; vielmehr war die Nationalökonomie nicht dogmatisch genug und allzu „chaotisch“, um neue Ideen wirksam zu unterdrücken²⁷. Und drittens bestand der Fortschritt nicht in der Ersetzung eines alten Paradigmas durch ein neues; vielmehr lag den vier Episoden das gleiche Paradigma des Zusammenwirkens nutzenmaximierender Individuen zugrunde. Wenn

²⁵ Einer, der dazu fähig war, war Nicolas Johannsen, der 1908 Keynes' Multiplikatorprinzip vorwegnahm. Bemerkenswerterweise ist er in der *Allgemeinen Theorie* nicht genannt, und in *Vom Gelde* von 1930 wird er ausgerechnet dafür kritisiert, daß er das Zurückbleiben der Investitionen hinter den Ersparnissen fälschlicherweise für eine Dauerkrankheit des Kapitalismus statt nur eine vorübergehende Störung im Zinsmechanismus gehalten habe (Keynes 1950, 2: 100). Damals sprach Keynes noch als „Klassiker“.

²⁶ Dies war auch, obgleich mit etwas anderer Begründung, die Meinung von John Hicks (1975, 318-21) und neuerdings von Takashi Negishi (1989, 1-5).

²⁷ Andererseits zitiert Coats (1969, 294) die Klage eines Nicht-Keynesianers über das, was er als keynesianische Orthodoxie betrachtete.

aber das revolutionäre Modell auf diese vier Episoden nicht paßt, ist anzunehmen, daß es der Wirtschaftstheorie überhaupt nicht gerecht wird. Für die Geschichte der Nationalökonomie ist offenbar ein anderes Modell nötig.

III. Ein evolutionäres Modell

Ein solches Modell wird im letzten Teil dieses Aufsatzes umrissen. Im Gegensatz zum revolutionären Modell beruht es nicht auf dem zyklischen Wechsel von zunehmender Spannung und Entladung, sondern auf gleichsam zufälligen Anstößen, von denen jeder seine dynamischen Nachwirkungen hat. Die mechanische Analogie ist nicht der Dampfhammer, sondern Wicksells (und Frischs) Schaukelstuhl. Näher liegt allerdings die biologische Analogie zur Entwicklung der Arten, aber sie darf nicht überspannt werden.

1. Innovation

Die Geschichte der Wirtschaftstheorie ist eine Folge von analytischen Neuerungen, Innovationen. In der biologischen Analogie entsprechen diese den Mutationen, aus denen neue Arten hervorgehen. In der bisherigen Geschichte der Wirtschaftstheorie spielten sich diese Innovationen im Rahmen der gleichen fundamentalen Vorstellung ab, des gleichen Paradigmas. Dies war das Paradigma einer Gesellschaft rationaler Menschen, also von Menschen, die aus der jeweils gegebenen Lage das Beste zu machen suchen²⁸. Im Werk von Adam Smith zog dieses Paradigma erstmals die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich²⁹. In Tat und Wahrheit ist es aber viel älter, und wenn die scholastischen Doktoren des späten Mittelalters und der beginnenden Neuzeit den gerechten Preis zu definieren suchten, hatten sie eben jenes rationale Verhalten im Sinne. Jedermann war sich natürlich von jeher bewußt, daß der Mensch nicht immer rational ist, sondern häufig vielmehr verwirrt, widerspruchsvoll, traditionsverhaftet, emotional, aufopfernd und vielleicht sogar selbstzerstörerisch. Die Wirtschaftstheoretiker zogen es aber vor, solche Erscheinungen, so wichtig sie auch sein mögen, den Philosophen, Theologen, Schriftstellern, Politikern, Historikern, Psychologen und Soziologen zu überlassen. Für diese Arbeitsteilung wurden sie, von Adam Smith bis heute, immer wieder schwer getadelt, am schärfsten von den Romantikern und Historikern des 19. Jahr-

²⁸ Dieses Argument wurde von Donald Gordon schon vor fast dreißig Jahren überzeugend entwickelt (Gordon 1965). Kuhn hingegen bezweifelte, ob es in den Sozialwissenschaften bisher überhaupt Paradigmen gegeben habe (Kuhn 1970, 15). A. W. Coats (1969, 292) beschrieb das ökonomische Paradigma als „die Theorie des wirtschaftlichen Gleichgewichts über den Marktmechanismus“. Dies scheint mir zu eng. Auch Dynamik, Ungleichgewicht und Instabilität haben von jeher zum Gegenstand der Wirtschaftstheorie gehört.

²⁹ Stigler (1976, 1201) bezeichnete es als das Kronjuwel des Wohlstands der Nationen.

hunderts. Dieser Chor der Dissidenz ist eine der großen Konstanten in der Geschichte der Wirtschaftstheorie, und das ist gut so. Zwei Jahrhunderte lang wurde alle paar Jahre der Tod des *homo oeconomicus* angezeigt. Keine dieser Revolten hatte aber bisher Erfolg, und der Homunkulus, obgleich sicher nicht unsterblich, blieb am Leben.

Im Rahmen dieses zählebigen Paradigmas spielte sich der Neuerungsprozeß ab, ja die theoretischen Neuerungen bestanden zur Hauptsache aus der schrittweisen Ausgestaltung, Präzisierung und Verallgemeinerung des Paradigmas. Adam Smiths Gleichnis der unsichtbaren Hand war gewiß wirkungsvoll, aber doch recht nebelhaft. Cournot präzisierte es für die Unternehmung, Thünen für den Produzenten, und Gossen, Jevons und Menger präzisierten es für den Konsumenten. Walras erkundete die Implikationen rationalen Verhaltens für die Effizienz des wirtschaftlichen Kreislaufs, und diese Fragestellung führte ein dreiviertel Jahrhundert später zum Arrow-Debreu-Gleichgewicht. Die lineare Programmierung erweiterte die Analyse auf Ecklösungen und machte das Ergebnis berechenbar. Die Spieltheorie, obwohl mitunter als Revolution beschrieben, definierte die Rationalität für reaktive Situationen mit ungewissem Ausgang. Eine weitere angebliche Revolution dehnte den Rationalitätsbegriff auf die Erwartungsbildung aus. Selbst die sogenannte begrenzte Rationalität ist eben doch eine Abart der Rationalität. Bis heute hat sich das Rationalitätsparadigma als unerschöpflich erwiesen, und eben deshalb war es bisher auch unzerstörbar. Daß dies so bleiben wird, ist damit natürlich nicht gesagt.

Welche Kräfte trieben den Neuerungsprozeß vorwärts? Häufig wird die Hauptrolle, vor allem in der Marxschen Tradition, den äußeren Einflüssen, also den politischen, sozialen und wirtschaftlichen Ereignissen beigemessen. In der Tat läßt sich feststellen, daß diese in der persönlichen Motivation der einzelnen Theoretiker häufig von großer Wichtigkeit gewesen sind. Unter den Leuchten unserer Wissenschaft wurden viele durch den Ehrgeiz, zur Lösung großer Probleme beizutragen, in die Wirtschaftstheorie gezogen. Ohne die Große Depression hätte Keynes die *Allgemeine Theorie* nicht geschrieben. Wenn man die Geschichte unserer Wissenschaft im ganzen überblickt, fällt der Einfluß der externen Faktoren aber eher durch seine relative Schwäche als durch seine Stärke auf³⁰. Die Vorstellung der unsichtbaren Hand, das *Tableau économique*, die Theorie der komparativen Kosten, die Grenznutzen- und die Grenzproduktivitätstheorie, die Theorie der monopolistischen Konkurrenz, die Spieltheorie und die Theorie der rationalen Erwartungen hätten ebenso gut unter ganz anderen als den gegebenen Verhältnissen entstehen können. Auffallend schwach ist insbesondere der Einfluß der politischen Ideologien. Ein linksradikaler Atheist wie Wicksell, ein bürgerlicher Christ wie John Bates Clark, ein konservativer Aristokrat wie Pareto und ein kommunistischer Agitator wie Eugen Slutsky vereinigten ihre Kräfte zur Weiterentwicklung der gleichen marginalistischen Theorie.

³⁰ Diese Meinung hat George Stigler mit Nachdruck vertreten (Stigler 1965, 16-30).

Die stärkste Triebkraft der Neuerungen hatte ihre Quelle vielmehr im Inneren der ökonomischen Theorie, nämlich in ihren logischen Schwächen. Zum Teil bestanden diese aus einem Mangel an Genauigkeit. So war Adam Smith sicher ungenau, wenn er sagte, der Monopolist verlange den höchstmöglichen Preis, und gab Cournot damit einen Ansporn, es besser zu machen. Ähnlich führte der Mangel an Präzision in Keynes' *Allgemeiner Theorie* zu Hicks' IS-LM-Modell.

Eine andere logische Schwäche ist Inkonsistenz. So löste die Unvereinbarkeit von David Humes Geldmengenmechanismus mit dem Gesetz des Preisausgleichs eine zweihundertjährige Diskussion über die Rolle der Preise im Transferprozeß aus. Die Möglichkeit negativer Preise im walrasianischen Gleichgewicht führte zu den modernen Existenzbeweisen. Die Unvereinbarkeit reiner Konkurrenz mit steigenden Skalenerträgen gab Anstoß zur Theorie der unvollkommenen Konkurrenz. Der Gegensatz zwischen den Erwartungen, die durch Extrapolation der Variablen eines Modells gebildet werden, und jenen, die sich aus dem Modell selbst ergeben, führte zu den rationalen Erwartungen.

Logische Schwäche einer dritten Art ist mangelnde Allgemeinheit. Die polaren Fälle der konstanten Kosten und der unvermehrten Menge durch eine einheitliche Preistheorie zu erklären, war ein wichtiger Punkt auf der marginalistischen Agenda. Harrod verallgemeinerte Keynes' Theorie durch die Einbeziehung der Kapazitätseffekte von Investitionen. Cournot, Edgeworth und von Neumann/Morgenstern verallgemeinerten die Preistheorie für reaktives Verhalten und Koalitionen. Arrow und Debreu verallgemeinerten die walrasianische Theorie durch den Einbezug von Ecklösungen. Die rationalen Erwartungen verallgemeinerten die marginalistische Theorie, indem sie auch die Erwartungsbildung der Optimierung unterwarfen.

Solche Beispiele lassen sich fast beliebig vermehren. Insgesamt scheint viel Wahres daran zu sein, daß der Fortschritt der ökonomischen Theorie in erster Linie durch die Behebung logischer Mängel angetrieben werde³¹. Insbesondere gilt dies für die Kerngebiete der ökonomischen Theorie. Außerhalb dieses Kerns hingegen ist im Laufe der Zeit manches hinzugefügt worden, was nicht als Behebung logischer Mängel interpretiert werden kann.

2. Filiation

Bisher wurden die theoretischen Innovationen je für sich allein betrachtet. Für die Mutationen der Biologie mag diese Betrachtungsweise genügen. In der Wissenschaftsgeschichte hingegen genügt sie nicht, da jede Neuerung den ganzen zukünftigen Neuerungsprozeß beeinflusst. Die späteren Neuerungen hängen von den

³¹ Dieter Schneider hob hervor, daß es auch andersartige Fortschritte gibt und daß jede Generation zwar gewisse logische Mängel behebt, gleichzeitig aber auch andere Mängel für kommende Generationen übrig läßt.

früheren ab. Ich habe für diese Art der Fortwirkung keine bessere Bezeichnung als „Filiation“ gefunden; vielleicht könnte man auch von Devolution, Diffusion oder Propagation sprechen³². Grundsätzlich kann die Filiation als eine Art von einseitiger Externalität betrachtet werden. Die frühere Neuerung hat externe Effekte auf die spätere Neuerungstätigkeit, aber nicht umgekehrt.

Die Bedeutung der Filiation liegt auf der Hand; sie macht zum guten Teil den Inhalt der Wissenschaftsgeschichte aus. Eines ihrer Ergebnisse ist die Multiplizität so mancher wirtschaftstheoretischer Entdeckungen, für die es bei den biologischen Mutationen kaum ein Gegenstück gibt³³. Sie legt den Schluß nahe, daß bei hinreichend unvollkommener Kommunikation so ziemlich alle Entdeckungen der Wissenschaft mehrfach gemacht würden. Wenn Theoretiker mit ähnlicher Vorbildung mit einem ähnlichen Stand der Wirtschaftstheorie konfrontiert werden, pflegen sie früher oder später ähnliche Neuerungen zu erfinden. Die Neuerungen treten also, im Gegensatz zu biologischen Mutationen, nicht spontan auf, sondern scheinen in hohem Maße durch den bisherigen Stand der Wissenschaft beeinflusst zu sein.

Auch beim Filiationseffekt kann man, wie bei anderen Externalitäten, eine „technische“ und eine „marktmäßige“ Komponente unterscheiden. Bei der technischen Komponente geht es um die direkte Wirkung eines Forschungsergebnisses auf die weitere Forschung. Diese Wirkung ist grundsätzlich positiv, synergistisch. Die Entdeckung des Allokationstheorems in der Nutzentheorie hat die Vollendung der Grenzproduktivitätstheorie erleichtert. Keynes' makroökonomische Theorie für eine geschlossene Volkswirtschaft bei starren Preisen erleichterte die Entwicklung einer entsprechenden Theorie für die offene Volkswirtschaft. Die lineare Programmierung erleichterte Arrow und Debreu die Entwicklung ihrer Wohlstandstheoreme. Samuelsons Generationenmodell öffnete die Türe zu zahlreichen weiteren Modellen der intertemporalen Optimierung. John Muths Begriff der rationalen Erwartungen wurde zum Schlüssel zu einer neuen Ökonometrie. Man kann diese synergistischen Effekte mit der Komplementarität in der Preistheorie vergleichen, allerdings nur einer einseitigen. Wenn sie stark sind, pflegt man eine Neuerung „bahnbrechend“ zu nennen. Ein negativer, antagonistischer Filiationseffekt läßt sich demgegenüber schwer vorstellen. Es ist nicht einzusehen, weshalb ein neues Forschungsergebnis es einem Wissenschaftler technisch schwerer machen sollte, in einer anderen Richtung weiterzuarbeiten, es sei denn in einem subjektiven, psychologischen Sinne.

Dazu kommt die marktmäßige Komponente der Filiation. Wenn die technischen Effekte stark positiv sind, entwickelt sich eine neue Forschungsrichtung, die zu-

³² Ernst Helmstädter machte darauf aufmerksam, daß in der evolutorischen Ökonomie von „Pfadabhängigkeit“ gesprochen werde.

³³ William Ogburn und Dorothy Thomas haben die Aufmerksamkeit der Wissenschaftssoziologen auf diese Erscheinung gelenkt (Ogburn und Thomas 1922), und Robert Merton hat sie in neuerer Zeit ins allgemeine Bewußtsein gehoben (Merton 1961). Über multiple Entdeckungen in der Wirtschaftstheorie vgl. Niehans 1992.

nächst einen zunehmenden Anteil der vorhandenen Forschungskräfte an sich zieht. Man spricht von einem neuen „Ansatz“, vielleicht sogar einer neuen „Schule“, und spätere Historiker mögen rückblickend ein neues „Forschungsprogramm“ erkennen³⁴. Diese Forschungskräfte aber werden zum größten Teil anderen Forschungsrichtungen entzogen, die deshalb von Stagnation bedroht werden. Die marktmäßige Komponente kann deshalb nicht nur positiv, sondern auch negativ sein, Neuerungen können antagonistisch statt synergistisch zueinander stehen, können sich wie Substitute statt wie Komplemente verhalten. Was im revolutionären Modell als Sturz einer herrschenden Orthodoxie erscheint, erscheint im evolutorischen Modell als eine Umverteilung wissenschaftlicher Ressourcen im Lichte veränderter Ertragsaussichten.

Auch für die Allokation von Forschungskräften muß es aber so etwas wie ein Gesetz des abnehmenden Grenzertrags, der variablen Proportionen geben. Die Synergieeffekte eines neuen Ansatzes pflegen früher oder später abzunehmen; die anfänglich rasche Expansion des neuen Gebietes verlangsamt sich und geht in Stagnation über. Damit läßt sich zum guten Teil der Aufstieg und Niedergang der Schulen erklären, der dann oberflächlich den Eindruck von Revolutionen erweckt. Als die Wirtschaftstheorie insgesamt nur ein sehr enges Gebiet war, konnte es geschehen, daß zu einer gegebenen Zeit überhaupt nur eine einzige Schule Lebenskraft hatte. Bei der heutigen ungeheuren Breite der Wirtschaftswissenschaft ist das unwahrscheinlich, und man findet deshalb gleichzeitig eine Reihe lebendiger Forschungsrichtungen. Selten bedeutet die Stagnation einer Forschungsrichtung einen eigentlichen Zusammenbruch des bereits Erreichten. Meistens bedeutet sie lediglich, daß Forschungskräfte zeitweilig anderswo effizienter eingesetzt werden können, während das schon Erreichte durchaus Bestand hat. Die Wendung der „schöpferischen Zerstörung“ beschreibt die Verhältnisse in der Wirtschaftstheorie nicht³⁵. Die Input-Output-Analyse und die ökonometrischen Makromodelle liefern dafür anschauliche Beispiele. Fast immer gibt es auch Wissenschaftler, die davon überzeugt sind, daß zukünftige Innovationen einem stagnierenden Forschungsgebiet zu neuem Leben verhelfen werden. Mitunter geschieht dies auch in der Tat, wenn auch erst nach wesentlichen Fortschritten der übrigen Wissenschaft und unter neuem Namen. Die verschiedenen Wiedergeburten des *Tableau économique* illustrieren diesen Fall.

3. Selektion

Das dritte Element des evolutionären Modells ist die Selektion. Die biologische Analogie beschreibt ihr Wesen recht treffend. Die Natur bringt Mutationen in großer Zahl hervor. Weitaus die meisten, nicht lebensfähig, verschwinden wieder, aber

³⁴ Vor allem Mark Blaug hat sich bemüht, Kuhns „Revolutionen“ mit Lakatos' „Forschungsprogrammen“ zu vergleichen (Blaug 1975).

³⁵ Ähnlich auch Hutchison (1978, 287).

einige wenige haben Bestand und schaffen damit neue Arten. Das Kriterium der Selektion ist das Überleben im Kampf ums Dasein. In analoger Weise erzeugt die Wirtschaftstheorie ständig Neuerungen in großer Zahl, verkörpert in einem Strom von Büchern, Aufsätzen und Vorlesungen. Weitaus die meisten von ihnen werden kaum beachtet und rasch vergessen. Einige hingegen haben Bestand, werden von der geltenden Lehre absorbiert und bringen damit eine Veränderung der Schulökonomie hervor.

Nach welchen Kriterien selektiert die Wissenschaft die erfolgreichen Neuerungen? Karl Popper argumentierte bekanntlich, daß eine wissenschaftliche Hypothese dann Bestand habe, wenn sie zahlreiche empirische Widerlegungsversuche erfolgreich überlebt habe. Bei den Wissenschaftstheoretikern ist diese Auffassung heute stark umstritten, doch kann auf diese allgemeine Diskussion hier nicht eingegangen werden. In der Wirtschaftswissenschaft scheint mindestens darüber weitgehend Übereinstimmung zu bestehen, daß sich ökonomische Theorien irgendwie empirisch bewähren sollten (*Blaug* 1980, 41). Das Auswahlkriterium wäre also empirischer Art. Was damit gemeint sein soll, ist jedoch weniger klar.

Vor 50 Jahren machte man sich die Hoffnung, daß die Ökonometrie für die Selektion der Theorien die maßgebenden Kriterien liefern werde. Die Nationalökonomie werde dann, so dachte man, eine empirische Wissenschaft „wie jede andere“, d. h. wie die meisten Naturwissenschaften. Diese Hoffnung ist inzwischen enttäuscht worden. Gewiß stellte die Ökonometrie unzählige Testverfahren bereit, die Ökonomen wären begeistert, empirische Gesetzmäßigkeiten von der Art der naturwissenschaftlichen zu finden, und Unentwegte sind immer noch auf der Suche. Im ganzen aber war das Ergebnis negativ; „gesicherte Erkenntnisse“ empirischer Art wurden kaum gefunden. Die Selektion der Wirtschaftstheorien erfolgt nicht durch empirische Falsifikation³⁶.

Ist deshalb die Wirtschaftstheorie ein bloßes Spiel, das um seiner ästhetischen Eleganz willen gespielt wird? Oft wird das behauptet, ist aber sicher falsch, da sie dann schon längst von intellektuell befriedigenderen Spielen verdrängt worden wäre. Auch die moderne Wirtschaftstheorie nimmt ihr Selektionskriterium aus der Wirklichkeit, aber eben aus jener der Geschichte und nicht der Natur. Die Natur scheint uns, aus unserer menschlichen Perspektive, als weitgehend unwandelbar und repetitiv. Die Geschichte hingegen erscheint uns wie ein chaotischer Prozeß, der zwar vielleicht durchaus determiniert ist, gleichzeitig aber einmalig und scheinbar zufällig. Konfrontiert mit einer viel komplizierteren Welt als der Physiker, muß der Ökonom deshalb für jeden konkreten Fall, für jedes praktische Problem, ein neues Modell bauen. Empirische Modelle sind grundsätzlich Wegwerfprodukte zu einmaligem Gebrauch (Vgl. auch *Hicks* 1975, 319-20)³⁷.

³⁶ Vgl. *Felderer* in *Hanusch* 1992, 132-4.

³⁷ *Karl Häusers* Bemerkung, daß dies Schmollers Relativismus noch übertreffe, war, wenn auch paradox klingend, durchaus am Platze. Schmoller hatte stets die Hoffnung, daß sich aus der historischen Erfahrung dereinst empirische Gesetzmäßigkeiten gewinnen lassen, und

Modellbau aber ist schwierig und zeitraubend, und mit den praktischen Problemen pflegt es zu eilen. Es ist deshalb effizient, wenn ein Inventar von vorfabrizierten analytischen Elementen zur Verfügung steht, die als Bauteile des jeweiligen Modells gebraucht werden können. Ein solches Inventar ist eben die Schulökonomie. Diese liefert somit nicht ein Bild der Wirklichkeit, ja, streng genommen sagt sie nichts über die wirtschaftliche Wirklichkeit. Sie stellt aber Elemente bereit, aus denen der Ökonom in jedem konkreten Fall ein Bild der Wirklichkeit entwerfen kann. Damit ergibt sich schließlich auch das Selektionskriterium. Dieses besteht nämlich in der Aussicht auf zukünftige Brauchbarkeit in der Lösung praktischer Probleme. Analytische Elemente, die hilfreich zu sein versprechen, werden ins Inventar der Schulökonomie aufgenommen und in ihm behalten. Andere werden eliminiert oder von vornherein nicht aufgenommen. Ökonomische Theorien werden kaum je empirisch widerlegt; sie werden nur vergessen.

Wer aber entscheidet, welche analytischen Elemente würdig sind, in die geltende Lehre, die Schulökonomie, aufgenommen zu werden? Glücklicherweise gibt es in der Nationalökonomie keine Autoritäten, die über die Einheit der Doktrin wachen. Fast alles ist dauernd umstritten, und so soll es auch sein. Wie die Auswahl der Arten durch den Kampf ums Dasein, so geschieht die Auswahl der Schulökonomie im scheinbar chaotischen Durcheinander der ökonomischen Kontroversen³⁸. Dies ist, wie die biologische Zuchtwahl, ein verschwenderischer Prozeß. Von den zahllosen theoretischen Beiträgen, die jedes Jahr produziert werden, findet nur ein winziger Teil Aufnahme in die Schulökonomie. Diese Verschwendung ist aber nicht zu umgehen, denn niemand weiß im voraus, *welche* Neuerungen den Test bestehen³⁹.

diese Hoffnung wird wohl von immer weniger Nationalökonomern geteilt. Gleichzeitig wächst die Einsicht, daß im einmaligen Verlauf der Geschichte jedes Problem ein neues Modell verlangt.

³⁸ Im revolutionären Modell werden solche Kontroversen als „Krisen“ interpretiert. Aus evolutionärer Perspektive sind sie vielmehr ein Dauerzustand einer offenen, undogmatischen Wirtschaftswissenschaft. Ein Krankheitssymptom wäre im Gegenteil das Verschwinden der Kontroversen, die Einheit der Doktrin. Hinter der Klage über Krisen steht wohl nur allzu oft der Hang zur Orthodoxie.

³⁹ Niemand wird *Christian Scheer* widersprechen wollen, wenn er daran erinnert, daß die Entwicklung der Wissenschaft nicht nur von reiner Wahrheitssuche geleitet wird und daß darin auch weniger edle menschliche Regungen eine wesentliche Rolle spielen. Auch die Offenheit der Wirtschaftswissenschaft hat, wie *Karl-Heinz Schmidt* hervorgehoben hat, ihre Grenzen, vor allem in relativ abgeschlossenen nationalen und lokalen Bereichen. Nicht immer entspricht der Ruhm der Leistung, und es bleibt die große Aufgabe kritischer Dogmenhistoriker, Diskrepanzen immer wieder zu korrigieren.

Schlußwort

In den letzten 50 Jahren wurde die Geschichte der Wirtschaftstheorie mit Vorliebe als eine Folge von Revolutionen und Konterrevolutionen interpretiert. Dabei haben das Vorbild von Keynes, der sich selber als Revolutionär darstellte (*Hutchison* 1978, IX), und Kuhns Geschichtsmodell für die Naturwissenschaften eine große Rolle gespielt. Die vorstehenden Ausführungen begründen demgegenüber die Meinung, daß das revolutionäre Modell auf die Wirtschaftstheorie schlecht paßt und daß ein evolutionäres Modell der Wahrheit näher kommt. Diese evolutionäre Perspektive ist gewiß nicht neu. Vielmehr wurde sie von zahlreichen Ökonomen, grossen und weniger großen, geteilt. Es war die Perspektive von Adam Smith, von Ricardo, der auf Smith aufbaute, von Mill, der von Ricardo ausging, von Marshall, der Mill zugrundelegte, von Menger, Wicksell, Fisher, Samuelson und Arrow. Im Grunde ist es nichts als die Perspektive des Wissenschaftlers, der zum Gebäude, das seine Vorgänger errichtet haben, ein neues Stockwerk, einen neuen Flügel oder auch nur einen Schornstein oder eine Dachtraufe hinzuzufügen hofft.

Zum Schluß ist noch einmal darauf hinzuweisen, daß diese Ausführungen sich auf die *Wirtschaftstheorie*, die „reine“ Theorie beschränkten. Für wirtschaftspolitische Doktrinen und Ideologien könnten die Schlußfolgerungen in manchen Punkten anders sein. Zudem ist nicht zu vergessen, daß die Theorie nicht auf eigenen Füßen stehen kann. Praktisch brauchbare Ergebnisse stellen sich erst ein, wenn sie mit der Kunst verbunden ist, Modelle zu bauen, die nicht nur präzise, widerspruchsfrei und möglichst allgemein sind, sondern auch in einer konkreten historischen Situation praktisch relevant. Gerade diese Kunst scheint mir in den letzten Jahren nicht unbedingt große Fortschritte gemacht zu haben.

Literatur

- Bauer*, Arthur 1908: Essai sur les révolutions. Paris (Bibliothèque sociologique internationale 36).
- Blackey*, Robert/*Paynton*, Clifford 1976: Revolution and the Revolutionary Ideal. Cambridge, Mass. (Schenkman).
- Blaug*, Mark 1972: Was There a Marginal Revolution? *History of Political Economy* 4(2): 269-80.
- 1975: Kuhn *versus* Lakatos, or Paradigms *versus* Research Programmes in the History of Economics. *History of Political Economy* 7(4): 399-433.
 - 1980: *The Methodology of Economics*. Cambridge (Cambridge University Press).
 - 1985: *Economic Theory in Retrospect*. 4. Aufl. Cambridge (Cambridge University Press).
- Bonar*, James 1908: Adam Smith. *Dictionary of Political Economy*. Hrsg. R. H. I. Palgrave. London (Macmillan) 3: 412-24.

- Boulding*, Kenneth E. 1942: The Theory of the Firm in the Last Ten Years. *American Economic Review* 32(4): 791-802.
- Breit*, William/*Ransom*, Roger L. 1971: The Academic Scribblers: American Economists in Collision. New York (Holt, Rinehart and Winston).
- Brinton*, Crane 1952: The Anatomy of Revolution [1938]. Neue Ausg. New York (Prentice-Hall).
- Bronfenbrenner*, Martin 1971: The „Structure of Revolutions“ in Economic Thought. *History of Political Economy* 3(1): 136-51.
- Chamberlin*, Edward H. 1946: The Theory of Monopolistic Competition: A Re-orientation of the Theory of Value. 5. Aufl. Cambridge, Mass. (Harvard University Press).
- Checkland*, S. G. 1987: Industrial Revolution. The New Palgrave: A Dictionary of Economics. London (Macmillan) 2: 811-5.
- Clower*, Robert 1965: The Keynesian Counterrevolution: a Theoretical Appraisal. In: The Theory of Interest Rates. Hrsg. F. Hahn/F. P. R. Brechling. New York (St. Martin's Press): 103-25.
- Coats*, A. W. Bob 1969: Is There a „Structure of Scientific Revolutions“ in Economics? *Kyklos* 12(2): 289-296.
- Cournot*, A. Augustin 1938: Recherches sur les principes mathématiques de la théorie des richesses [1838]. Hrsg. G. Lutfalla. Paris (Rivière).
- Ekelund*, Robert B./*Hébert*, Robert F. 1975: A History of Economic Theory and Method. 3. Aufl. New York (McGraw-Hill).
- Frängsmyr*, Tore 1988: Revolution or Evolution: How to Describe Changes in Scientific Thinking. In: *Revolutions in Science*. Hrsg. W. R. Shea. Canton, Mass. (Science History Publications/USA). 164-73.
- Funkenstein*, Amos 1988: Revolutionaries on Themselves. In: *Revolutions in Science*. Hrsg. W. R. Shea. Canton, Mass. (Science History Publications/USA). 157-63.
- Galbraith*, J. Kenneth 1949: Monopoly and the Concentration of Economic Power. In: *A Survey of Contemporary Economics*. Hrsg. H. S. Ellis. Philadelphia (Blakiston). 99-128.
- Gide*, Charles/*Rist*, Charles 1947: Histoire des doctrines économiques. 7. Aufl., 2 Bde. Paris (Sirey).
- Gordon*, Donald F. 1965: The Role of the History of Economic Thought in the Understanding of Modern Economic Theory. *American Economic Review* 55(2): 119-27.
- Hanusch*, Horst/*Recktenwald*, Horst Claus (Hrsg.) 1992: Ökonomische Wissenschaft in der Zukunft: Ansichten führender Ökonomen. Düsseldorf (Wirtschaft und Finanzen).
- Hicks*, John R. 1975: The Scope and Status of Welfare Economics. *Oxford Economic Papers* 27(3): 307-26.
- 1983: Classics and Moderns: Collected Essays on Economic Theory III. Cambridge, Mass. (Harvard University Press).
- Hobsbawm*, Eric J. 1986: Revolution. In: *Revolution in History*. Hrsg. R. Porter und M. Teich. Cambridge (Cambridge University Press). 5-46.

- Hutchison, Terence W.* 1978: On Revolutions and Progress in Economic Knowledge. Cambridge (Cambridge University Press).
- Jaffé, William* 1972: Léon Walras's Role in the Marginal Revolution of the 1870s. *History of Political Economy* 4(2): 379-405.
- Jevons, W. Stanley* 1888: *The Theory of Political Economy*. 3. Aufl. London (Macmillan).
- 1991: Brief Account of a General Mathematical Theory of Political Economy [1866]. In: *Early Mathematical Economics*. Hrsg. A. C. Darnell. Bd. IV. London (Pickering und Chatto).
- Johnson, Chalmers* 1982: *Revolutionary Change*. 2. Aufl. Stanford (Stanford University Press).
- Keynes, John M.* 1936: *The General Theory of Employment, Interest and Money*. London (Macmillan).
- 1950: *A Treatise on Money* [1930]. 2 Bde. London (Macmillan).
 - 1973: *The Collected Writings*. Bd. XIII und XIV. Hrsg. D. Moggridge. London (Macmillan).
- Knight, Frank H.* 1937: Unemployment and Mr. Keynes's Revolution in Economic Theory. *Canadian Journal of Economics and Political Science* 3(1): 100-23.
- Kuenne, Robert E.* (Hrsg.) 1967: *Monopolistic Competition Theory: Studies in Impact (Essays in Honor of Edward H. Chamberlin)*. New York (Wiley).
- Kuhn, Thomas S.* 1970: *The Structure of Scientific Revolutions*. 2. Aufl. Chicago (University of Chicago Press).
- Laqueur, Walter* 1968: Revolution. *International Encyclopedia of the Social Sciences* 13: 501-507.
- Leijonhufvud, Axel* 1968: *On Keynesian Economics and the Economics of Keynes*. New York (Oxford University Press).
- Marx, Karl/Engels, Friedrich* 1932-33: *Historisch-Kritische Gesamtausgabe*. Hrsg. V. Adoratskij. 1. Abt. Bd. 5. Moskau und Leningrad (Verlagsgenossenschaft Ausländischer Arbeiter). Bd. 6. Berlin (Marx-Engels-Verlag).
- Menger, Carl* 1871: *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre*. Wien (Braumüller).
- Merton, Robert K.* 1961: Singletons and Multiples in Scientific Discovery: a Chapter in the Sociology of Science. *Proceedings of the American Philosophical Society* 105(5): 470-86.
- Mill, John Stuart* 1857: *Principles of Political Economy*. 4. Aufl. 2 Bde. London (Parker).
- Muth, John F.* 1961: Rational Expectations and the Theory of Price Movements. *Econometrica* 29(3): 315-35.
- Negishi, Takashi* 1989: *History of Economic Theory*. Amsterdam (North-Holland).
- Niehans, Jürg* 1981: Economics: History, Doctrine, Science, Art. *Kyklos* 34(2): 165-77.
- 1990: *A History of Economic Theory: Classic Contributions, 1720-1980*. Baltimore (Johns Hopkins University Press).
 - 1992: Multiple Entdeckungen in der Wirtschaftstheorie. *Sitzungsberichte 1992*: 1. München (Bayerische Akademie der Wissenschaften).

- Ogburn, William F./Thomas, Dorothy S.* 1922: Are Inventions Inevitable? *Political Science Quarterly* 37(1): 83-100.
- Pettee, George Sawyer* 1971: *The Process of Revolution* [1938]. New York (Fertig).
- Porter, Roy* 1986: The Scientific Revolution: A Spoke in the Wheel? In: *Revolution in History*. Hrsg. R. Porter/M. Teich. Cambridge (Cambridge University Press). 290-316.
- Robinson, Joan* 1950: *The Economics of Imperfect Competition* [1933]. Neudruck. London (Macmillan).
- Roll, Erich* 1949: *A History of Economic Thought*. Neuausg. London (Faber & Faber).
- Samuelson, Paul A.* 1955: *Economics: An Introductory Analysis*. 3. Aufl. New York (McGraw-Hill).
- 1967: The Monopolistic Competition Revolution. In: *Monopolistic Competition Theory: Studies in Impact (Essays in Honor of Edward H. Chamberlin)*. Hrsg. R. E. Kuenne. New York (Wiley). 105-138.
- Schumpeter, Joseph A.* 1914: *Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte. Grundriß der Sozialökonomik*, 1. Abt. Tübingen (Mohr). 19-124.
- 1926: *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*. 2. Aufl. München (Duncker & Humblot).
 - 1939: *Business Cycles: A Theoretical, Historical and Statistical Analysis of the Capitalist Process*. 2 Bde. New York (McGraw-Hill) 1939.
 - 1943: *Capitalism, Socialism, and Democracy*. London (Allen und Unwin).
 - 1954: *History of Economic Analysis*. Hrsg. E. B. Schumpeter. New York (Oxford University Press).
- Shackle, George L. S.* 1967: *The Years of High Theory: Invention and Tradition in Economic Thought, 1926–1939*. Cambridge (Cambridge University Press).
- Stigler, George J.* 1965: *Essays in the History of Economics*. Chicago (University of Chicago Press).
- 1976: The Successes and Failures of Professor Smith. *Journal of Political Economy* 84(6): 1199-1213.
- Triffin, Robert* 1940: *Monopolistic Competition and General Equilibrium Theory*. Cambridge, Mass. (Harvard University Press).
- Viner, Jacob* 1927: Adam Smith and Laissez-Faire. *Journal of Political Economy* 35(2): 198-232.
- Wicksell, Knut* 1893: *Über Wert, Kapital und Rente nach den neueren nationalökonomischen Theorien*. Jena (Fischer).
- Wicksteed, Philip H.* 1949: *The Common Sense of Political Economy* [1910]. Hrsg. L. Robbins. 2 Bde. London (Routledge und Kegan Paul).
- Woddis, Jack* 1972: *New Theories of Revolution*. London (Lawrence and Wishart).

Getting Back Max Weber from Sociology to Economics

By Yuichi Shionoya, Tokyo/Japan*

I. In Pursuit of Weber's Legacy in Economics

This article is an attempt to examine Max Weber's sociology in order to suggest the ways in which economics may recover the various aspects of society that were expelled from the purview of mainstream economics. Needless to say, economics cannot properly deal with those problems that are more appropriately handled by the other social sciences, nor is there any reason why economics should meddle in these problems. There must be a kind of demand and supply relationship between economics and other disciplines to support an interdisciplinary effort. I find in Weber such a possibility.

Max Weber was one of those rare scholars who worked in a wide range of the social sciences. Social science, once integrated as moral science in the early modern period, had been split into independent disciplines: economics, law, political science, history, religion, ethics, and so on. Weber did not specialize in any of these disciplines but aimed at a unique interdisciplinary scholarship. He is known today as one of the founders of modern sociology. What distinguishes his sociology are the method and structure of his interdisciplinary approach. These elements were considerably influenced by the specific intellectual fields of the social sciences that Weber encountered at the turn of the century. His sociological approach was produced as an escape from a conflict between the dominant paradigms of economics at that time.

Two paradigms were in conflict: the intellectual field of the social sciences in late nineteenth-century Germany was characterized by the *Methodenstreit* between Carl Menger and Gustav von Schmoller, or between theoretical and historical approaches in economics. Weber earned a doctorate in law at the University of Berlin

* This article is a revised version of my "Max Webers soziologische Sicht der Wirtschaft", in: K. H. Kaufhold/G. Roth/Y. Shionoya, Max Weber und seine "Protestantische Ethik", Düsseldorf, Verlag Wirtschaft und Finanzen, 1992.

References to Weber's works are given by the following abbreviations:

WuG: Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der verstehenden Soziologie, 5. revised ed., J. Winckelmann (Ed.), Tübingen, J. C. B. Mohr, 1972.

WL: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen, J. C. B. Mohr, 1922.

RS: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, vols. 1-3, Tübingen, J. C. B. Mohr, 1920-21.

and taught commercial law as a lecturer there, but he soon shifted his interest to economics and was named professor of economics at the University of Freiburg. Generally speaking, economics was taught in the department of law at that time, and the economics Weber learned was that of the German Historical School. He was inevitably involved in the *Methodenstreit*, and his methodological studies in the early period were addressed to solving that dispute. Throughout his academic life, Weber's sociological work can be interpreted as the practice of his methodological view.

The relationship between theory and history is a perennial question in economics. When a system of economics is established as a paradigm and its scope and method are defined, the conception of economy as the object of study is fixed in a certain way. The establishment of a scientific system is usually followed by development and elaboration within the system or paradigm, on the one hand, and by criticism and controversy from outside, on the other. After English classical economics was established, neoclassical economics and Marxian economics became examples of the internal development and elaboration of classical economics. Although these three systems look quite different from each other, they belong to the same grand paradigm of economics in that theoretical abstraction of the economic world is a useful device for deriving economic laws.

The German Historical School, in contrast, challenged the theoretical approach of classical economics and put forward the historical approach, which had never played a paradigmatic role in economics. According to the Historical School, the individuality of a national economy is properly conceptualized by detailed historical inquiries. Its views of economics were influenced by German historicism concerning the concept of the state and the philosophy of ethical values.

Today, theoretical economics undoubtedly has gained a strong footing as a discipline, but there is a constant claim among economists that theory is too narrow to grasp economic phenomena embedded in a social context. After the age of the German Historical School, "economic sociology" or "institutional economics", inheriting more or less the ideas of the Historical School, became an important field of economics and attracted those who were not satisfied with mainstream economic theory.

Economics, however, has not consciously inherited important ideas from Weber's sociological work. In order to demonstrate his legacy to economics, this article clarifies, first, that Weber's sociology is methodologically based on the same ground as neoclassical economic theory, although his methodology apparently uses conceptual jargons unfamiliar to economic theorists. I shed light on Weber from the standpoint of the philosophy of science and show an interpretation of Weber's methodology as instrumentalism. Second, this article suggests that his sociology can provide useful notions to cope with the current stalemate in economic theory, although his sociology apparently concerns far wider issues of society than economic theory. In this respect, I show an exposition of Weber's economic sociol-

ogy as institutionalism. Speaking of a demand and supply relationship between economics and Weber, economics will provide an instrumentalist philosophy to sociology and demands his institutionalism from sociology.

In this discussion reference will be made to Joseph Alois Schumpeter, who, nineteen years younger than Weber, contributed to the methodological solution of the *Methodenstreit* from a different standpoint and made an attempt to construct a kind of economic sociology. While Schumpeter started as an enthusiastic defender of neoclassical economics, his uniqueness, which was brought about by his sympathy with the German Historical School, lay in his work in economic sociology.

II. Restructuring the German Historical School

To start with, I refer to six basic viewpoints of the German Historical School summarized by Schumpeter: (1) a belief in the unity of social life and the inseparable relation among its component elements, (2) a concern for development, (3) an organic and holistic view of society, (4) a recognition of the plurality of human motives, (5) an interest in concrete, individual relations rather than the general nature of events, and (6) historical relativity¹. I examine how Weber and Schumpeter responded to these features of the Historical School from the methodological perspective.

In view of the fact that the German Historical School was a branch of German historicism, a major intellectual stream in nineteenth-century Germany, we cannot neglect the strong influences of metaphysical and ethical ideas it had exerted on German historical economics. If we regard three sets of ideas as central to German historicism – the concept of the state, the philosophy of value, and the theory of knowledge – the German Historical School was obviously imbued with these ideas². But Schumpeter was careful to isolate the first two and to concentrate on the third in discussing the scientific viewpoints of German historical economics.

In fact, the German Historical School emphasized the concepts of national and political rather than universal and cosmopolitan as the nature of economics, and this was the foundation of its criticism of English classical economics. The idealistic concept of the state was thus taken as an end in itself and led to the idea of policy-oriented economics, which, unlike English classical economics, was not interested in the formulation of universal laws. With regard to the philosophy of value, it was the recognition of historicism that whatever arose in history was in itself valuable and should be judged in terms of its own inherent values. Corresponding-

¹ J. A. Schumpeter, *Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte*, Tübingen, J.C.B. Mohr, 1914, pp. 110-13. This work was published as I. Abteilung, I. Teil of „Grundriß der Sozialökonomik“, whose chief editor was Max Weber.

² G. G. Iggers, *The German Conception of History*, revised ed., Middletown, Conn., Wesleyan University Press, 1983, pp. 7-10.

ly, the German Historical School aimed at the historical and ethical perception of state and society, and this goal was most clearly seen in Schmoller³.

In discussing the characteristic viewpoints of the German Historical School, Schumpeter simply avoided the value-oriented outlook inherent in the school. In contrast, Weber took it seriously through his device of value-relevance (*Wertbeziehung*), which ingeniously prevented us from committing ourselves to value judgments but still made explicit the value premises of our scientific inquiry. He explicitly objected to the confusion between realism and metaphysics in the German Historical School.

Among the six elements that compose the theory of knowledge in the German Historical School, the recognition of the development and unity of social life, a combination of viewpoints (1) and (2) listed earlier, is the essence of the school as Schumpeter understood it. For Schumpeter, while an isolated inquiry of a specific area of social life is permissible only from the static or short-term perspective, in which we can plausibly assume that conditions in the other areas will remain constant, one should take into account the interrelated picture of all areas when he is concerned with the dynamic or long-term perspective.

Thus a broad perspective, beyond the individual disciplines of social science, is required for the observation of overall developments of social life. Historical studies will make this possible because they not only carry out detailed inquiries about specific ages and places but also, more importantly, throw light on how a society in its entirety changes in the long run. This is the task that the individual disciplines of social science are not able to accomplish by themselves. According to Schumpeter:

“The historical report cannot be purely economic but must inevitably reflect also ‘institutional’ facts that are not purely economic: therefore it affords the best method for understanding how economic and non-economic facts are related to one another and how the various social sciences *should* be related [to] one another.”⁴

He showed a deep sympathy for Schmoller’s research program, among others, because it gave an “outlook for a universal social science”⁵, where the conventional lines of demarcation between separate disciplines should disappear. Both Schumpeter and Weber, on the basis of the recognition of viewpoints (1) and (2), sought for the possibility of this idea in economic sociology.

³ Yuichi Shionoya, Schmollers Forschungsprogramm – Eine methodologische Würdigung, in: J. Backhaus/Y. Shionoya/B. Schefold, Gustav von Schmollers Lebenswerk: Eine kritische Analyse aus moderner Sicht, Düsseldorf, Verlag Wirtschaft und Finanzen, 1989.

⁴ J. A. Schumpeter, *History of Economic Analysis*, New York, Oxford University Press, 1954, p. 13.

⁵ J. A. Schumpeter, Gustav von Schmoller und die Probleme von heute, Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche, 50. Jg., 1926, p. 365.

While viewpoints (1) and (2) relate to the scope of the subject matter in the German Historical School, (3), (4), (5), and (6) concern its methods. Schumpeter recognized a purely scientific value in the claims of the Historical School concerning viewpoints (3) and (4) because they are usually the proper claims of a sociological or institutional approach as distinct from mainstream neoclassical economics, which is based on the assumptions of methodological individualism and utility maximization. As for viewpoint (3), i.e., the organic and holistic view of society, Schumpeter denied the alleged contention of the school that a national economy has its own distinct aims and interests and thus cannot be split up into an agglomeration of independent economic individuals, a view basically influenced by the philosophy of value in German historicism. Instead, he endorsed a more acceptable position: that individuals do not live in a vacuum but are conditioned by the institutional and cultural factors of a society, which will change in a historical process and become the objects of social science.

This viewpoint is related to (4), i.e., the recognition of plural motives of individuals. Rejecting the assumption of rational individuals, Schmoller held that customs, laws, and morals constitute the institutional framework of a society and the behavior of individuals is partly formed by institutions. Schumpeter, when he worked outside of economic theory, admitted this contention, which presupposes that economic life is closely interwoven with other areas of social life.

Schumpeter did not show much interest in viewpoints (5), i.e., the issue of individuality versus generality of social phenomenon, and (6), i.e., that of the relativity versus the universality of social laws. Although historicism used to be bound up with interests in individuality and relativity, Schumpeter argued, historical interest should not prevent the possibility of general and universal knowledge. He discerned that (5) and (6) are not fruitful issues; thus, he was critical of neo-Kantian philosophy, which delved too far into these issues. Instead, another methodology for bridging the gap between theory and history was required.

Against this background on the main features of the German Historical School, as Schumpeter summarized them, I can explain Weber's contribution to the restructuring of historical economics. Weber had one foot in German historical economics and the other foot in neo-Kantian philosophy. Although the German Historical School emphasized the importance of historical research in economics, it lacked a methodological foundation that could explain the existence and validity of historical science. The task of methodological inquiry was left to the neo-Kantian philosophers in Germany at the turn of the century, such as Wilhelm Windelband, Heinrich Rickert, and Weber. They sought to establish an epistemological basis for the historical, cultural, and social sciences through criticism of Immanuel Kant, who had denied a scientific status to historical knowledge because it did not fulfill the criterion of general validity. The upshot of neo-Kantian philosophy was that the natural sciences were seen as nomothetic and the historical sciences as idiographic in accordance with the difference of cognitive interest in the generality

versus the individuality of reality between the two sciences. Abstraction from reality in historical science, the neo-Kantians argued, must be carried out in such a way that the individuality and uniqueness of phenomena are not lost in the process of concept formation. The selection of phenomena for scientific investigation is based on the principle of value-relevance.

Weber's own contribution was to develop two methodological devices to clarify the logical status of historical knowledge constructed by value-relevance: an "understanding" (*Verstehen*) and an "ideal type" (*Idealtypus*). I contend that these two devices are in fact a methodological reconstruction of viewpoints (3), (4), (5), and (6) attributed by Schumpeter to the German Historical School.

In his first methodological essay, "Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie", Weber criticized the curious combination between organicism and realism that was inherent in the thought of the German Historical School and rejected its emanational conception, which would explain, on the basis of a biological analogy, historical and cultural phenomena in terms of their relationship to metaphysical factors such as *Volksgeist*. Emanationism regards a national economy as a coherent whole like an organism and mystifies the ideals and characters of a nation that are the emanational ground of cultural phenomena. Historical economists, with the notable exception of Schmoller, who was a nominalist, held the position of scientific realism to the effect that a description of historical facts represents a true copy of reality. In order to rescue the historical sciences from the encroachments of metaphysics, Weber fought on two fronts: he tried to replace organicism or holism with methodological individualism, on the one hand, and to replace scientific realism with instrumentalism, on the other.

The method of "understanding" (*Verstehen*) is to explain social action by reference to the motives, desires, and emotions of individuals, which are assumed to be the sources of values attached to meaningful phenomena. It is an attempt to reconstruct methodologically viewpoints (3) and (4), because it assumes methodological individualism without denying the possible influences of social institutions on individual behavior and allows for the plurality of human motives, not only rational but also irrational. Weber used the term *Verstehen* to indicate the scientific procedure in which an observer understands the actions of individuals by reference to their subjective meaning. The same procedure can be expressed by the term *subjectivism* when the reference to subjective motives, desires, and so forth of observed individuals is emphasized.

Weber's other device, an "ideal type", clarifies the logical status of historical concepts. It is a universal concept that, unlike a generic notion in the natural sciences, can emphasize the individuality of historical phenomena, viewpoint (5) of the Historical School. An ideal type does not describe the elements that the instances of a class of phenomena have in common in the empirical world, but rather the elements that they have in common in a theoretically constructed imaginary world. Thus it makes viewpoint (5) of the Historical School valid in an imaginary world

without denying the logic of the natural sciences. Viewpoint (6), historical relativity, is also dealt with by the application of ideal types that are universal in logic yet are still based on the value of historical uniqueness.

III. An Interpretation of Weber's Methodology

Schumpeter's book *Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie* (1908) was an important contribution to the methodology of neoclassical economics, but it was almost neglected. Elsewhere, in a discussion of this book, I presented the interpretation that his methodological frame of reference was instrumentalism and was influenced by natural scientists such as Ernst Mach, Henri Poincaré, and Pierre Duhem⁶. Instrumentalism holds that theories are not descriptions but instruments for deriving useful results and are neither true nor false. As a corollary, it is asserted that it is not necessary to justify hypotheses as such in order to establish their truth; that the realism of assumptions does not matter. It is to be emphasized that Schumpeter's methodological work was developed to avoid useless controversies such as the *Methodenstreit* between theory and history. Because theoretical and historical methods, artificial creations of the human mind, are concerned with different research interests, different subject matters, and categorically different hypotheses, it is of no use to quarrel over the relative importance of the two methods.

By instrumentalism, I do not mean the currently accepted narrow view that scientific theories are instruments of prediction and to be evaluated in terms of successful prediction. The original version of instrumentalism, which was proposed around the turn of the century, did not restrict the roles of theories to prediction; theories were instruments for clarifying, organizing, explaining, and predicting observable phenomena, although the current critics of instrumentalism tend to insist that theories that are not statements but instruments cannot lead to explanation. Schumpeter had such broad interpretation of instrumentalism. Therefore, his instrumentalism is also different from the methodological view of Milton Friedman, who has been called an instrumentalist.

I also examined Schumpeter's commentary on Weber's methodology and concluded that, in spite of Schumpeter's apparently harsh criticism perhaps due to the feeling of rivalry, the methodologies of the two are not different from each other in substance⁷. It is rather remarkable that at the time of the *Methodenstreit* Schumpeter and Weber worked out similar solutions independently, although they were in-

⁶ Y. Shionoya, Instrumentalism in Schumpeter's Economic Methodology, History of Political Economy, Summer 1990. Reprinted in B. Caldwell (ed.), The Philosophy and Methodology of Economics, vol. 1, Aldershot, Edward Elgar, 1993.

⁷ Y. Shionoya, Schumpeter on Schmoller and Weber: A Methodology of Economic Sociology, History of Political Economy, Summer 1991. Kurt Dopfer suggested in the discussion in the *Dogmenhistorischer Ausschuß* the need to work out the distinction between the ver-

fluenced by different schools of methodology, Schumpeter by the early positivists and Weber by the neo-Kantians. By *similar solutions* I mean that they similarly developed instrumentalist methodology and similarly attempted to construct economic sociology.

Both *Verstehende* sociology and an ideal type concept are widely recognized as Weber's characteristic tools, and in the above discussion I have shown them to be a reconstruction of the methodological views of the German Historical School. My purpose here is to propose an interpretation of Weber's general methodological position as instrumentalism. *Verstehen* is simply a particular assumption of methodological individualism; it does not present his general position⁸. Similarly, ideal type is merely a kind of concept formation not representing his general methodological perspective. What has been lacking in the methodology literature on Weber is the effort to specify his general methodological position. My answer is that his position is instrumentalism.

To bear out Weber's instrumentalist methodology, I shall outline his structure by quoting some passages from his writings. First:

„Insofern und nur aus diesem methodischen Zweckmäßigkeitsgrunde ist die Methode der ‚verstehenden‘ Soziologie ‚rationalistisch‘. Dies Verfahren darf aber natürlich nicht als ein rationalistisches Vorurteil der Soziologie, sondern nur als *methodisches Mittel* verstanden und also nicht etwa zu dem Glauben an die tatsächliche Vorherrschaft des Rationalen über das Leben umgedeutet werden“ (WuG, p. 3, italics added).

It is important to recognize that *Verstehen* is only a methodical (not methodological) or instrumental assumption, not a description of real fact, although Weber in this context is concerned with the hypotheses of an instrumental rationality (*zweck-rational*) as an extreme case of methodical individualism. The instrumentalist view on the cognitive status of theories is that theories are neither true nor false because they are mere instruments.

Second, Weber conceived the nature of law as follows:

„Die ‚Gesetze‘, als welche man manche Lehrsätze der verstehenden Soziologie zu bezeichnen gewohnt ist, . . . sind durch *Beobachtung* erhärtete typische Chancen eines bei Vorliegen gewisser Tatbestände zu gewärtigenden Ablaufes von sozialem Handeln, welche aus typischen Motiven und typisch gemeintem *Sinn* der Handelnden verständlich sind“ (WuG, p. 9, italics added).

Observation (*Beobachtung*) and meaning (*Sinn*) are the key words. In order to understand what Weber actually meant here, it is useful to distinguish between three

sions of instrumentalism advocated by Schumpeter, Weber, and Friedman. For the distinction between Schumpeter and Weber, see my paper (1991); for the distinction between Schumpeter and Friedman, see my paper (1990) indicated in the footnote 6.

⁸ The term *methodological individualism* is a misnomer, although it is often used: what it intends to represent is not a methodological viewpoint but a procedural assumption. I would call it methodical or procedural individualism.

basic concepts: (1) “hypotheses”, which may also be called axioms, postulates, or assumptions; (2) “theories”, which are the conclusions derived by a certain scientific procedure from hypotheses and may be called laws, principles, or theorems; and (3) “facts”, which are observations, data, or phenomena. To paraphrase Weber, “theories” in *verstehende* sociology must be based on “hypotheses” about the subjective meaning of individual action, on the one hand, and must be justified by objective “facts” of social phenomena, on the other.

Third, Weber added further explanations to emphasize the importance of the roles he attributes to “hypotheses” and “facts”, or meaning and observation:

„Eine richtige kausale Deutung typischen Handelns (verständlicher Handlungstypus) bedeutet: daß der als typisch behauptete Hergang sowohl (in irgendeinem Grade) *sinnadäquat* erscheint wie (in irgendeinem Grade) als *kausal adäquat* festgestellt werden kann . . . Nur solche statistische Regelmäßigkeiten, welche einem verständlichen gemeinten Sinn eines sozialen Handelns entsprechen, sind (im hier gebrauchten Wortsinn) verständliche Handlungstypen, also: ‚soziologische Regeln‘“ (WuG, pp. 5-6, italics added).

Weber here presented two requirements for right theories in the sense of a right causal explanation of social phenomena: “meaningfully adequate” (*sinnadäquat*) and “causally adequate” (*kausal adäquat*). The former relates to the dependence of “theories” on subjectively meaningful “hypotheses”, and the latter to the correspondence of “theories” with empirically observed “facts”.

Fourth, then what is the correspondence between “theories” and “facts”? It is not true that facts as such exist independently of theories and that observation gives support to theories even in a probabilistic form. In this regard, Weber denied the view of the German Historical School – Schmoller was a great exception – that “die Erkenntnis der historischen Wirklichkeit ‘voraussetzungslose’ Abbildung ‘objektiver’ Tatsachen sein sollte oder könne” (WL, p. 192). In order to answer this question, we have to examine Weber’s ideal type concept because for him theories were conceived as ideal types:

„Inhaltlich trägt diese Konstruktion [Theorie] den Charakter einer Utopie an sich, die durch gedankliche Steigerung bestimmter Elemente der Wirklichkeit gewonnen ist. Ihr Verhältnis zu den empirisch gegebenen Tatsachen des Lebens besteht lediglich darin, daß da, wo Zusammenhänge der in jener Konstruktion abstrakt dargestellten Art, . . . in der Wirklichkeit als in irgend einem Grade wirksam festgestellt sind oder vermutet werden, wir uns die Eigenart dieses Zusammenhangs an einem Idealtypus pragmatisch veranschaulichen und verständlich machen können. Diese Möglichkeit kann sowohl heuristisch, wie für die Darstellung von Wert, ja unentbehrlich sein. Für die Forschung will der idealtypische Begriff das Zurechnungsurteil schulen: er ist keine Hypothese, aber er will der Hypothesenbildung die Richtung weisen. Er ist nicht eine Darstellung des Wirklichen, aber er will der Darstellung eindeutige Ausdrucksmittel verleihen“ (WL, p. 190).

In instrumentalist methodology, the instrumental roles of a theory include organization, classification, reconstruction, and – through all these efforts – the understanding of facts, and they amount to what Weber called *heuristisch*.

Fifth, a well-known claim of instrumentalism is that the realism of assumptions does not matter. Although Weber was not a neoclassical economist, he did not deny the value of neoclassical economic theory. In his evaluation of neoclassical economics, his instrumentalist perspective is clearly revealed:

„Wir haben in der abstrakten Wirtschaftstheorie ein Beispiel jener Synthesen vor uns, welche man als ›Ideen‹ historischer Erscheinungen zu bezeichnen pflegt. Sie bietet uns ein Idealbild der Vorgänge auf dem Gütermarkt bei tauschwirtschaftlicher Gesellschaftsorganisation, freier Konkurrenz und streng rationalem Handeln. Dieses Gedankenbild vereinigt bestimmte Beziehungen und Vorgänge des historischen Lebens zu einem in sich widerspruchstlosen Kosmos gedachter Zusammenhänge“ (WL, p. 190).

„Jene idealtypischen Konstruktionen sozialen Handelns, welche z. B. die Wirtschaftstheorie vornimmt, sind also in dem Sinn 'wirklichkeitsfremd', als sie – in diesem Fall – durchweg fragen: wie würde im Fall idealer und dabei rein wirtschaftlich orientierter Zweckrationalität gehandelt werden. . . Je schärfer und eindeutiger konstruiert die Idealtypen sind: je weltfremder sie also, in diesem Sinn, sind, desto besser leisten sie ihren Dienst, terminologisch und klassifikatorisch sowohl wie heuristisch“ (WuG, p. 10)⁹.

Sixth, and finally, how is the practical success of theories evaluated? Weber wrote:

„Es gibt auch hier nur einen Maßstab: den des Erfolges für die Erkenntnis konkreter Kulturerscheinungen in ihrem Zusammenhang, ihrer ursächlichen Bedingtheit und ihrer Bedeutung. Nicht als Ziel, sondern als Mittel kommt mithin die Bildung abstrakter Idealtypen in Betracht“ (WL, p. 193).

This is nothing but the criterion of theory acceptance advocated by the instrumentalist methodology.

Sociology, in Weber's view, belongs to the category of theory in that it tries to formulate type concepts and provide uniform generalizations of social phenomena. Therefore it is subject to instrumentalist methodology; in fact, Weber explained the essence of instrumentalism using his own ideal type concept.

IV. The Framework of Weber's Sociology

From the methodological features of Weber's sociology, I now turn to its substantive aspects, focusing on economic sociology. Weber defined sociology as follows:

„Soziologie . . . soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will. . .

⁹ Kurt Dopfer rightly mentioned that the unrealisticness of assumptions is neither a necessary nor a sufficient condition for a good heuristic construct. The unrealisticness is a resultant nature of the correspondence between theory and fact, the substantive criterion of success defined in the fourth point in the above.

„Soziales’ Handeln aber soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist“ (WuG, p. 1).

This definition does not contain a reference to specific areas of social life such as economy, politics, religion, and so on, but refers only to social actions or social relations that can be found universally in all areas of social life. For Weber, human action was social insofar as it took into account the behavior of others. When he spoke of society and economy, he meant by society (*Gesellschaft*) “die allgemeinen Strukturformen menschlicher Gemeinschaften” (WuG, p. 212). If sociology is the science of society, it is not a specific discipline that is on an equal footing with economics, political science, and so on. Thus, for Weber, sociology is a universal theory or discipline that could be applied to all areas of social life, and the results of such application were specific types of sociology; economic sociology, religious sociology, legal sociology, and so on.

On the other hand, for Weber, sociology was contrasted with history. Both sociology and history were all-encompassing descriptions of society. As discussed above with reference to the viewpoints of the German Historical School, the historical development and interrelation of social areas are closely linked in the thought of the Historical School. A description of the historical process must involve inter-related changes in all areas of social life. But there is a difference. Whereas history is concerned with the causal explanation of individual actions, groups, and personalities, sociology tries to form type concepts and formulate generalized patterns of the historical process. With the help of ideal type concepts, sociology is distinguished from history with respect to the level of abstraction. Sociology is thus a universal as well as a general theory that explains social and historical phenomena. Universality is defined in terms of the scope of inquiry; generality is defined in terms of the abstract level of inquiry¹⁰.

Then what is the conceptual framework of Weber’s sociology? I propose three kinds of category as the building blocks of his conceptual framework: (1) order, (2) type of organization (*Verband*), and (3) institutionalization. It is useful for us to have in mind the framework of economic theory for comparison.

The central notion of economics is equilibrium, which parallels the notion of order in Weber’s sociology. Insofar as economics and sociology, as well as any other science, are in a status of theory, they should be able to formulate an orderly

¹⁰ Referring to Windelband’s famous distinction between nomothetic and ideographic, Kurt Dopfer suggested a *hisonomic* approach to the theoretical description of history (Dopfer, The Hisonomic Approach to Economics: Beyond Pure Theory and Pure Experience, Journal of Economic Issues, December 1986). In my view, Weber’s solution to the integration of theory and history was the concept of ideal type that could include different degrees of abstraction ranging from utility to Christianity. It must be admitted that Weber’s integration of theory and history was addressed to the static construction of types rather than to the dynamic process of change.

state of affairs in the area with which they are concerned. Given the specifications of initial conditions, theoretical statements derived from various assumptions should indicate a unique state of affairs, whether in a deterministic or probabilistic way. Unless one can establish regularities of social phenomena, one is simply in chaos or in a status of historical inquiry¹¹.

According to neoclassical economics, given the quantity of available resources and certain specifications of consumer tastes, techniques of production, and social structure, the assumed rational behavior of *homo oeconomicus* will uniquely bring about an equilibrium state of resource allocation – i.e., equilibrium prices and quantities of various goods and factors of production – through the play of individual self-interest and the working of a competitive market mechanism.

As mentioned above, Weber did not object to neoclassical economics. But, as far as the economic sphere was concerned, he engaged in the analysis of the sociological relationship in that sphere, namely economic sociology, not economic theory. Although in a few instances he used the word *Sozialökonomik*, which is different from economic theory and is a mixture of economic theory, economic sociology, and economic history, he did not develop its content and method clearly. What he actually presented in *Wirtschaft und Gesellschaft* as a major interpretation of economic sociology was an analysis of the institutional structures of economy by explaining their foundations in terms of individual orientation to an order and by setting up various axes of classification, i.e., household and firm, real economy and monetary economy, market economy and planned economy, *Gemeinschaft* and *Gesellschaft*, and so forth. He did not use the concept of equilibrium; instead, he depended on the concept of order as it applied to all areas of social life: economic order, legal order, and so forth.

Weber called regular social relationships an order – for example, customs, market order, convention, law, and morality. He attributed the regularity of actions to the sense of legitimate order held by individual actors. The actors ascribed legitimacy to a social order by virtue of tradition, emotional belief, value rationality, and instrumental rationality. These types were Weber's quadripartite classification of individual action. Thus, the legitimate order of society is reduced to the inner motives of individuals. We find here Weber's methodical individualism and subjectivism applied to the central notion of sociology, an order.

The legitimate order, however, is guaranteed not only internally but also externally; it is not only supported by actors but also imposed socially upon actors.

¹¹ *Heinz Kurz* in the discussion in the *Ausschuß* raised a question about the understanding of equilibrium and order. I interpret Weber's notion of order in sociology as a parallel to that of equilibrium in economics in the sense that in sociology as well as economics a unique state of affairs, under a certain specification of data and assumptions, must be ascertained if the discipline is to be autonomous. Weber did not inquire into the strict conditions of equilibrium and order in terms of their existence, uniqueness, and stability in the sociological context, but insofar as he was concerned with the regularity in social actions, the structure of sociological theory can be understood by elucidating what conditions will lead to such a state of affairs.

Such external factors constituting the order are various types of organization, which have more or less an apparatus of enforcement for individuals. The concept of legitimate order in sociology has the role of coordinating individuals in a society and of adjusting the repercussions between individuals and organizations.

Social action is oriented to the behavior of others; more accurately, it is determined by expectations as to the behavior of others. But perfect knowledge about others is impossible. Social relations will be characterized by chaotic uncertainty unless there is some kind of order on which expectations can be based. Such an order warrants the objective chance concerning results of behavior:

„Ein äußerst verständlicher und wichtiger Erklärungsgrund des Handelns ist dabei das objektive Bestehen dieser Chancen, d. h. die größere oder geringere, in einem ›objektiven Möglichkeitsurteil‹ ausdrückbare Wahrscheinlichkeit, daß diese Erwartungen mit Recht gehegt werden“ (WL, p. 147).

If expectations can take advantage of communication and arrangement with others and observance of rules by others, there is a great chance for the objective evaluation of possible expectations. Thus, social order can be conceived as a set of institutional attempts to cope with an uncertain social environment. At the same time, Weber recognized that the subjective orientation of actors to an order and the objective chance of expectation on the basis of an order are the cognitive ground of social relations. This recognition is the foundation of Weber's institutionalism.

Roughly corresponding to Ferdinand Tönnies's distinction between *Gemeinschaft* and *Gesellschaft*, Weber distinguished between *Vergemeinschaftung* and *Vergesellschaftung* as the tendency to form social relations and organizations. *Vergemeinschaftung* is the formation of social relations on the basis of a subjective feeling of solidarity (emotional and traditional). *Vergesellschaftung* is the formation of social relations that are based on the adjustment of rationally motivated interests (instrumental rationality and value rationality) and are brought about by the cooperation of actors as the means to achieve their common ends. In a society there is what might be called a propensity to institutionalize an order¹². This propensity is reduced to a positive or negative propensity of individuals to take care of an order. By institutionalization, I mean the tendency or orientation toward organizations. Institutionalization based on the legitimate order is the fundamental idea of Weber's sociological analysis and is applied to major areas of social life, i.e., politics, religion, and economy.

V. Weber's Conception of Economy

In economic sociology where the idea of institutionalization is applied to economy, Weber described four typical measures of rational economic action, focusing

¹² Dopfer pointed out his similar concept of propensity to associate.

on the criterion of the power of control and disposal over utilities (*WuG*, pp. 35-36): (1) the rational allocation of utilities between present and future (choice of consumption or saving), (2) the rational allocation of utilities to various commodities and services (choice of consumption pattern), (3) the rational production of utilities through the transformation of various means (choice of production pattern), and (4) the rational management for acquiring disposal power over utilities by means of *Vergesellschaftung* (choice of establishment of organization or exchange).

While measures (1) – (3) relate to the aspects of economic activity with which an ordinary economic theory is concerned, (4) indicates an important viewpoint that had not been known to economic theory until its discovery by R. H. Coase¹³. By the notion of transaction cost, Coase explained why there exists such an organization like a firm that performs a function of resource allocation besides markets. His contribution to the nature of a firm is properly classified as an example of Weberian economic sociology, though in a limited sense.

Economic action includes types of social action other than instrumental rationality and is oriented toward various kinds of legitimate order¹⁴. Weber's concepts of institutionalization and order are contrasted with the concepts of maximization and equilibrium in economic theory, where one assumes the existence of a market and ownership system without reference to any institutional factors and without an attempt to explain the emergence of institutions. From Weber's sociological point of view, the market represents the actions of *Vergesellschaftung* inasmuch as an exchange agreement is reached between actors within the framework of *Gemeinschaft*. On the other hand, the market is characterized by potential bargaining among potential actors, and to this extent, it is a process of *Vergemeinschaftung*. Weber contended:

„Die Vergemeinschaftung kraft Geldgebrauchs ist der charakteristische Gegenpol jeder Vergesellschaftung durch rational paktierte oder oktroyierte Ordnung“ (*WuG*, p. 382).

When the market as a potential mass phenomenon does not have a law, actors in the market are consensually oriented to a certain order that is empirically valid. In this sense, the market is defined as a consensus community (*Einverständnismgemeinschaft*). Thus Weber summarized:

¹³ R. H. Coase, The Nature of the Firm, *Economica*, November 1937.

¹⁴ Bertram Schefold in the discussion pointed out that mainstream economists could not understand the relevance of Weber because they believed in Mises's praxeological thesis that all human actions are rational by definition. Although one can form any assumption, all economic behaviors are reduced to tautology, insofar as economic regularities are explained by logical deduction from self-evident axioms. The hypothesis of *homo oeconomicus* is too narrow to discover meaningfully different patterns of behaviors, and is based on the narrow model of „rational fools“. See A. K. Sen, Rational Fools: A Critique of the Behavioural Foundations of Economic Theory, *Philosophy and Public Affairs*, 1977.

„Vollends eine geldwirtschaftliche ›Privatwirtschaft‹ umschließt eitel Gesellschafts-, Einverständnis- und Gemeinschaftshandeln“ (WL, p. 438).

These features of markets must be understood as the source of markets as a spontaneous order.

Ludwig Lachmann is correct in pointing out that in the Weberian theory of institution we can distinguish between the external institutions, which are designed by legislation and constitute the outer framework of society, and the internal institutions, which gradually evolve as an unplanned result of the market process and other forms of spontaneous individual action¹⁵. Weber's economic sociology is to be examined in the context of the school of thought that emphasizes the spontaneity of institutional evolution, including that of Carl Menger, Friedrich von Hayek, and other contemporary Austrians.

According to Weber, economic order is defined as follows:

„Die durch die Art des Interessenausgleichs jeweils einverständnißmäßig entstandene Verteilung der faktischen Verfügungsgewalt über Güter und ökonomische Dienste und die Art, wie beide kraft jener auf Einverständnis ruhenden faktischen Verfügungsgewalt dem gemeinten Sinn nach tatsächlich verwendet werden, nennen wir ‚Wirtschaftsordnung‘“ (WuG, p. 181).

In light of this conception of economic order, the establishment of market equilibrium by competitive forces exclusively based on the individual action of instrumental rationality would not be as important as the power configuration in the market. For example, in economic theory it is the consumer who determines the direction of production. But in fact, given the actual distribution of power in the market, the consumer's wants are “inspired” and “controlled” by entrepreneurs (WuG, p. 49). This is what Schumpeter emphasized in his dynamic theory of innovation, which presented a picture of economy quite different from the static theory of competition.

The importance of power and domination is not understood if these phenomena are merely viewed as exogenous data of the economic system or noncompetitive conditions deviating from the normal economic situation. They are the real factors of institutionalization. Whereas the market depends on the autonomous adjustment mechanism through prices, various types of organizations use the coercive adjustment mechanism by power and order in the form of directives, customs, and conventions.

As is well known, Weber's vision of the modern society involved the rationalization of various aspects of social life. Efficiency, the central notion of economic theory, is a limited part of rationality in Weber's sense. In his view, although the ideal types in economic theory are unrealistic because they are concerned with what course of action would take place if it were purely rational and oriented to

¹⁵ L. M. Lachmann, *The Legacy of Max Weber*, London, Heinemann, 1970, p. 81.

economic ends alone, nonetheless they are useful as heuristic instruments for analysis and as constructive instruments for the description of empirical complexities. Likewise, although Weber's sociology is based on the use of ideal type concepts and abstracts from reality, its strength is that it takes into account heterogeneous motives and irrational phenomena in a wide range of social life and thus can deal with institutionalization as a dynamic factor in society. Weber stressed that sociology concerns historical phenomena that comprise all the branches of social life, whereas it is unrealistic in that it must depend on theoretical formulations:

„In allen Fällen, rationalen wie irrationalen, entfernt sie [die Soziologie] sich von der Wirklichkeit und dient der Erkenntnis dieser in der Form: daß durch Angabe des Maßes der Annäherung einer historischen Erscheinung an einen oder mehrere dieser Begriffe diese eingeordnet werden kann“ (*WuG*, p. 10).

This is the way in which Weber attempted to integrate theory and history. Thus we find that Weber's methodological conceptions about theory and history (*Verstehen* and ideal types) can be applied to his substantive sociological work in different fields of society (economic sociology, religious sociology, and legal sociology, in particular). It is illuminating to refer to Richard Swedberg's visual representation that Weber worked along the vertical axis of social economics ranging from economic theory to economic sociology to economic history, on the one hand, and along the horizontal axis of sociology ranging from the sociology of religion to economic sociology to the sociology of law, on the other. It can be seen that the vertical axis and the horizontal axis intersect at the field of economic sociology¹⁶. We now turn to the horizontal axis, focusing on Weber's work on the Protestant ethic.

VI. The Place of “Die protestantische Ethik” in Weber's Sociology

Based on the preceding discussion, Weber's work “Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus” can be examined so as to shed light upon several basic questions with regard to the nature and structure of his sociological approach: (1) the relationship between economy and society at large, including religion as an element; (2) the relationship between theory and history in the context of religion; and (3) the interrelation between three major strands of Weber's sociology, i.e., economic sociology, religious sociology, and the sociology of dominance (or law). Since “Die protestantische Ethik” was his earliest work in the field of religion, it is natural that his treatment of the relationship between economy and religion in that work was not necessarily based on any systematic view of the relationship between economic sociology and religious sociology. Nevertheless, one can present an interpretation of the place of “Die protestantische Ethik” in the

¹⁶ Richard Swedberg, *The Tradition of Economic Sociology, 1800s-1960s*, *Current Sociology*, 1987, pp. 29-30.

global configuration of Weber's sociology in order to suggest its relevance to economics.

First, for Weber, the relationship between economy and society depended on his value premise about the trend of rationalization that had preceded in various branches of Western society. Since the rationalization has taken place in a most definite way, in the form of economic development, all inquiries into the unique features of rationalism in various spheres of life in Western society should refer to its economic conditions. But Weber also emphasized the inverse relationship between economic and noneconomic spheres. Thus in the preface to his *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, he wrote:

„Es kommt also zunächst wieder darauf an: die besondere Eigenart des okzidentalen und, innerhalb dieses, des modernen okzidentalen, Rationalismus zu erkennen und in ihrer Entstehung zu erklären. Jeder solche Erklärungsversuch muß, der fundamentalen Bedeutung der Wirtschaft entsprechend, vor allem die ökonomischen Bedeutungen berücksichtigen. Aber es darf auch der umgekehrte Kausalzusammenhang darüber nicht unbeachtet bleiben. Denn wie von rationaler Technik und rationalem Recht, so ist der ökonomische Rationalismus in seiner Entstehung auch von der Fähigkeit und Disposition der Menschen zu bestimmten Arten praktisch-rationaler Lebensführung überhaupt abhängig... Zu den wichtigsten formenden Elementen der Lebensführung nun gehörten in der Vergangenheit überall die magischen und religiösen Mächte und die am Glauben an sie verankerten ethischen Pflichtvorstellungen“ (RS, 1, p. 12).

Specifically, “Die protestantische Ethik” was an attempt to explain the rise of the “economic mind” or “ethos” in modern capitalism through the rational ethic of ascetic Protestantism. In that preface Weber admitted that this attempt was concerned with only one side of the causal relationship between economy and culture and that his several articles on “Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen” written in later years tried to deal with both sides of the relationship.

Second, in his discussion of the relationship between economy and society, Weber attached importance to politics and religion as the specific cultural dimension to be distinguished from economy. Thus, when he explained the conceptual framework of sociology in Chapter 1, Part I, of *Wirtschaft und Gesellschaft*, he concluded the chapter by defining political organization and hierocratic organization in addition to business organization as the basic concepts of the structural form in three major disciplines: economic sociology, the sociology of dominance, and the sociology of religion.

In his investigation of politics and religion as well as of economy, Weber provided the *Verstehen* analysis of individual motives, on the one hand, and that of organizations, on the other, in order to elucidate the legitimate order inherent in each sphere of social life. The propensity toward institutionalization through *Vergemeinschaftung* and *Vergesellschaftung* linked two polar elements: individuals and organizations. Market in economy, dominance in politics, and belief in religion constitute the order in society. In contrast with economy, politics and religion are

the home ground of charisma and are sometimes characterized by unordinariness. But Schumpeter's conception of entrepreneurship in economic development was originally devised as a case of unordinariness in economic life that is distinguished from a static or stationary state. If so, one can speak of a homology in different areas of social life, which is a useful viewpoint in sociological investigation.

The purpose of religious acts is the provision of relief goods (*Heilsgüter*) that assure rebirth and salvation in psychological unordinariness. The components of relief goods specify religious systems. In the sociology of religion Weber contrasted prophet with priest as the carrier of these religious functions, church with sect as the religious organization. "Die protestantische Ethik" provided the sociology of religion with historical materials for comparative studies. But it was Weber's claim that, even when one studies history, one must use the ideal type concepts by which history is constructed as a composition of genetic concepts. Although "Die protestantische Ethik" does not include a detailed explanation of the ideal type methodology, "Die Objektivität" – written in the same year – develops the methodology by referring explicitly to Christianity or other ideas. Thus Weber wrote:

„Es [das Christentum des Mittelalters] ist eine Verbindung von Glaubenssätzen, Kirchenrechts- und sittlichen Normen, Maximen der Lebensführung und zahllosen Einzelzusammenhängen, die wir zu einer ›Idee‹ verbinden: eine Synthese, zu der wir ohne die Verwendung idealtypischer Begriffe gar nicht widerspruchlos zu gelangen vermöchten“ (WL, p. 197).

The same applies to the spirit of capitalism, which is also a constructed historical individuality. Of course, there is a difference in the degree of abstraction of ideal type concepts between "Die protestantische Ethik," in which ideal types are constructed as genetic concepts for the recognition of historical individuality, on the one hand, and the sociology of religion in *Wirtschaft und Gesellschaft*, in which ideal types are forged as more abstract and purified concepts for the recognition of empirical regularity, on the other. But this is rather the strength of ideal types as instruments with which to approach historical reality according to different research interests.

Third, for Weber, economic sociology, the sociology of religion, and the sociology of dominance were not independent disciplines. Whereas economy, religion, and politics are distinguished as different in cultural content, they are treated as interrelated by the method of sociology, which is a universal tool. Unlike the conception of economy in economic theory, Weber's conception of economy constructed on the basis of sociology is interrelated with religion and politics within an institutional framework of society that consists of various forms of organization with various kinds of order such as laws, conventions, and customs. As explained above, order, organization, and institutionalization are the central concepts that are simultaneously applicable to various fields of social life. In contrast, the central concepts of economic theory are equilibrium and maximization; institutional factors such as organizations are just externally given.

Weber sought an inner source of economic motivation or a “practical motive to exchange” in the religious belief of Protestantism. His approach in “Die protestantische Ethik” was to show how religious charisma gave rise to ethical prophecy, how the latter transformed the sense of legitimacy in the inner life of people and revolutionized economic ethics, and how the conditions of ordinary economic life in each social stratum affected the process of transformation and revolution in ideas. Social stratum includes status and classes, Weber’s key concepts in the sociology of dominance. He called the disparity in power that is determined by economic conditions “class structure”, and he called the disparity in power that is determined by social esteem in terms of privileges “status situation”.

“Die protestantische Ethik” is primarily concerned with the affinity between certain forms of religious beliefs and economic ethos, but the relationship is analyzed in the social context of dominance and power. In this sense, “Die protestantische Ethik” is a joint exercise of three major disciplines of sociology, namely economic sociology, religious sociology, and the sociology of dominance, although it was a seminal work before Weber’s idea of sociology was fully developed.

VII. Conclusion

Compared with sociological investigation, what economics is crucially lacking is an analysis of the institutional framework that regulates the economic behavior of individuals. If it is possible to characterize Weber’s sociological methods by its use of the concepts of order, institutionalization, and organization, the application of these concepts to different aspects of social life will enable us to integrate the economy with other areas, as we have seen in his study of the Protestant ethic. In particular, the propensity to institutionalize is of basic importance in providing sociological investigation with unity and integration.

The so-called new institutional economics, which tries to explain institutional structures by the economic logic of maximization, is a noteworthy development of neoclassical economics but needs reexamination in light of Weber’s sociology of institutions. There are similarities and dissimilarities. On the one hand, Weber’s *Verstehen* method and ideal type concept do not differ from the procedures in economics, namely methodical individualism, subjectivism, and instrumentalism. The fact that there is such a common ground between economics and sociology despite the absence of interchange between them seems to be remarkable and can be attributed to the efforts of Weber and Schumpeter, who both addressed methodologically the fissure between theory and history brought about by the *Methodenstreit*.

On the other hand, there are naturally several gaps between economics and sociology concerning practical conceptions: in terms of Weber’s sociology, rational economic man versus man with four motives, equilibrium versus order, maximization versus institutionalization, economy versus society as a whole, and so forth.

Nevertheless, insofar as the development of economics is expected to help overcome these gaps, and insofar as methodological ground leveling for getting back Weber from sociology to economics is finished, it is now time for economists (especially new institutional economists) to take Weber seriously.

Zwischen Nationalökonomie und Universalgeschichte. Alfred Webers Versuch einer Integration der Sozialwissenschaften

Von *Hans G. Nutzinger*, Kassel¹

I. Stationen aus Alfred Webers Leben²

Alfred Weber, der jüngere Bruder Max Webers, wurde am 30. 7. 1868 als zweiter Sohn des nationalliberalen Politikers Max Weber und seiner aus liberalem evangelischen Hause stammenden Frau Helene, geb. Fallenstein, in Erfurt geboren³. Durch den – auch aus politischen Gründen gepflegten – gesellschaftlichen Umgang ihrer Eltern mit Politikern, Wissenschaftlern und Gelehrten in Berlin kamen die Brüder Max und Alfred früh in Kontakt mit den bestimmenden geistigen Strömungen des gerade entstandenen Hohenzollernreiches. Eine besondere Bedeutung gewann dabei für Alfred Weber der schon bejahrte Historiker Theodor Mommsen; nach dem Zeugnis von *Edgar Salin* (1958, S. 318 f.) war er für ihn Mentor und Vorbild zugleich. Das in diesen frühen Begegnungen und Gesprächen geweckte Interesse an geschichtlichen Zusammenhängen sollte seinen späteren Versuch einer umfassenden, historisch orientierten Kulturosoziologie als Integrationspunkt der Sozialwissenschaften wesentlich beeinflussen.

Alfred Weber begann 1888 in Tübingen das Studium der Kunstgeschichte und der Archäologie, ab 1890/91 studierte er Jura und Nationalökonomie an der Universität Berlin. Er promovierte 1897 bei Gustav Schmoller über das Thema „Hausindustrielle Gesetzgebung und Sweating-System in der Konfektionsindustrie“ und habilitierte sich 1899 an der Universität Berlin für das Fach Volkswirtschaftslehre.

¹ Mein Dank gilt den Teilnehmern der Sitzung des Dogmenhistorischen Ausschusses vom 11. bis 13. April 1994 in Weimar für ihre hilfreichen Hinweise und Anregungen; namentlich möchte ich die Herren *Jürgen Backhaus*, *Alfred Bürgin*, *Karl Häuser*, *Ernst Helmstädter*, *Jürg Niehans*, *Heinz Rieter*, *Franz Ritzmann*, *Bertram Schefold* und *Harald Scherf* erwähnen. Weiterhin danke ich den Teilnehmern der Tagung „Zwischen Nationalökonomie und Universalgeschichte“ über Leben und Werk von Alfred Weber, die vom 19. bis 21. November 1993 an der Evangelischen Akademie Hofgeismar stattgefunden hat, sowie *Achim Lerch* (Kassel).

² Eine ausgezeichnete biographische Darstellung von Alfred Weber als *homo politicus* gibt für die Jahre bis 1920 *Demm* (1990). Ein Folgeband dieses Autors für die Zeit danach ist in Vorbereitung und wird voraussichtlich 1996 erscheinen.

³ Vgl. *Bergstraesser* (1961, S. 554). – Bergstraessers HdSW-Artikel liefert immer noch einen guten ersten Einblick in Leben und Werk Alfred Webers.

Seine Antrittsvorlesung hielt er an der Berliner Universität am 24. November 1900 über das Thema „Die volkswirtschaftliche Aufgabe der Hausindustrie“ (Weber 1901). Sein Interesse galt dabei kurzfristig vor allem einem zumindest minimalen arbeitsrechtlichen und sozialpolitischen Schutz der in der Heimindustrie – oftmals weiblichen – Beschäftigten; längerfristig dachte er jedoch an ein allmähliches Verschwinden dieser Erwerbsart, vor allem dadurch, daß die industriellen Fertigungsstätten sich stärker zu den oftmals immobilien und daher auch meist schlechtbezahlten Arbeitskräften hin verlagern sollten. Bereits hier zeigen sich also Alfred Webers standort- und transportökonomische Interessen, auch wenn seine Arbeiten zur Hausindustrie zunächst noch stark durch die Methodik der Jüngerer Historischen Schule um Gustav Schmoller geprägt waren.

1904 wurde Alfred Weber ordentlicher Professor für Nationalökonomie am deutschsprachigen Teil der Prager Karls-Universität. Seine dreijährige Lehr- und Forschungstätigkeit in diesem für ihn neuen, kulturell, sprachlich und geistig besonders anregenden Umfeld gab ihm die entscheidenden Impulse und auch die notwendige Zeit für die Konzipierung seines nationalökonomischen Hauptwerkes zur Industriellen Standortlehre, dessen erste Auflage dann 1909 in Tübingen erschien.

1907 wurde Alfred Weber – gerade auch im Hinblick auf das von ihm erwartete standorttheoretische Werk (vgl. Schluchter 1995, S. 211 f.) – als Nachfolger von Karl Rathgen zum ordentlichen Professor für Nationalökonomie an die Heidelberger Ruprecht-Karls-Universität berufen⁴. Da er seine Heidelberger Lehrtätigkeit erst zum Sommersemester 1908 aufnahm, hatte er im vorangehenden Wintersemester – neben der Organisation seines Umzugs – etwas (lehr-)freie Zeit, um seine Monographie zur *Industriellen Standortlehre* für die Veröffentlichung vorzubereiten.

In Heidelberg fand Alfred Weber für die ihm immerhin noch verbleibenden fünfzig Jahre – einen Zeitraum, der das späte Hohenzollernreich, die Weimarer Republik, das Nazi-Regime und den Zusammenbruch, die Besatzungszeit und die entstehende Bundesrepublik umfaßte – das räumliche, aber auch geistige Zentrum seines wissenschaftlichen Schaffens. Er lehrte und forschte bis zu seinem Tode am 2. 5. 1958 am „Institut für Volkswirtschaftslehre“ der dortigen Universität, dem nachmaligen „Institut für Sozial- und Staatswissenschaften“ („Insosta“), dessen Direktor er bis 1933 war und das nach dem Zweiten Weltkrieg (am 13. November 1948) seinen Namen erhielt. Seine von ihm selbst beantragte vorzeitige Emeritierung zum Ende des Sommersemesters 1933 – aus Protest gegen die „Gleichschaltung“ der Universität mit dem Nazi-Regime⁵ – bedeutete nur eine Unterbrechung seiner Lehr-, nicht jedoch seiner Forschungstätigkeit in den Jahren bis 1945.

⁴ Immer wieder wird behauptet – so auch von Alfred Webers Lebensgefährtin *Else Jaffé* (1986, S. 191 f.) –, es habe sich dabei um den von seinem Bruder Max krankheitshalber abgegebenen Lehrstuhl gehandelt. „Dies ist falsch. Max Webers Nachfolger war Eberhard Gothein“ (Schluchter 1995, S. 202).

⁵ Zur sog. Fahnenaffäre – Webers Protest gegen die Beflaggung öffentlicher Gebäude mit Hakenkreuzfahnen im März 1933 – vgl. mit weiteren Literaturnachweisen Nutzinger (1992).

Gleich nach dem Kriege nahm er – als 77-jähriger – auch seine Lehrtätigkeit wieder auf, die er bis kurz vor seinem Tode fortsetzte.

Alfred Webers nationalökonomische Publikationen im weiteren Sinne umfassen, wie bereits erwähnt, zunächst insbesondere Probleme der Hausindustrie (in den Berliner Jahren bis 1904), sodann in der frühen Heidelberger Zeit Fragen der Industriellen Standortlehre und nach dem Zusammenbruch der Nazi-Herrschaft Probleme des freiheitlichen Sozialismus im Kontext des „Wiederaufbaus“ nach dem Kriege. Wie wir jedoch später (in Abschnitt 4.1 unten) sehen werden, verstand er seinen „Freien Sozialismus“ (*Mitscherlich/Weber* 1946) als einen weit über das Ökonomische hinausgehenden umfassenden Gesellschaftsentwurf, der weniger Fragen der Effizienz als vielmehr die Erziehung der Menschen zu selbstverantwortlich handelnden Individuen zum Gegenstand hatte. Bei einer extensiven Auslegung des Gegenstandes der Nationalökonomie können schließlich noch seine Arbeiten zur Politischen Theorie im Zeitraum von 1910 bis 1932 sowie die politischen Schriften nach 1945 hinzugerechnet werden⁶. Soviel läßt sich schon an dieser Stelle – grob, doch nicht unfair vereinfachend – sagen: Alfred Weber wandte sich im Laufe seines Lebens immer mehr von der Nationalökonomie ab und den Fragestellungen, ja sogar dem Entwurf einer umfassenden Kulturosoziologie zu; letztere verstand er als eine universelle, auch die Geschichte mit einschließende Sozialwissenschaft.

Hierin dürfte auch der zentrale Unterschied im Wissenschaftsverständnis zwischen den Brüdern Max und Alfred zu sehen sein: Für Max Weber, der Handlungen primär aus den Motiven der Akteure erklären wollte, waren derart umfassende Gesellschaftsentwürfe schlicht inakzeptabel⁷. In ihrem praktisch-politischen Handeln und in ihren normativen Orientierungen standen sie sich dagegen – vor, während und selbst kurz nach dem Ersten Weltkrieg – recht nahe: Alfred Weber gehörte, wie sein Bruder Max und auch Werner Sombart, zu den sozialpolitisch engagierten „Jüngeren“ im Verein für Sozialpolitik, die Gustav Schmoller nach den Kontroversen auf dem Kongreß des Vereins in Wien (1909)⁸ einmal als „Sauerteig und Belebung unserer Tagungen“⁹ bezeichnete. Nicht nur auf dieser Versammlung

⁶ Vgl. dazu *Lietzmann* (1995) sowie unten Abschnitt IV. 2.

⁷ Zu den methodologischen Differenzen zwischen Max und Alfred Weber siehe vor allem *Schluchter* (1995) sowie *Nutzinger* (1995).

⁸ Vgl. *Demm* (1990, S. 112-114) und *Boese* (1939, S. 129-137), ferner *Somary* (1994, S. 94 f.) – Für den Hinweis auf Boese danke ich *Karl Häuser*; den Literaturhinweis auf Somary verdanke ich *Jürgen Backhaus*.

⁹ Das ausführliche Zitat findet sich in einem von *Salin* (1958, S. 332) auszugsweise wiedergegebenen Brief von Gustav Schmoller an Arthur Spiethoff vom 15. Oktober 1909: „Interessant wäre es mir auch, von Ihnen zu hören, wie die Webers das Resultat von Wien ansehen. Bei allen rechts Stehenden ist die Entrüstung über die Webers groß. Ich kann sie nicht teilen. Sie sind mal nervenkrank; aber sie sind der Sauerteig und die Belebung unserer Tagungen; sie sind ehrliche Leute und ganz große Talente. Allerdings wirken sie auch als Sprengmittel für unsern Verein, den man aber *meo voto* doch so lange als möglich zusammenhalten muß. Scheiden wir uns, so wird der linke Flügel ein Rumpf von radikalen Offizieren ohne Armee,

standen die Brüder Max und Alfred Weber im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, vor allem wegen ihrer „Angriffe ... gegen die Bürokratie“ (Boese 1939, S. 135). Noch stärker als auf den vorangegangenen Kongressen des Vereins für Sozialpolitik (vgl. Krüger 1988; Demm 1988) kam es hierbei zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den „Älteren“ und den „Jüngeren“ im Verein¹⁰.

Zentrale sozialpolitische Fragestellungen des Vereins wurden auch in Alfred Webers frühen Publikationen angesprochen; diese beschäftigten sich hauptsächlich mit den Arbeits- und Entlohnungsbedingungen, vor allem in der Konfektionsindustrie, wobei es Alfred Weber, wie bereits erwähnt, kurzfristig besonders um eine gesetzliche Beschränkung der „Heimarbeit“ oder der „Hausindustrie“ ging, längerfristig jedoch um deren Verschwinden durch verkürzte Wege der Beschäftigten zu den Arbeitsstätten. Nach anfänglicher Begeisterung (und entsprechenden „imperialistischen Ausrutschern“¹¹) vertraten die beiden Brüder Max und Alfred Weber während des Ersten Weltkriegs auch nachdrücklich einen Verständigungsfrieden. Beide setzten sich eindeutig für die entstehende Weimarer Republik ein; der frühe Tod Max Webers am 14. Juni 1920 muß in diesem Zusammenhang als besonders schmerzlicher Verlust registriert werden.

Alfred Weber war einer der führenden Gelehrten der Heidelberger Philosophischen Fakultät in den 20er und frühen 30er Jahren. Er trug bei zahlreichen Gelegenheiten durch sein mutiges Eintreten für die Freiheit der Wissenschaft – so etwa bei den Auseinandersetzungen um den pazifistischen, vehement von nationalistischen Kreisen bekämpften Privatdozenten für Statistik Emil Julius Gumbel¹² – zu dem liberalen Erscheinungsbild der Ruprecht-Karls-Universität in der Weimarer Zeit bei. Seine Veranstaltungen wurden von den Studenten aller politischen Richtungen besucht, und auch bei der Wahl seiner Assistenten verfuhr er ungewöhnlich liberal¹³. Der bleibende persönliche Eindruck, den Alfred Weber auf drei Studen-

der rechte ein Haufen Unteroffiziere; beide ohne Macht und Einfluß, die wir durch unser Zusammensein noch immer haben.“ – Zu Unrecht wird hier übrigens, wie *Salin* (loc. cit.) bemerkt, Alfred Weber in einer Art Analogieschluß eine depressive Erkrankung unterstellt, unter der nur sein Bruder Max litt („Sie sind mal nervenkrank ...“).

¹⁰ Auslöser war vor allem Alfred Webers Kritik von Bürokratie und Beamtentum, in der er von seinem Bruder unterstützt wurde (vgl. unten Abschnitt IV. 1).

¹¹ Vgl. dazu für Alfred Weber im einzelnen Demm (1990, bes. Kap. VI), sowie Demm (1986, bes. S. 21-28).

¹² Zu den inner- und außeruniversitären Auseinandersetzungen um Gumbel und der dabei von Alfred Weber wahrgenommenen Rolle siehe die umfassende Darstellung von Jansen (1991). Vgl. auch Wolgast (1992). – Einen guten, durch persönliches Erleben geprägten Einblick in das Heidelberger hochschulpolitische und intellektuelle Umfeld der Jahre 1929-1933 mit einigen Bezügen zu Alfred Weber und Emil Julius Gumbel gibt auch Golo Mann (1986), bes. in den Kapiteln „Heidelberg“, „Karl Jaspers“ und „Heidelberg in der Krise“.

¹³ Vgl. dazu die Erinnerungen von Norbert Elias (1990): „Zu Alfred Weber, dessen Assistent damals, wenn ich mich recht entsinne, Arnold Bergstraesser war, gingen Studenten aller politischen Schattierungen, die rechtsten Rechten miteingeschlossen, aber doch, wenn ich mich nicht täusche, mit Ausnahme der linken Linken“ (S. 124 f.). – „Auch vereinzelte Na-

tengenerationen ausgeübt hat, dürfte genau auf dieser von ihm selbst gelebten wissenschaftlichen Offenheit bei gleichzeitiger Festigkeit des eigenen Standpunktes beruht haben – nicht etwa auf seinem geschliffenen Schreibstil oder auf seiner mitreißenden Eloquenz, denn über beides verfügte Alfred Weber kaum, wie noch heute seine Schriften und seine früheren Mitarbeiter und Studenten bezeugen¹⁴.

Es ist sicherlich ein wenig spekulativ zu fragen, warum Alfred Weber, der die Gefährlichkeit des Nazi-Regimes früher als viele andere bereits im März 1933 erkannt hatte¹⁵ und sich während der ganzen zwölf Jahre in erkennbarer Distanz, wenn auch nicht offener Opposition zu den braunen Machthabern befand, den atypischen Weg der „Inneren Emigration“ wählte und nicht etwa wie viele seiner Gesinnungsgenossen und Freunde das Land verließ. Ein Grund dafür war wohl sein bereits fortgeschrittenes Lebensalter. Darüber hinaus erscheint es aber auch im Kontext seiner geistigen Entwicklung, wie wir sie in Abschnitt III näher beleuchten wollen, zumindest plausibel, daß der Gelehrte, der sich schon lange vor 1933 den Fragen einer epochenübergreifenden Kulturosoziologie zugewandt hatte, mit einiger Berechtigung erwarten konnte, in dieser langfristigen Perspektive sowohl persönlich wie auch wissenschaftlich das „Tausendjährige Reich“ überdauern zu können. In diesem Sinne konnte er seine weitgehende politische Isolation während dieser Zeit auch als Chance einer ausgedehnten – und durch seine Versorgungsbezüge auch finanziell abgesicherten – Forschungstätigkeit begreifen¹⁶.

tionalsozialisten gab es in der jungen akademischen Rechten. Unter ihnen war ein Assistent Alfred Webers. Als Liberaler war Alfred Weber seiner tief verwurzelten Überzeugung und seinen Prinzipien nach (wenn auch nicht immer seinem leidenschaftlichen Temperament nach, das durch die Kontrollen hindurchschimmerte) tolerant. Er hätte auch einen Kommunisten als Assistenten eingestellt, wenn dieses Problem an ihn herangetreten wäre. Wieviel Selbstüberwindung ihn das auch gekostet hätte: das Prinzip der Toleranz hätte es ihm geboten, und er meinte es damit ernst. Daß er einen Juden unter seine Habilitanden aufnahm, war ein Ausdruck derselben Haltung. Dieselbe Überzeugung gebot ihm, einen Nationalsozialisten unter seine Assistenten aufzunehmen. Man wußte damals noch kaum, welche Saat da einmal aufgehen würde, und als sie aufging, stemmte er sich ihr entgegen, mutig und vergebens. Zuvor, in den späten zwanziger Jahren, stellte er sich jedenfalls als liberaler Professor die Aufgabe, in exemplarischer Weise Toleranz zu zeigen. Seiner Qualität nach verdiente der junge Nationalsozialist die Assistentenstelle, genauso wie der jüdische Elias die Habilitationszusage verdiente. Warum also nicht?“ (S. 129).

¹⁴ Dieser Einschätzung stimmten grundsätzlich auch die Ausschußmitglieder *Alfred Bürgin* und *Ernst Helmstädter* zu, die beide noch Vorlesungen bei Alfred Weber gehört haben.

¹⁵ Vgl. dazu mit weiteren Nachweisen *Nutzinger* (1992).

¹⁶ Gewiß, diese Überlegungen sind keineswegs zwingend, aber im Lichte des von Alfred Weber in jenen Jahren geschaffenen Werkes doch zumindest einigermaßen einsichtig; selbstverständlich sind sie weder für das Verständnis seines kulturosoziologischen Oeuvres noch seiner nationalökonomischen und politiktheoretischen Schriften zentral.

II. Von der Hausindustrie zur Standortlehre

1. Die frühen Arbeiten zur Hausindustrie

Schon die frühesten Arbeiten von Alfred Weber enthalten drei miteinander verbundene thematische Schwerpunkte – Machtdezentralisierung, Schutz und Entwicklungsmöglichkeiten der Arbeiter, Transport- und Standortökonomie –, die ihn trotz aller Wandlungen und Brüche in seiner intellektuellen Entwicklung, insbesondere seiner immer stärkeren Zuwendung zu einer universalgeschichtlich und lebensphilosophisch konzipierten Kulturosoziologie, in den folgenden sechs Jahrzehnten produktiver wissenschaftlicher Tätigkeit immer wieder begleiten und zu politischem Handeln motivieren sollten.

Weber sieht zunächst die staatliche Arbeiterschutz- und Kartellgesetzgebung als einen wichtigen Beitrag zur Begrenzung wirtschaftlicher Macht und zur Schaffung von Bedingungen, die es auch der Arbeiterschaft ermöglichen, mindestens in begrenztem Maße an der geistigen und kulturellen Entwicklung der Gesellschaft teilzuhaben. Die schon damals geführte Debatte um den „Industriestandort Deutschland“, in der, ähnlich wie heute, Deregulierung zur Kostenentlastung gefordert wurde, hält er für zu statisch und betont demgegenüber bereits 1897 die von ihm in der Vergangenheit festgestellten und für die Zukunft erwarteten positiven dynamischen Anreizwirkungen gesetzlicher Regelungen gegen ihre industriellen Kritiker:

„Die engen Schranken, die die deutsche Gesetzgebung der Verwendung der jugendlichen Arbeitskräfte steckt, erweisen sich somit auf der einen Seite als ein Druck für das Hinauswachsen über einen Zustand, in dem die Industrie zeitweise von der Ausbeutung ungelernter, größtenteils jugendlicher Arbeitskraft lebte, und sie sind auf der anderen Seite doch nicht zu eng, um nicht die Verwendung jugendlicher Arbeiter soweit, als sie für die Heranbildung eines gelernten Arbeiterstammes wünschenswert ist, zu gestatten“ (Weber 1897, S. 1193).

Da er 1897 über „Hausindustrielle Gesetzgebung und Sweating-System in der Konfektionsindustrie“ promoviert hat, kennt Weber zudem die oft bedrückend schlechte Lage der dort Beschäftigten und stellt fest, „daß die Kategorie der heute schlechtestbezahlten Arbeiterinnen im wesentlichen zusammenfällt mit der Kategorie der Heimarbeiterinnen“ (1897(a), S. 513). Hier sieht er staatlichen Handlungsbedarf, nicht nur zur gesetzlichen Begrenzung der oftmals miserablen Arbeits- und Entlohnungsbedingungen, sondern auch für eine wohlfahrtsstaatliche Absicherung der Beschäftigten, denn

„... selbst eine Armenunterstützung in heutiger Höhe und Form wäre besser als dieser langsame Selbstmord, wie er sich jetzt hier zugunsten der Armenverwaltung vollzieht“ (Weber 1897(a), S. 517).

Auf der Breslauer Tagung des Vereins für Sozialpolitik 1899 hält Alfred Weber das Eröffnungsreferat über „Die Hausindustrie und ihre gesetzliche Regelung“ (Weber 1900, vgl. auch Boese 1939, S. 89). Er versucht hierbei, eine klassifizierende Ordnung in die Vielgestaltigkeit hausindustrieller Wirtschaftsformen zu brin-

gen. Gegenüber den von ihm als ausbeuterisch charakterisierten Formen der hausindustriellen Außenarbeit und der hausindustriellen Verlagsarbeit fordert *Weber* (1900, S. 17) „eine Politik der *Überwindung* der hausindustriellen Produktionsweise“, da diese Formen einstweilen in Deutschland noch nicht von selbst durch das Fabrikssystem abgelöst würden. Die Fortexistenz dieser ausbeuterischen Formen von Hausindustrie erklärt er implizit aus der Existenz segmentierter Arbeitsmärkte:

„Die Hausindustrie besteht bei uns fort, weil eben diese billige Arbeitskraft ihr noch zur Verfügung steht, weil sie durch deren Billigkeit den Preis ihrer Produkte so herabsetzen kann, daß das die mangelnde Produktivität der Produktionsweise ausgleicht, ja daß dadurch der inhärente Mangel der Qualität der Ware wettgemacht wird“ (*Weber* 1900, S. 29).

Soweit Alfred Weber also für den Schutz der Heimarbeiter plädiert, tut er dies auch in der Absicht, dadurch diesen Erwerbszweig allmählich zum Verschwinden zu bringen. Allein in der „reinen Hausindustrie“, „die den Produzenten in einer nur herabgeminderten Unternehmerstellung erhielt“ (*Boese* 1939, S. 89), sah *Weber* (1900, S. 30) „eine Politik des Kampfes nicht am Platze. Hier wird man vor allem durch Genossenschaftsgründung den kleinen Produzenten in der Marktbeherrschung zu erhalten versuchen“.

Und hier kommen wir zum dritten Interessenschwerpunkt, der Alfred Weber über alle Wandlungen und Brüche seiner künftigen noch nahezu sechs Lebensjahre immer wieder beschäftigen und zu wirtschaftspolitischen Gestaltungsvorschlägen veranlassen wird: die Transport- und Standortökonomie. Der Übergang zu diesem neuen Problembereich deutet sich bereits in seinem Breslauer Vortrag an, wenn er fordert, durch Einsatz von Transportmitteln, insbesondere von Eisenbahnen, die Fabrikstätten näher an die oftmals immobilen und meist weiblichen Beschäftigten heranzuführen:

„Wenn man nur einsieht, daß man kein Interesse daran haben kann, die Bevölkerung unserer Gebirge genau in der Wohnweise, die sie heute hat, zu halten, daß es vielmehr nur darauf ankommt [,] ihre Abwanderung zu verhindern, so haben wir ja in der staatlichen Anlage von Eisenbahnen ein ganz radikales Mittel in der Hand, um die Physiognomie unserer Gebirge in der Weise zu ändern, daß sie geradezu ein Eldorado moderner Fabrikindustrie werden. Es giebt heute in dieser keine stärkere Entwicklungstendenz, als das Aufsuchen von Gegenden mit billigen Mieten und billiger menschlicher Arbeitskraft. Beides ist im Gebirge vorhanden, und wenn man nur Bahnen baut, so klettern die Fabriken heute mit der größten Keckheit hinter diesen die Gebirgshänge hinauf“ (*Weber* 1900, S. 31 f.).

Noch deutlicher wird diese Wendung von der Hausindustrie hin zur Transport- und Standorttheorie in Alfred Webers Antrittsvorlesung über „Die volkswirtschaftliche Aufgabe der Hausindustrie“. Ähnlich wie auf der Breslauer Tagung 1899 vertrat er (1901, S. 403) auch dort die Auffassung, die Aufgabe der Hausindustrie bestehe darin, die „sich immer gleichbleibende Masse schlechter und einfacher Ware, die zu den untersten Schichten des Volkes strömt“, herzustellen. Er sah daher auch keine langfristigen Zukunftsperspektiven für diesen Fertigungszweig, sondern war

vielmehr der Auffassung, „daß diese so umschriebene Aufgabe der heutigen Hausindustrie sich für Deutschland auf die Dauer verflüchtigt“ (1901, S. 403). Andererseits sah er zumindest kurzfristig auch keine naturwüchsige Tendenz zum Verschwinden der Hausindustrie, da diese auf ein großes Reservoir äußerst schlechtbezahlter, immobiler, meist weiblicher Beschäftigter zurückgreifen konnte. Darüber hinaus hielt Weber auch die Entvölkerung der Mittelgebirgsregionen durch Abwanderung in die Großstädte nicht für wünschenswert.

Wenn also die Heimarbeiter(innen) nicht zu den industriellen Agglomerationen gehen konnten oder sollten, blieb für Weber nur *ein* wirtschaftlich und sozialpolitisch brauchbarer Ausweg, nämlich der, daß sich die Fabriken hin zu diesen Beschäftigten bewegten. Er schloß daher auch seine Berliner Antrittsvorlesung mit dem pathetischen Aufruf:

„Bauen wir Bahnen in jedes Gebirgsthal! Mit der ersten Lokomotive, die die Kohlen hinaufbringt, bringen wir, das zeigt die Entwicklung, die wir in Thüringen und neuerdings auch in Schlesien erleben, die Fabrikindustrie mit hinauf. Und bauen wir Kleinbahnen aus jedem Ausgang der Großstadt hinaus! In den Vororten, die sich daraus entwickeln, haben wir Platz für Fabrik- und Werkstättenentwicklung in Menge. Und in der Großstadt selbst senken wir dadurch die Mieten. Wir werden die Hausindustrie so zwar nicht vernichten, aber wir werden ihr das Wasser abgraben und sie in dem Maß zurückführen, daß sie die Zukunft einer späteren Generation nicht mehr bedroht“ (Weber 1901, S. 405).

In gewisser Weise vertritt hier Weber ein frühes Konzept von „Ordnungspolitik“, nämlich die Vorstellung, daß der Staat durch geeignete Rahmenbedingungen, auch hinsichtlich des Verkehrswesens, für sozial wünschenswerte und ökonomisch effiziente Resultate des Konkurrenzprozesses sorgen sollte. Dies zeigt sich auch in seiner Stellungnahme „Die Kartellfrage“ vor dem Nationalsozialen Verein, auf dessen Tagung in Hannover vom 2. bis 5. Oktober 1902 er die rechtliche Anerkennung der Arbeiterorganisationen und die Beseitigung aller Schranken der Koalitionsfreiheit im Sinne eines Gegenmachtkonzepts vertritt. Auf seinen Vortrag hin beschließt der Kongreß: „Die Kartellierung bedeutet eine außerordentliche Verstärkung der Uebermacht des Kapitals“ (Weber 1903, S. 14).

All diese Elemente – Begrenzung wirtschaftlicher und politischer Macht durch Wettbewerb, Schutz und Entwicklung menschlicher Arbeitskraft durch aktive staatliche Ordnungs-, Sozial- und Bildungspolitik sowie genossenschaftliche Selbsthilfe – finden sich 40 Jahre später in Alfred Webers Schriften zum Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg (vgl. unten Abschnitt IV).

2. Alfred Webers *Industrielle Standortlehre*

In mehrfacher Hinsicht stellt die Monographie „Über den Standort der Industrien. Erster Teil: Reine Theorie des Standorts“ (1909, 2. Aufl. 1922) in Alfred Webers Werk etwas Einzigartiges dar:

- Zunächst handelt es sich um die einzige monographische Darstellung dieses Gelehrten, die sich im engeren Sinne mit einer nationalökonomischen Fragestellung beschäftigt, nämlich der Analyse der Regeln, die in jeder Wirtschaftsform das „Irgendwo“ der ökonomischen Prozesse bestimmen¹⁷.
- In gewissem Sinne kann man diese – und nur diese – Fragestellung Alfred Webers als „allokationstheoretisch“ kennzeichnen, denn ihm geht es dabei zunächst um wirtschaftssystemübergreifende Gesetzmäßigkeiten der räumlichen Allokation, insbesondere der Zentralisation, ökonomischer Aktivitäten.
- In dieser bewußt theoretisch gehaltenen Arbeit setzt sich Alfred Weber auch deutlich von seinen früheren stärker deskriptiv-empirischen Studien zur Hausindustrie ab, die unter dem Einfluß der Jüngeren Historischen Schule um Gustav Schmoller entstanden waren¹⁸.
- Es handelt sich auch um die einzige Arbeit, in der mathematische Überlegungen eine auch nach Alfred Webers eigenem Urteil wesentliche Rolle spielen¹⁹.

Alfred Weber selbst hat im Aufsatz „Die Standortlehre und die Handelspolitik“ (1911, bes. S. 669-674) eine Zusammenfassung der wesentlichen Gedanken seines Hauptwerkes gegeben und zugleich einige wirtschaftspolitische Anwendungen, insbesondere für die deutsche Handelspolitik, skizziert. Ausgangspunkt seiner strikt modelltheoretischen Analyse ist dabei die Heraussonderung von drei zentralen Standortfaktoren, nämlich dem *Transportkostenfaktor*, der „die optimalen transportmäßigen Produktionssätze der Industrien, ihr Orientierungsgrundnetz“ (1922, S. 35), schafft, dem *Arbeitskostenfaktor*, der „diesem Grundnetz gegenüber nach der einen Seite eine ‚Deviation‘ herbei[führt] durch Heranziehen von Teilen der Produktion an die optimalen Arbeitskostenplätze“ (ebd.) und schließlich dem *Agglomerationsfaktor*, der „eine zweite ‚Deviation‘ durch Kontraktion von Teilen der Produktion an Agglomerationsplätzen“ bewirkt (1922, S. 35). Alfred Weber schließt apodiktisch:

¹⁷ In *Alfred Webers* (1922, S. 1) Worten lautet dies so: „In jeder Wirtschaftsform und auf jeder Stufe der technischen und ökonomischen Evolution muß es für Produktion, Zirkulation, Konsumption nicht bloß ein ‚Irgendwie‘, sondern auch ein ‚Irgendwo‘ des Vorsichgehens geben, die nicht nur das erstere, sondern auch das letztere bestimmen.“

¹⁸ Diese Abwendung von der Historischen Schule und seine Zuwendung zur theoretischen Analyse hat Alfred Weber sogar recht offen thematisiert: Im Vorwort zu seiner *Reinen Theorie des Standorts* ergreift er nur wenig verhüllt Partei für Menger und gegen Schmoller im 1883 entbrannten und 25 Jahre später noch immer schwelenden „Methodenstreit“. Nur so kann man seine kritische Bemerkung verstehen: „Denn wenn auch theoretisches Arbeiten heute wieder in Deutschland in Aufnahme kommt, so doch im ganzen nicht grade so abstraktes, wie es hier getrieben wird. Die eigentlich strenge Abstraktion ist – bei den Reichsdeutschen wenigstens – doch auch heute noch ‚tabu‘“ (Weber 1909, S. III).

¹⁹ In seinen Worten: „Es zeigte sich in allen Teilen [...] daß das bis zu einem gewissen Punkt geführte Problem zuletzt immer nach einer mathematischen Formulierung ‚schrie‘, nur durch sie überhaupt ganz zu bewältigen war. Die Mathematik ist hier also nicht ‚Spielerei‘, sondern recht schmerzlich empfundene Notwendigkeit. Wer sich durch den trocknen Stoff, der hier geboten wird, durcharbeiten sollte, wird das einsehen“ (1922, S. IV).

„Das ist alles. Andere *generelle* Faktoren, die die Orientierung der Industrie beeinflussen, gibt es nicht. Es fragt sich nur, in welchem Maße und nach welchen Gesetzen *diese drei Faktoren* die verschiedenen Teile des Industriekörpers beherrschen. Das zu zeigen, wird die Aufgabe der reinen Theorie sein, mit welcher wir also durch die Einfügung des Agglomerativfaktors in die Erklärung, nicht mehr nur eine Analyse isoliert gedachter Produktionsprozesse, sondern der Gesamtlagerung der Industrie nach generellen Gesetzen zu geben suchen“ (ebd.).

Um nun den Einfluß der verschiedenen Faktoren bestimmen zu können, unterscheidet Alfred Weber zwischen *konsumorientierten Industrien*, die mehr oder minder überall vorhandene Stoffe („Ubiquitäten“) verwenden. Bei diesen Industrien führt das Prinzip der Transportkostensparnis dazu, die Standorte möglichst nahe an die Konsumplätze zu legen: Es bedeutet offenkundig einen Transportkostenvorteil, wenn man die ohnehin ubiquitär vorhandenen Materialien, die in die Produktion eingehen, nicht mehr über große Strecken zu den Absatzmärkten transportieren muß. Dies führt dazu, daß sich die entsprechenden Industrien mehr oder minder gleichförmig – eben an den Konsumplätzen orientiert – über ganze Regionen oder Länder erstrecken.

Anders ist es dagegen bei den *materialorientierten Industrien*, die mit lokal konzentrierten Roh- oder Kraftstoffen arbeiten, insbesondere dann, wenn diese Materialien bei der Produktion, z. B. durch Verbrennung von Kohle, einen erheblichen Gewichtsverlust erleiden, der zu Transportkostensparnissen führt, die größer sind als das Gewicht der ebenfalls in die Produktion eingehenden „Ubiquitäten“. Damit erklärt Alfred Weber die räumliche Konzentration bestimmter Industrien aus der Tatsache, daß in ihre Produktion räumlich konzentrierte Roh- oder Kraftstoffe eingehen, die bei der Fertigung noch einen Gewichtsverlust erleiden, so daß das Gewicht der Lagerstätten gegenüber den mehr oder minder ubiquitär verteilten Konsumplätzen dominant wird, wie etwa in der Montanindustrie.

Ein weiterer, von Alfred Weber mehr empirisch beschriebener als theoretisch analysierter Standortfaktor sind schließlich die Arbeitskosten, und zwar in Beziehung zu den jeweils zu bewegendenden Gewichtsmassen (vgl. Lichnowsky 1986, S. 14). Für die *arbeitsorientierten* (Leicht-)Industrien, wie etwa die Textilbranche, bedeutet dies eine räumliche Konzentration auf die jeweiligen Arbeitsmärkte.

Leonore Gräfin Lichnowsky (1986, S. 14) resümiert Alfred Webers Standorttheorie zutreffend so:

„Die Standorttheorie geht also von gegebenen Differenzen der Arbeitskosten auf den verschiedenen Arbeitsmärkten aus, ohne den Ursprung dieser Differenzen zu erklären. Sie bietet auch keine Handhabe zur Erklärung, sagt Weber gegen Ende seines Buches und fährt fort: ‚Das aber heißt, daß *hier* die große Lücke liegen muß ... das Mysterium, das demnach die realistische [empirische] Theorie zu lösen hat. Hier muß ... die Stelle sein, an der die ... Bedeutung des jeweiligen Wirtschaftssystems eingreift‘.“

Die in dem allein publizierten ersten Teil, der *Reinen Theorie des Standorts*, entwickelte Standortlehre abstrahiert also völlig vom jeweiligen Wirtschaftssystem,

während die – nie systematisch entwickelte – „weitere realistische Theorie . . . eine Theorie der Arbeitskraftbehandlung in dem historisch gegebenen Wirtschaftssystem sein [sollte]“ (Weber 1922, S. 213). Weber huldigt auch hier nicht einem ökonomischen Determinismus, sondern betont:

„Gewiß, es ist ja keineswegs gesagt, daß die Entstehung und Entwicklung der ‚Arbeitsplätze‘ überhaupt aus wirtschaftlichen Gründen sich erklärt. Wenn aber überhaupt, so können es nur Gründe sein, die in dem jeweiligen Wirtschaftssystem, und zwar die in der Stellung liegen, die dies den Arbeitskräften in der Wirtschaft anweist“ (ebd.).

Alfred Weber verzichtet also bewußt darauf, seine Standortlehre in eine generelle Preistheorie zu integrieren, und nimmt die Existenz regional durchaus unterschiedlicher Arbeitslöhne als ein primär empirisch zu klärendes Faktum, das im Kontext der jeweiligen Wirtschaftsordnung zu sehen ist²⁰. Diese systemübergreifende Perspektive ist es offensichtlich auch, die das sowjetische Interesse für Alfred Webers Standortlehre als Instrument des sozialistischen Industriebaus weckt²¹.

Es spricht einiges dafür, daß sich Alfred Weber mit dieser Arbeit einerseits bei der nationalökonomischen „Zunft“ als Fachgelehrter darstellen wollte, der auch das Metier des Fachs in seiner spezialistischen Zuspitzung kennt, daß er sich aber andererseits mit diesem Nachweis auch zugleich von engeren nationalökonomischen Problemen verabschieden wollte, um frei zu sein für jene umfassenderen kultursoziologischen Fragestellungen, die ihn nach seinem eigenen Zeugnis bereits zu jener Zeit bewegten, als seine „Industrielle Standortlehre“ gerade erschienen war²². Auch wenn es falsch wäre zu behaupten, mit der Publikation des theoretischen ersten Teils sei sein Interesse an standortökonomischen Problemen ganz erloschen – es wird in seinen späteren Lebensjahren immer wieder erkennbar, so z. B. in seinen Denkschriften während des Ersten Weltkriegs, seinen Stellungnahmen zu einer europäischen Zollunion in den 20er Jahren und nicht zuletzt in seiner entschiedenen Kritik an der geplanten Internationalisierung und Abtrennung des Ruhrgebiets vom übrigen Deutschland nach 1945²³ –, so wird doch aus mehreren

²⁰ Zur Frage der Wirtschaftsordnung nach dem Zweiten Weltkrieg vgl. unten Abschnitt IV.2.

²¹ Konsequenterweise erscheint dann auch Alfred Webers Monographie 1926 im Verlag Kniga in Leningrad und Moskau in russischer Übersetzung (zusammen mit einer Arbeit seines Schülers Otto Schlier „Der deutsche Industriekörper seit 1860“). Der russische Herausgeber, Nikolaj Baranskij hat in seinem Vorwort das Engagement von Eugen Varga, eines leitenden Wirtschaftsexperten der kommunistischen Internationale, für dieses Werk Alfred Webers gewürdigt und diese Theorie als eine „für den sowjetischen Aufbau . . . wertvolle Erfahrung der deutschen Wissenschaft“ bezeichnet (*Bräu* 1995, hier S. 44).

²² So schreibt Alfred Weber in der Vorbemerkung zur ersten Auflage seiner „Kulturgeschichte als Kultursoziologie“ (1935): „Das Thema und die Hauptthesen dieses Buches waren in mir fertig schon vor dem Kriege“ (Weber 1963, S. 7).

²³ Vgl. dazu *Lichnowsky* (1986, bes. S. 14-18) sowie *Mitscherlich/Weber* (1946, Abschnitt „Plattform und Daseinsrahmen“).

Umständen ersichtlich, daß diese standorttheoretischen Fragen nicht mehr im Zentrum seines Interesses standen:

- Die von Alfred Weber mehrfach angekündigte Anwendung dieser generellen Regeln auf praktisch-wirtschaftspolitische Probleme – in der Sprache Alfred Webers: „die empirisch-kapitalistische Theorie“ (1920, S. V) – ist nie erschienen, obgleich ihm nach der Abfassung des ersten Teils noch rund fünf Jahrzehnte produktiver wissenschaftlicher Tätigkeit verblieben²⁴. Er machte keine ernsthaften Anstalten, jenen zweiten Teil fertigzustellen²⁵, in dem es möglich sein sollte, „der Wirklichkeit und ihren Phänomenen nahezukommen, anschaulich zu werden und Lösungen zu geben, deren praktischen Wert man fühlen kann“ (1922, S. III) – und das, obwohl an seinem Lehrstuhl eine Reihe von Dissertationen über empirische Anwendungen der industriellen Standorttheorie in Deutschland geschrieben und von Alfred Weber herausgegeben wurden²⁶.

²⁴ Jürg Niehans hat im Ausschuß zu Recht darauf hingewiesen, daß zahlreiche Nationalökonomien vergleichbare Ankündigungen gemacht haben, ohne sie später auch tatsächlich einzulösen. Das Besondere bei Alfred Weber dürfte jedoch darin zu sehen sein, daß er sich fast völlig von der Nationalökonomie verabschiedet und die ihm noch verbleibende Lebensspanne von fast 50 Jahren nun dazu nutzt, kultur- und geschichtsphilosophische Fragestellungen zu bearbeiten. Weiterentwicklungen der Wirtschaftstheorie werden von Weber allenfalls am Rande wahrgenommen (vgl. Nutzinger 1995, Abschnitt 3).

²⁵ In seinem Vorwort zu der Monographie seines wohl bedeutendsten standortökonomischen Schülers *Otto Schlier* (1922) deutet Weber indirekt an, daß er sein Projekt eines zweiten empirisch orientierten Bandes faktisch aufgegeben hat, wenn er schreibt: „Wenn es mir möglich sein wird, die empirische Seite der Theorie auf dieser Basis unter Benutzung des monographischen Materials so vorzulegen, daß sie als ebenso sorgfältig durchgearbeiteter Teil des Systems bestehen kann, wie der im I. Band gebotene, vermag ich angesichts der Konkurrenz von anderen Arbeiten, im Augenblick noch nicht zu sagen“ (Weber, in: *Schlier* 1922, S. VIII). Diese konkurrierenden anderen Arbeiten, so zeigen seine Bemerkungen in seiner „Kulturgeschichte als Kulturosoziologie“ (vgl. Fn. 22 oben), waren aber in zeitlicher und sachlicher Hinsicht von standorttheoretischen Fragen meilenweit entfernt. Gleichwohl gibt sich Weber optimistisch: „Konzeption und wesentlicher Inhalt sind seit langem fertig. Ein vorläufiger allgemeiner Umriss ist im Grundriß der Sozialökonomik Bd. VI ‚Industrielle Standortlehre‘ unter dem Abschnitt ‚Kapitalistische Theorie‘ bereits gegeben“ (ebd.). – Webers Optimismus erscheint indessen wenig begründet, denn der von ihm angegebene Abschnitt umfaßt ganze 13 Seiten und ist sehr allgemein gehalten (Weber 1914, hier S. 70-82).

²⁶ In den Jahren 1922 bis 1931 erschienen in der von Alfred Weber herausgegebenen Reihe „Über den Standort der Industrien, II. Teil“ insgesamt acht Arbeiten seiner standortökonomischen Schüler. Das erste „Heft“ der Reihe war die bereits erwähnte Dissertation von *Otto Schlier* (1922). Diese Schriftenreihe war als Vorbereitung des (angeblich) immer noch geplanten zweiten Bandes von Alfred Webers *Industrieller Standortlehre* gedacht, diente dann aber faktisch als Substitut für Band II. Weber läßt in seinem Vorwort zu *Schlier* (1922, S. V) bereits eine Änderung seiner Publikationsabsichten erkennen, wenn er über sein ursprüngliches Vorhaben schreibt: „Diese Arbeit ist zerschlagen worden. Nicht weil sie prinzipiell nicht durchführbar gewesen wäre, sondern einmal weil schließlich die vollständige Bearbeitung der einzelnen Industriezweige meine individuelle Arbeitskraft überstieg, und weiter durch eine Reihe von [anderen] Umständen.“ – Wir kennen bereits diese Umstände: Es war Webers dramatische Hinwendung zur universalgeschichtlich konzipierten Kulturosoziologie.

- Trotz eines Zeitraumes von dreizehn Jahren bis zur zweiten Auflage – währenddessen es gerade auch im deutschen Sprachraum durchaus eine standorttheoretische Debatte gab – hat Alfred Weber keinerlei Überarbeitung seiner Monographie vorgenommen, sondern sie lediglich mit einem neuen Vorwort photomechanisch reproduzieren lassen.

Im übrigen wurde Alfred Webers standorttheoretisches Werk zwar respektvoll aufgenommen, aber kaum weiterentwickelt; dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, daß sich Weber wegen seines immer stärker werdenden kulturosoziologischen Interesses nicht mehr an die versprochene Aufgabe machte, die „realistische Theorie“²⁷ zu entwickeln, die sich mit „der Analyse der deutschen Industrielagerung seit 1861“ sowie „der Analyse einiger weiterer Tatsachen, die man über die Bevölkerungsaggregation der modernen kapitalistischen Länder überhaupt kennt“ (1922, S. 12), befassen sollte. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß Alfred Webers Interesse an standortökonomischen Fragen zwar auch nach 1909 über einen Zeitraum von nahezu fünfzig Jahren immer wieder feststellbar ist, daß es sich aber nicht mehr zu einer kohärenten Darstellung verdichtet. In gewisser Weise stellt dieses nationalökonomische „Meisterstück“ von Alfred Weber also durchaus auch schon einen „Abschied“ von seiner Spezialdisziplin dar.

Es war aber nicht nur Alfred Webers dramatisch nachlassendes Interesse an theoretisch-ökonomischer Analyse, das die weitere Fortbildung und Anwendung seines theoretischen Ansatzes behinderte. Vielmehr waren es auch immanente Probleme des theoretischen Ansatzes selbst, die Alfred Weber offenbar nicht bewußt waren, auf die aber der Berliner Nationalökonom *Ladislaus von Bortkiewicz* (1910) bereits kurz nach Erscheinen von Webers Monographie hinwies²⁸. Zunächst bemerkte er, daß ein zentrales analytisches Instrument von Alfred Weber, nämlich das „Standortsdreieck“ zur Bestimmung des optimalen (transportkostenminimalen) Industriestandorts P in Abhängigkeit von zwei Materiallagern M_1 und M_2 sowie von einem Konsumplatz K , bereits 22 Jahre zuvor von *Wilhelm Launhardt* (1887) abgeleitet worden war, ohne daß Alfred Weber davon Notiz genommen hatte²⁹.

²⁷ Das Konzept einer „anschaulichen Theorie“ bei Edgar Salin (vgl. hierzu *Schefold* 1992) weist bemerkenswerte Ähnlichkeiten mit Alfred Webers leider dann nicht umgesetzten Vorstellung einer „realistischen Theorie“ auf.

²⁸ Für den Hinweis auf *Bortkiewicz* (1910) danke ich *Jürgen Backhaus*.

²⁹ Die geometrischen Konstruktionen hierzu hat der mit Alfred Weber befreundete Prager Mathematiker Georg Pick in einem „Mathematischen Anhang“ (*Weber* 1922, S. 225-246) entwickelt. Der Grundgedanke im einfachsten Falle läßt sich folgendermaßen veranschaulichen (vgl. *Weber* 1909, S. 225-228 bzw. Abbildung 1 unten): Eine Tonne des Endprodukts, das an den Konsumplatz K zu bringen ist, erfordere a_1 Tonnen des ersten Materials, das über eine Strecke r_1 von M_1 zum Standort P zu transportieren ist, während beim zweiten Material a_2 Tonnen über eine Strecke von r_2 ebenfalls zu P zu transportieren sind. Ein Minimum der Transportkosten (und damit in diesem allereinfachsten Falle ein optimaler Standort P) ergibt sich genau dann, wenn das „Gewichtsdreieck“ $FPB = PFC$ die Seitenlängen $a_3 = 1, a_1$ und a_2 hat und die Winkel β_1, β_2 und β_3 jeweils genau die Supplemente zu den Winkeln

Bortkiewicz' Haupteinwände gegen Webers Standortlehre beziehen sich aber nicht etwa auf die stark relativierte Originalität seiner Überlegungen, sondern vielmehr darauf, daß das von ihm verwendete „Standortsdreieck“ kein so generelles Mittel der theoretischen Analyse ist, wie Weber annahm, wenn man nämlich mehr als zwei Materiallager oder andere realistischere Annahmen, etwa die Einführung von Gewichtsverlustquoten oder von Ubiquitäten (neben lokalisierten Materialien) in Betracht zieht: „Bei einer größeren Zahl dieser Materialien kommen Standortfiguren zustande, für welche der betreffende Minimalpunkt sich nicht mehr mit Hilfe so einfacher Konstruktionsregeln wie beim Dreieck ermitteln läßt“ (Bortkiewicz 1910, S. 768).

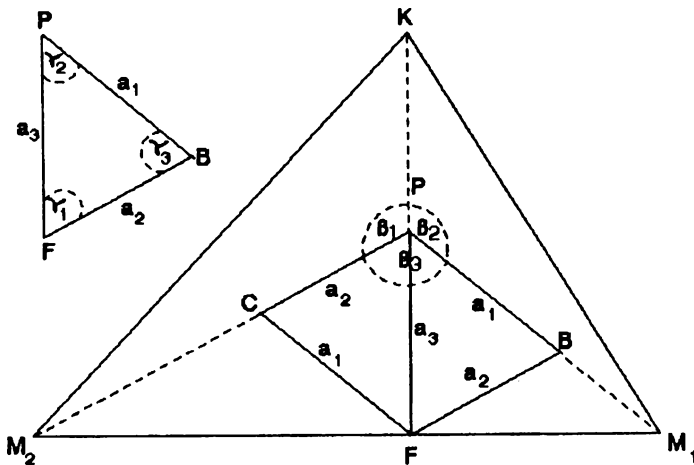


Abbildung 1: „Standortsdreieck“ nach Weber (1922, S. 227)³⁰

Der wohl zentrale Einwand gegen die Allgemeingültigkeit der Weberschen Standortlehre besteht aber darin, daß er aufgrund seines Anspruchs einer systemübergreifenden Theorie von den Gewichten und Distanzen – und nicht etwa den Werten und Preisen – der betrachteten Materialien und Transportleistungen ausgeht. Er versucht deswegen, unterschiedlichen Arbeits- und Transportkosten dadurch Rechnung zu tragen, daß er die entsprechenden physischen Größen (Entfernungen und Gewichtsmaße) mit Wertfaktoren korrigiert. Damit jedoch, so betont Bortkiewicz (1910, S. 784), wird notwendigerweise die von ihm angestrebte „Transportorientierung“ zugunsten einer traditionellen Kosten- und Preisbetrachtung aufgegeben, die Alfred Weber aber vehement bei seinen Vorgängern kritisiert.

γ_1 , γ_2 und γ_3 bilden (zur ausführlichen Begründung und zur geometrischen Konstruktion vgl. den Mathematischen Anhang von Georg Pick in: Weber 1922).

³⁰ Zur Erläuterung der Abbildung siehe die vorangegangene Fußnote.

Damit wird der von Alfred Weber erhobene Originalitätsanspruch, den Bortkiewicz nicht generell bestreitet, sondern, etwa im Hinblick auf seine Analyse der „Agglomeration“ (Weber 1922, Kap. 5), durchaus anerkennt, doch erheblich eingeschränkt. Webers innere Distanz zu seinem Werk wird hier auch daraus erkennbar, daß er nicht ernsthaft Bortkiewicz’ Hinweisen auf Überschneidungen seines Ansatzes mit der Standorttheorie von *Launhardt* (1882, 1887) folgte und auch nicht dessen Überlegungen auf irgendeine Weise in seine Theorie zu integrieren versuchte, sondern dies mit dem angesichts der frappierenden Ähnlichkeiten der beiden Ansätze wenig überzeugenden Argument zurückwies, daß eine „Einfügung dieser mathematischen Konstruktionen in den Text“ und die „Auseinandersetzung mit ihnen ... tatsächlich mehr in das Gebiet des Mathematikers als das des Nationalökonomen fallen“ würde (1922, S. V). Jeder ernsthaft an standorttheoretischer Weiterarbeit interessierte Wissenschaftler hätte sich gründlich und öffentlich mit der Kritik von Bortkiewicz auseinandersetzen müssen; Alfred Weber war offensichtlich bereits darüber erhaben.

III. Auf dem Wege zu einer universalgeschichtlichen Kulturosoziologie³¹

Wir hatten die Hypothese aufgestellt, daß Alfred Webers zeitgeschichtlich eher atypische Entscheidung für die „Innere Emigration“ im Jahre 1933 auch von dem Umstand bestimmt war, daß er sich nach dem Erscheinen seiner Monographie von der Nationalökonomie als engerer Fachdisziplin innerlich mehr oder weniger verabschiedet und auf den Weg zur umfassenden universalgeschichtlichen Kulturosoziologie gemacht hatte, innerhalb derer die Volkswirtschaftslehre, aber auch Fragen praktischer Wirtschaftspolitik nur noch einen bescheidenen – im großen und ganzen jedenfalls nicht mehr zentralen – Platz einnahmen³². Damit konnte sich Alfred Weber auch weitgehend von – wie er selbst im März 1933 erfahren hatte (vgl. *Nutzinger* 1992) – brisanten tagespolitischen Fragen freihalten. Seine zumindest partielle Isolation im „offiziellen Wissenschaftsbetrieb“ (bei gleichzeitig gesicherten Versorgungsbezügen) begriff er offensichtlich als Chance, sich konzentriert seinem Entwurf einer universalhistorisch geprägten Kulturosoziologie zuzuwenden.

Da diese historische Gesamtschau selbst die vermeintliche Langfristspektive des „Tausendjährigen Reiches“ beträchtlich überstieg, kam er bei diesem Unterfangen auch nicht in unmittelbaren Konflikt mit den Loyalitäts- und Wahrheitsansprüchen der braunen Machthaber. Entsprechend gering blieben auch die politischen Behinderungen in jener Zeit³³. Gewiß, seine Publikationstätigkeit in diesen Jahren

³¹ Zu einer ausführlicheren Darstellung siehe *Nutzinger* (1955, Abschnitte 2 und 3).

³² Verwiesen sei hier nochmals auf Alfred Webers eigenes Zeugnis oben in Fn. 22.

³³ Die einzig unmittelbar erkennbare Folge der „Fahnenaffäre“, abgesehen von der selbst-beantragten Beurlaubung und der vorzeitigen Emeritierung, blieb der Umstand, daß ein an-

war, vor allem was Aufsatzveröffentlichungen betraf, wesentlich geringer als in der Zeit zuvor und insbesondere in den Jahren danach; aber dies lag wohl vor allem daran, daß er sich nunmehr hauptsächlich grundsätzlichen, kultur- und lebensphilosophischen Themen widmete – und zwar mit dem erklärten Ziel, eine umfassende Kulturosoziologie zu entwerfen³⁴. Daß er zu tagespolitischen Fragen in jenen Jahren allenfalls indirekt Stellung nahm, hat also nicht nur mit den bei „innerer Emigration“ zwangsläufig gebotenen Rücksichten des Gelehrten zu tun, sondern steht auch in erkennbarem Zusammenhang mit Alfred Webers weltgeschichtlichem, Jahrtausende umfassendem Ansatz einer universalen Kulturosoziologie.

In Alfred Webers universalgeschichtlich konzipierter Kulturosoziologie mischen sich die verschiedenartigsten Elemente: In philosophischer Hinsicht fühlte er sich durch die „Lebensphilosophie“ Henri Bergsons, vor allem von dessen Konzept des *Élan vital*, ebenso angezogen wie von Hermann Graf Keyserling, dessen „Glauben an eine ungeheuerere Steigerungsfähigkeit unserer geistigen Kräfte“ ihn geradezu faszinierte (Demm 1990, S. 62); mit Friedrich Nietzsche teilte er das Bewußtsein der „Krisenhaftigkeit der Zeit“, insbesondere des Wilhelminischen Reiches, setzte aber dessen Zerstörung der Religiosität – „Gott ist tot“ – eine außer-, ja geradezu antikirchliche Religiosität, namentlich den Gedanken der „immanenten Transzendenz“ (1955, S. 75) entgegen³⁵.

sonsten obligatorisches Glückwunschschreiben des Reichswissenschaftsministeriums zum 70. Geburtstag von Alfred Weber aufgrund der Intervention des Heidelberger NS-Rektors Ernst Kriek unterblieb, da Kriek zufolge nicht nur jener Vorfall, sondern Webers gesamtes wissenschaftliches Werk dem Nationalsozialismus (und damit einer Gratulation) entgegenstünde. Als zweite, eher mittelbare Folge jener Vorkommnisse ist wohl die Entlassung seines Assistenten Otto Pfeleiderer, des späteren Präsidenten der baden-württembergischen Landeszentralbank, im Frühjahr 1934 zu betrachten. Alfred Weber konnte im großen und ganzen unbehindert publizieren und zu Tagungen ins Ausland reisen, wenn auch sein erster großer kulturosoziologischer Wurf, „Kulturgeschichte als Kulturosoziologie“, 1935 im niederländischen Leiden erscheinen mußte.

³⁴ Diesen Anspruch erhebt *Alfred Weber* bereits ausdrücklich in der Vorbemerkung zur 1. Auflage (1935) seiner „Kulturgeschichte als Kulturosoziologie“, wenn er etwa ausführt: „Dieses Buch ... ist eine Kulturosoziologie, die eingebettet ist in die Anschauung und den Stoff der Universalgeschichte. Nur insofern ist es auch Kulturgeschichte. Es versucht, Geschichte und Gegenwart zu konfrontieren, um aus der einen für die andere ein klares Gesicht zu erhalten ... Alle Generalisierungen, die blenden, aber die strenge Größe der Geschichte nur verhüllen, sind vermieden. Die Geschichte darf in ihren einmaligen Gestalthaftigkeiten nur mit größter Behutsamkeit eingestellt werden in ein Allgemeines. Die Geschichts- und Kulturosoziologie, die solches versucht, muß Ehrfurcht haben vor dem Konkreten. Richtig durchgeführt, soll auch sie zur runden Anschaulichkeit streben. Ich weiß, daß ich diese in exakt soziologischer Analyse nur an den wichtigsten Stellen des Buches geben konnte. An anderen vermochte ich lediglich eine skizzenhafte Darstellung zu bieten, die als Bindeglied dient. Leider! Es galt zu wählen zwischen soziologischer Vollanalyse einzelner Kulturen und Deutung des zentralen Gehalts der Kulturen durch ihre Einstellung in das universalhistorische Ganze. Ein einzelnes Leben trägt nicht beides“ (S. 7 der Taschenbuchausgabe von 1963).

³⁵ Zu den mit diesem Begriff verbundenen Schwierigkeiten siehe *Nutzinger* (1995, Abschnitt 3).

Diese lebensphilosophische Grundorientierung bringt ihn auch in Frontstellung zum historischen Materialismus, dem er das „Kulturell-Geistige“ und den „Tatmenschen“ gegenüberstellt. Zwar sieht Alfred Weber, ähnlich wie sein Bruder Max, eine gewisse Zwangsmäßigkeit der ökonomischen Entwicklung – nämlich hin zum „Kapitalismus“ –, negiert aber ganz entschieden die Determinierung aller menschlichen Lebensbereiche durch das Ökonomische und auch den Gedanken einer weitgehenden historischen Determiniertheit.

Das hat Konsequenzen für seine Kulturosoziologie: Sie wird eingebettet in eine Geschichte der „Hochkulturen“ – so insbesondere in seinem Hauptwerk *Kulturgeschichte als Kulturosoziologie* (1935, 2. Aufl. 1950) –, und diese führt ihn wieder zurück zu seiner lebensphilosophischen Ausgangsfragestellung nach dem *Menschen*. Die Erfahrungen der Nazi-Zeit reflektierend, fügt Weber der zweiten Auflage dieses Werks (1950) ein neues Schlußkapitel hinzu, in dem er die Frage aufwirft, ob der von ihm so genannte „vierte Mensch“, den er als „Roboter einer bürokratisch-autokratischen Terrormaschine“ (1953, S. 16) und zudem als eine konkrete, wenn auch mit allen Kräften abzuwehrende Gefährdung wahrhaft menschlicher Existenz begreift, weiterhin auf dem Vormarsch sei. Diesem stellt er „die Letztform des 'dritten Menschen'“ (1953, S. 16) gegenüber, der Freiheit und Menschlichkeit in sich vereint. In der Entwicklung zu diesem Menschenbild sieht Alfred Weber den „Sinn des geschichtlichen Daseins“ – so der Untertitel seines Werkes *Der dritte oder der vierte Mensch* (1953).

Fragen der Geschichtsphilosophie werden von Weber insbesondere während seiner „Inneren Emigration“ monographisch behandelt, so in der bereits erwähnten ersten Auflage seiner *Kulturgeschichte als Kulturosoziologie* (1935), vor allem aber in seinem Werk *Das Tragische und die Geschichte* (1943), in dem er die nach seiner Auffassung tragische Daseinssicht der Griechen als eine orientierende „Daseinsdeutung“ reflektiert, und schließlich in seinem während der letzten Kriegsjahre geschriebenen, 1946 erschienenen Werk *Abschied von der bisherigen Geschichte*. Hier versucht Alfred Weber, in der Stunde der militärischen und politischen Katastrophe durch das „Aufdecken der transzendenten Hintergründe“ einen Ausweg aus jenem Nihilismus anzudeuten, in den das „Abendland“ bereits im 19. Jahrhundert hineingeraten sei. Die nationalsozialistische Schreckensherrschaft ist für ihn also weniger Ursache als vielmehr Ausdruck und Konsequenz einer universalen kulturellen und geistigen Krise, die es nunmehr vor allem auch auf geistigem Wege zu überwinden gelte (vgl. Weber 1946, S. 217). Hieraus, so glaubt Weber, erwächst ihm nun nach dem Ende der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft eine wichtige Erziehungsaufgabe, die er nicht nur beim Neuaufbau der Universität, sondern auch in seinen zahlreichen Schriften zur Neuordnung von Staat und Wirtschaft der ersten Nachkriegsjahre entschlossen in Angriff nimmt (vgl. unten Abschnitt IV).

Ökonomische Theorien werden in diesen Monographien so gut wie gar nicht berührt, und auch dem wirtschaftlichen Leben kommt als Teilbereich des umfassenderen kulturell-geistigen Lebens eine eher untergeordnete Stellung zu: Die Wirt-

schaft ist zweifellos ein wichtiger Bestandteil des kulturellen Gesamtprozesses, aber keineswegs der dominierende und vor allem nicht derjenige, aus dem allein heraus die Entwicklung von Hochkulturen oder gar der „Sinn der Geschichte“ zu erklären wäre. Alfred Webers innere Entfremdung von seinem angestammten Fach, der Nationalökonomie, zeigt sich nicht zuletzt in einer seiner letzten Publikationen, der gemeinsam mit seinen Schülern herausgegebenen *Einführung in die Soziologie* (1955), in der Wirtschaft nur noch als Teilbereich der Sozialstruktur auftaucht. Hierbei erscheint ihm die Entwicklung verschiedener Wirtschaftsstufen zwar einerseits funktional erklärbar, aber zugleich als „menschlich jederzeit beherrschbar“ (S. 27). Nationalökonomische Theoriefragen werden so gut wie gar nicht mehr thematisiert.

Diese kulturell-lebensphilosophische Orientierung in universalhistorischer Absicht hindert freilich nicht, daß sich Alfred Weber, zumal in der Zeit nach dem Zweiten Weltkriege, immer wieder mit wirtschaftspolitischen Fragestellungen beschäftigt hat. Aber seine durchaus immer wieder nüchterne ökonomische Tatsachenanalyse erscheint jetzt mehr als Untersuchung der Randbedingungen für die große erzieherische Aufgabe – hin zum eigenverantwortlich handelnden „Dritten Menschen“ – denn als eigentlicher Fokus seines wissenschaftlichen Interesses. Es ist daher wohl nicht übertrieben zu sagen, daß Alfred Weber in den letzten Jahrzehnten seines Lebens dem „Abschied von der bisherigen Geschichte“ (1946) auch einen „Abschied von der bisherigen Nationalökonomie“ hinzugefügt hat. Wie die ökonomische Theorie in seine umfassende kultursoziologische Perspektive einbezogen werden kann, bleibt – trotz einiger Andeutungen in seiner *Einführung in die Soziologie* (1955) – letztlich unklar.

IV. Alfred Webers politisches Wirken nach 1945

1. Der „Freie Sozialismus“

Viele bedeutende Nationalökonomien, so etwa Alfred Marshall, haben sich nicht nur als enge Fachwissenschaftler, sondern durchaus als umfassende Gelehrte und Erzieher verstanden³⁶. Wenn Alfred Weber nach dem Zweiten Weltkrieg ein umfassendes Erziehungsprogramm und eine Erziehungsaufgabe vertritt, in denen durchaus auch wirtschaftspolitische Fragen und die Analyse ökonomischer Bedingungen des Wiederaufbaus ihren Platz haben, so unterscheidet sich dies doch wohl grundsätzlich von der Art und Weise, wie Marshall und andere bedeutende Ökonomen ihre erzieherische Funktion gesehen haben. Der entscheidende Unterschied

³⁶ Einen beeindruckenden Überblick über Breite und Tiefe der Interessen und Bestrebungen von Alfred Marshall gibt der Beitrag von *Heinz Rieter* (1992). Auf die häufig unterschätzte Bedeutung von Erziehung im Kontext der Nationalökonomie haben mehrere Ausschußmitglieder, so etwa *Franz Ritzmann*, hingewiesen.

dürfte darin zu sehen sein, daß für Weber weniger die wirtschaftswissenschaftliche Analyse als wichtiger Bestandteil eines umfassenden Wiederaufbaus der durch Gewaltherrschaft und Krieg zerstörten Gesellschaft einzubringen war, sondern vielmehr, daß sich für ihn die wirtschaftswissenschaftliche Untersuchung und Reflexion in eine umfassende Erziehungsaufgabe transformiert hatte. Obwohl Weber auch noch im hohen Lebensalter durchaus imstande ist, eine nüchterne Betrachtung ökonomischer Tatsachen in seine Aufbau- und Umgestaltungsvorschläge einzubringen, stehen wirtschaftswissenschaftliche Überlegungen auch nach 1945, wie schon in den vorangegangenen 35 Jahren, erkennbar am Rande seines Interesses und seiner Erwägungen³⁷. Wirtschaftliche Fragen gehören auch für den späten Weber immer noch zum „menschlichen Daseinsgesamt“ und sind daher durchaus der Betrachtung wert; sie sind aber nicht der entscheidende Ausgangspunkt, von dem aus er seine Vorschläge zum Aufbau einer Nachkriegsgesellschaft entwickeln wollte. Hier ist auch ein deutlicher Unterschied zu den Gestaltungsentwürfen von Vertretern des Ordoliberalismus, wie etwa Walter Eucken, Alfred Müller-Armack und Alexander Rüstow³⁸, zu erkennen.

Immerhin: Die unmittelbaren tagespolitischen Forderungen des Zusammenbruchs bedingten eine nochmalige – wenn auch nur partielle – Reorientierung des Gelehrten auf nationalökonomische und wirtschaftspolitische Fragestellungen. Bereits während des Zweiten Weltkrieges beteiligte er sich an Diskussionen zur politischen Neuordnung nach der geplanten Beseitigung des Nazi-Regimes, denn über seine Schüler Carlo Mierendorff und Theo Haubach hatte er ständigen Kontakt zum „Kreisauer Kreis“ (vgl. *Demm* 1984). Auch Mierendorffs Aktionsprogramm vom 14. Juni 1943, das die Vorstellungen der „Verschwörer“ über die künftige Staats- und Wirtschaftsform zusammenfaßte, wurde vorher mit Weber besprochen³⁹.

³⁷ Wenn sich *Weber* (1950(b), S. 13) positiv auf „die gesamten Ideen des hochbegabten Keynes“ bezieht, so tut er dies nicht etwa in theoretischer, sondern in allgemeiner wirtschaftspolitischer Absicht, nämlich um den von ihm vorgeschlagenen wirtschaftlichen Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg als eine Art von deutschem „new deal“ zu propagieren. So ist auch die Umbenennung des „Freien Sozialismus“ von 1946 in „sozialistische Marktwirtschaft“ als Versuch zu verstehen, den in den Nachkriegsjahren negativ gewordenen Beigeschmack von „Sozialismus“ zu vermeiden, indem er sich die positive Konnotation zunutze machte, die in der Zwischenzeit der Begriff „Marktwirtschaft“ gewonnen hatte.

³⁸ Vgl. dazu die Dokumentation in dem Quellenband von *Brakelmann / Jähnichen* (1994). – Auch bei den genannten ordoliberalen Autoren, insbesondere bei Müller-Armack und Rüstow, spielen umfassende kulturell-geistige Bezüge eine wichtige Rolle; sie sind aber doch bei weitem nicht so konstitutiv für deren Aufbauvorschläge nach 1945, wie dies bei Alfred Weber der Fall ist, und verbleiben zumindest im Vergleich mit Webers Ansatz doch noch weitaus deutlicher im Bereich traditioneller ökonomischer Analyse.

³⁹ Glücklicherweise blieb Weber von der nach dem 20. Juli 1944 einsetzenden Verfolgungs- und Vernichtungswelle verschont, da sein Name offenbar bei den Verhören von Haubach nicht preisgegeben wurde.

Nach dem Ende der Nazi-Diktatur wurde Alfred Weber sofort wieder reaktiviert⁴⁰ und entwickelte eine, vor allem auf konkrete wirtschafts- und gesellschafts-politische Fragen bezogene, umfangreiche Publikations- und Vortragstätigkeit. Auch den 1933 beendeten Vorlesungsbetrieb nahm er – allerdings meist in der Form des *Privatissimums* – wieder auf⁴¹. Fragen des wirtschaftlichen Wiederaufbaus, der Gestaltung einer demokratischen Gesellschaft, der Wiedergewinnung der Einheit Deutschlands und auch die Aufarbeitung der Erfahrungen der Nazizeit waren für ihn jetzt vordringlich⁴². Die Handlungsabläufe des Jahres 1933, nicht zuletzt die „Fahnenaffäre“⁴³, als eine willfähige Bürokratie den Nationalsozialisten in die Hände gearbeitet (und damit in fataler Weise Webers kritische Analyse des *Beamten*⁴⁴ bestätigt) hatte, nahm er zum Anlaß, bei der Ausarbeitung eines neuen

⁴⁰ Formal blieb Alfred Weber Emeritus der Philosophischen Fakultät und wurde, wie in den Jahren bis 1945, als „inaktiver ordentlicher Professor“ in den Vorlesungsverzeichnissen der Universität Heidelberg geführt. Tatsächlich entwickelte er in den dreizehn Jahren, die ihm nach dem Ende der Naziherrschaft noch verblieben, eine außerordentlich rege Aktivität. Vgl. auch *Mussnug* (1988, S. 212).

⁴¹ Alfred Weber hielt nach dem Kriege regelmäßig Vorlesungen über „Sinn und Gestalt der Universalgeschichte“ sowie über „Demokratie und Sozialismus“; die letztgenannte Veranstaltung führte er bis zum Sommersemester 1957 durch und kündigte sie sogar noch, kurz vor seinem Tode, für das Wintersemester 1957/58 an.

⁴² Alfred Weber engagierte sich auch bei der Neuorganisation der Heidelberger Universität und setzte sich in den zuständigen Gremien der Hochschule dafür ein, daß notorische NS-Propagandisten von den Lehrstühlen entfernt wurden (*Demm* 1984, S. 259).

⁴³ Vgl. dazu oben Fn. 5.

⁴⁴ Schon 1910 hatte *Alfred Weber* in der „Neuen Rundschau“ die Beamten einer hellsichtigen Analyse unterzogen: „Man sucht sie mit allen Mitteln, die es gibt, an den Apparat und den Beruf zu ketten, so, daß sie in ihm aufgehn. Man bietet ihnen Sicherheit, Bequemlichkeit der Existenz ... dafür aber verlangt man Lebensbindung an den Apparat: ‚Gehorsam‘ in ihm ... Man bietet ihnen ‚Achtung‘ und soziale Stellung, wenn man Staat und Kommune ist, hübsche Titel; – verlangt dafür aber zusätzlich zur Arbeitskraft auch noch den Menschen selber – seine ‚Seele‘. Und was tun die so in den Apparat hineingesogenen Menschen? ... Sagen wir zunächst: die Gefahr besteht, daß sie vergessen ... sich vom Apparat zu distanzieren, – daß sie vielmehr beginnen, das Leben, das er ihnen bietet, für *das* Leben, die eingeschränkte arbeitsteilige und befohlene Leistung, die er ihnen zuweist, für *die* Leistung, das Interesse an dieser Leistung und das Vorwärtskommen durch sie im Mechanismus für das Interesse ihres Lebens und den toten leeren Geist des Apparates für den Geist der Zeit zu halten. Diese Gefahr besteht, – sie ist das letzte entscheidende Problem, vor dem wir stehen, das, von dem wir reden müssen (S. 87) ... Das ‚Funktionieren‘, die Berufshingabe, das Aufgehen in der wesenfremden objektiven Arbeit, das Verschwinden der Persönlichkeit in solcher, – es hat eine *generelle ‚Weihe‘* bei uns, die der religiöse Faktor, der das auch in anderen Ländern heiligt und der heute auch bei uns noch dafür nachwirkt, *nicht* allein erklärt; – die erklärt wird nur, wenn wir die Weihrauchswolken fühlen, die von den Altären des Staatsbeamtentums ausgehen und die durch unser ganzes Leben sich hindurchziehen. Man opfert sich bei uns, und es *wird* dabei geopfert, wo man solches Opfer sieht. Denn überall dort, wo man solches Opfer sieht, fühlt man das Götzenbild des Staatsbeamten ... Doch genug. Wir sind ein Volk, das nicht sein Naturell, auch nicht die historische Prägung, die es bekommen hat, davor behütet, in jenen Abgrund der Verstupfung, der sich auftut, einzusinken; wir sind ein Volk, das eben diesen Abgrund mit Blumen und Girlanden ausgeschmückt hat, das durch den eigenen Entschluß ihm eine unbedingte Herrschaft über sich verschafft hat, das den Menschen, der in

Beamtenstatuts eine ausdrückliche Widerstandspflicht gegen verfassungsfeindliche Bestimmungen und menschenrechtswidrige Befehle vorzuschlagen. Damit knüpfte Alfred Weber zugleich auch an die Analyse von Bürokratie, „Apparat“ und Beamtentum aus seiner Prager und frühen Heidelberger Zeit an⁴⁵.

Mit einer Gruppe gleichgesinnter Gelehrter und Schriftsteller begründete er die Zeitschrift *Die Wandlung*, deren erster Band 1945/46 und deren letzter (vierter) Band 1949 im Verlag Lambert Schneider in Heidelberg erschien. Herausgeber war der Publizist und Politologe Dolf Sternberger, Mitherausgeber waren neben Alfred Weber der Philosoph Karl Jaspers und der Romanist Werner Krauss, für den 1948 die Dichterin und Schriftstellerin Marie-Luise von Kaschnitz eintrat.

Während sich das Herausbergremium und die Publikationen der Zeitschrift *Die Wandlung* mehr grundsätzlichen Fragen widmeten – Alfred Weber ging es dabei vor allem um die Heranbildung des verantwortlich handelnden „dritten Menschen“ –, wurden Fragen des praktischen Wiederaufbaus, wie etwa Probleme der Friedenssicherung, der Reparationen an die ehemaligen Kriegsgegner, der künftigen Verfassung und generell der Stellung Deutschlands im aufziehenden Ost-West-Konflikt, von einer „Aktionsgruppe Heidelberg zur Demokratie und zum freien Sozialismus“ behandelt⁴⁶. Diesem mit der Gruppe um *Die Wandlung* weitgehend personengleichen Kreis gehörten auch der Sozialwissenschaftler Hans von Eckardt, ein Kollege Alfred Webers in der Fachgruppe Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Philosophischen Fakultät, der Heidelberger Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich sowie Carlo Schmid, späterer Vizepräsident des Deutschen Bundestages an, nicht jedoch Karl Jaspers und Werner Krauss⁴⁷.

ihm versinkt, bewundert“ (S. 94 f.). – Alfred Webers scharfsichtige Bürokratieanalyse hat, wie *Astrid Lange-Kirchheim* (1986) überzeugend herausgearbeitet hat, den Dichter Franz Kafka vor allem bei seiner Erzählung „In der Strafkolonie“ stark beeinflusst. Bezüge zu Max Webers Bürokratiethorie sind hier ebenfalls unverkennbar und werden von Alfred Weber auch selbst – z. B. durch den von seinem Bruder übernommenen Begriff der *Metaphysik des Beamtentums* (ebd., S. 93) – angesprochen.

⁴⁵ Gerade diese kritische Einschätzung von „Apparaten“, „Bürokratien“ und „Beamten“, die Alfred und Max Weber im wesentlichen teilten und gemeinsam vertraten, hatte 40 Jahre zuvor zum „Eklat“ auf der Wiener Tagung des Vereins für Socialpolitik 1909 geführt (vgl. oben Abschnitt I).

⁴⁶ Im einzelnen ergaben sich daraus die folgenden Publikationen: Heft 1: *Alfred Weber: „Sozialisierung zugleich als Friedenssicherung“* (März 1947); Heft 2: „Die Neutralität Deutschlands und der Friede. Beiträge zur Bildung einer öffentlichen Meinung in Deutschland“ (Juni 1947); Heft 3: „Unteilbarkeit des Friedens und Unteilbarkeit Deutschlands“ (Oktober 1947) und schließlich Heft 4: „Zur völkerrechtlichen Lage Deutschlands – Ruhrfrage und Friedenssicherung – Zur künftigen deutschen Gesamtverfassung“ (Juni 1948).

⁴⁷ Besonders aktiv in dieser Aktionsgruppe war der Heidelberger Verleger Lambert Schneider, der auch die Publikation ihrer Stellungnahmen übernahm: Die Analysen, Stellungnahmen und Forderungen von Mitgliedern dieses Kreises wurden 1947 bis 1948 als *Schriften der Heidelberger Aktionsgruppe zur Demokratie und zum freien Sozialismus* (Heft 1-3) bzw. als *Schriftenreihe der Aktionsgruppe Heidelberg zur Demokratie und zum freien Sozialismus* (Heft 4) in seinem Verlag veröffentlicht.

In zahlreichen Vorträgen, Broschüren und in dem gemeinsam mit *Alexander Mitscherlich* verfaßten Buch *Freier Sozialismus* (Heidelberg: Lambert Schneider 1946) trat er nachdrücklich für einen demokratischen Sozialismus ein, der in gewisser Weise an die Vorstellungen von *Fritz Naphtali* zur *Wirtschaftsdemokratie* (1928) anknüpfte⁴⁸. Stärker als jener betont Alfred Weber aber die Notwendigkeit einer weiterbestehenden marktwirtschaftlichen Entscheidungskoordination⁴⁹, und vor allem geht es ihm weit über das Wirtschaftliche hinaus um eine Entwicklung menschlicher Potentiale:

„Wir vertreten einen freien Sozialismus. Das will heißen: Wir erkennen die Gesamtheit und den Einzelmenschen als die beiden Seiten eines Ganzen, die sich ergänzen und die im Raum des Handelns freier Einzelmenschen aufeinander wirken sollen. Wir wollen in der Kollektivverbundenheit und dem kollektiven Handeln den Einzelmenschen als freie Persönlichkeit entfalten. Höchstentfaltung der Masse durch möglichste materielle und geistige Hebung aller Einzelnen und freie Persönlichkeit in der durch Menschlichkeit verbundenen Masse sind daher für uns Ziel und Grundlage des politischen Handelns. Denn alle sinnvolle politische Handlung gipfelt letztlich darin, das Niveau des Einzelmenschen, aller Einzelmenschen zu erhöhen“ (*Mitscherlich/Weber* 1946, S. 39).

Auch mit dem Programm eines „Freien Sozialismus“ sollten die Erfahrungen der Nazi-Diktatur positiv aufgenommen werden: Wirtschaftliche Macht soll demokratisiert und dezentralisiert werden⁵⁰, gleichzeitig soll auch dem Kollektivismus und der Machtzentralisation staatssozialistischer Prägung entgegengetreten werden⁵¹. Trotz ihres generellen Titels „Freier Sozialismus“ ist diese Schrift weniger geprägt von konkreten institutionellen und eigentumsrechtlichen Vorstellungen, sondern zum einen eher von einem generellen Erziehungsprogramm und zum anderen von einer Analyse der wirtschaftlichen und politischen Lage nach 1945 und den daraus ableitbaren Entwicklungsperspektiven⁵².

⁴⁸ In seiner Schrift „Sozialisierung zugleich als Friedenssicherung“ (Heidelberg: Lambert Schneider, März 1947) setzte sich *Alfred Weber* nachdrücklich für eine „freikorporative Sozialisierung“ ein, die sich bei der Neutralisierung des Kapitals an den Regelungen der Carl-Zeiss-Stiftung in Jena orientieren sollte. Näheres dazu siehe unten Abschnitt 4.2.

⁴⁹ Vgl. z. B. A. *Webers* Aufsatz „Sozialistische Marktwirtschaft“ (1950(b)) – Über seinen früheren Schüler *Alexander Rüstow*, der nach dem Krieg das nationalökonomische Ordinariat an der Heidelberger Universität übernommen hatte und nunmehr dem „linken Flügel“ der Freiburger Schule zuzurechnen war, fand ein beständiger und fruchtbarer Ideenaustausch zwischen *Alfred Weber* und den ordoliberalen Vertretern einer „Sozialen Marktwirtschaft“ statt. Vgl. auch *Pross* (1986, bes. S. 51).

⁵⁰ In diesem Zusammenhang sah *Alfred Weber* auch die Gewerkschaften als wichtige wirtschaftliche und politische Gegenmacht in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft; vgl. dazu *Markmann* (1986, bes. S. 54).

⁵¹ *Alfred Weber* (1955, S. 111) schätzte zwar *Karl Marx* als großen Sozialwissenschaftler, sah sich selbst aber als „überzeugten Anti-Materialisten“ und als „praktischen Anti-Marxisten“.

⁵² Auf die institutionelle Schwäche von *Alfred Webers* Nachkriegsvorschlägen haben mehrere Ausschußmitglieder, so *Harald Scherf* und *Ernst Helmstädter*, zutreffend hingewiesen.

Damit wurde zugleich auch eine lebensphilosophische Frage wieder aufgegriffen, die Alfred Weber schon lange beschäftigt hatte und die er nun nach dem Kriege vor allem in der 2. Auflage seines 1935 erstveröffentlichten Werkes *Kulturgeschichte als Kulturosoziologie* und zusammenfassend in der Monographie *Der dritte oder der vierte Mensch. Vom Sinn des geschichtlichen Daseins* (München 1953) thematisierte, die Frage nämlich, ob der Menschentyp des Dritten Reichs, der „vierte Mensch“ – ein völlig angepaßtes, manipuliertes und bedenkenlos gehorsames Wesen, das allen Befehlen blindlings folgte und sie ausführte –, mit dem Scheitern der Nazi-Diktatur bereits endgültig verschwunden war. Er sah noch immer die Gefahr einer solchen anthropologischen Fehlentwicklung – auch die US-amerikanische Zivilisation mit ihrer durch große Konzerne geprägten Wirtschaftsstruktur erschien ihm hier bedrohlich –, und er versuchte deshalb, durch seine Vorschläge zur politisch-wirtschaftlichen Neugestaltung Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg gerade die Bedingungen für ein Überleben des von ihm so genannten „dritten Menschen“ zu schaffen, der sich für die Verwirklichung von Freiheit und Menschlichkeit einsetzen werde. Ein Aufsatz aus dem Jahre 1949 mit dem Titel „Haben wir Deutschen seit 1945 versagt?“ zeigt bereits die Skepsis, die er in dieser Hinsicht, nicht zuletzt aufgrund der politischen Entwicklung nach 1945, hegte⁵³.

2. Die politischen Schriften

Alfred Webers Überlegungen zur Politischen Theorie, insbesondere seine Analyse der Demokratie, sind im Laufe seines Lebens vielerlei Schwankungen unterworfen gewesen, und auch seine Vorstellungen nach 1945 waren weniger durch theoretische Stringenz und Konsistenz als vielmehr durch praktische Überlegungen zum Aufbau einer sowohl funktionsfähigen wie auch freiheitlichen Staatsordnung im Nachkriegsdeutschland bestimmt (vgl. dazu *Lietzmann* 1995). Von daher erklärt sich auch die gleichzeitige Betonung partizipatorischer Elemente – wie etwa weitgehender Mitbestimmungsrechte von Gewerkschaften und Arbeitnehmern im wirtschaftlichen Bereich – und stabilisierender und tendenziell „antirepräsentativer“ Elemente bei der politischen Willensbildung, wie etwa Webers Eintreten für ein Mehrheitswahlrecht nach britischem Vorbild (vgl. dazu *Demm* 1995 sowie *Pross* 1986).

⁵³ Alfred Weber war ein entschiedener Gegner der von Adenauer betriebenen Integration der Bundesrepublik in das westliche Verteidigungsbündnis, da sie nach seiner Auffassung die bereits seit Kriegsende bestehende Spaltung Deutschlands noch weiter vertiefen mußte. Dem Aufruf der 18 deutschen Atomwissenschaftler gegen die Stationierung von Kernwaffen auf dem Gebiet der Bundesrepublik fügte er am 14. 12. 1957 – wenige Monate vor seinem Tode – einen von ihm initiierten Protest von insgesamt elf Heidelberger Professoren hinzu, der die Forderungen der Naturwissenschaftler nachhaltig unterstützte. Mitunterzeichner waren u.a. der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich, der Philosoph Karl Löwith und der Physiker Hans Kopfermann; letzterer hatte auch schon zu jenen 18 Professoren gehört, die das Göttinger Manifest unterschrieben hatten.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang eine enge Affinität von *Alfred Webers* (1925, 1931) Zurückweisung der klassischen Demokratietheorie und seinen Überlegungen zu einer „funktionalen Demokratietheorie“, die vieles von dem vorwegnimmt, was dann bei *Joseph A. Schumpeter* (1942; deutsch 1946 und 1950) mit wesentlich größerer Breiten- und Folgewirkung ausformuliert wird (siehe *Lietzmann* 1995, S. 147). Schumpeters Definition der demokratischen Methode als „diejenige Ordnung der Institutionen zur Erreichung politischer Entscheidungen, bei welcher einzelne die Entscheidungsbefugnis vermittels eines Konkurrenzkampfs um die Stimmen des Volkes erwerben“ (1950, S. 428), deckt sich weitgehend mit den entsprechenden Überlegungen Webers aus den 20er und frühen 30er Jahren. Schumpeter bezieht sich zwar selbst nicht explizit auf Alfred Weber, aber bei dem engen geistigen Kontakt der führenden Nationalökonomten jener Zeit ist es recht plausibel anzunehmen, daß er Alfred Webers demokratietheoretische Überlegungen gekannt und sich zu eigen gemacht hat. Wenn dem so ist, so wäre Alfred Weber einer der geistigen Väter der modernen *Public Choice*, die sich ja nach dem Urteil von *Dennis C. Mueller* (1979), einem ihrer führenden Vertreter, gerade explizit auf Schumpeter beruft. Umgekehrt hat Alfred Weber offenbar die Affinitäten zwischen seinem und Schumpeters Denken in dieser Frage durchaus erkannt, denn er empfahl seinen Schülern unmittelbar nach Erscheinen der deutschen Übersetzung „Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie“ (1946) dieses Buch als eine wichtige Grundlagenlektüre⁵⁴.

Die meisten von Alfred Webers politischen Schriften nach dem Zweiten Weltkrieg sind durch unmittelbare tagespolitische Ereignisse und Auseinandersetzungen bestimmt, und daher ist es nicht verwunderlich, daß Webers Beurteilungen – ebenso wie die Einschätzungen anderer Zeitgenossen – oftmals schwankend erscheinen und selten streng analytisch abgeleitet sind⁵⁵. In seinen grundsätzlicheren Publikationen zeigt sich eine sehr enge Bindung, ja Verquickung politischer, wirtschaftlicher und kultureller Probleme; in der Tat schienen ihm diese Fragen nicht nur zusammenzugehören, sondern letztlich eine Einheit zu bilden. In seiner Schrift „Sozialisierung zugleich als Friedenssicherung“ (1947) wird die Frage der Sozialisierung nicht nur unter wirtschaftlichen Effizienzgesichtspunkten betrachtet, sondern eindeutig unter dem Gesichtspunkt der Begrenzung wirtschaftlicher Macht und der Sicherung „der dauernden Verwendung der Industrieanlagen für friedliche Zwecke in jedem denkbaren Zusammenhang“ (*Weber* 1947 (1979), S. 219). Einerseits bedeutet dies Weber zufolge, daß man „die dortige Schwerindustrie nicht nur aus den Händen der bisherigen Besitzer [nehmen muß], man muß sie überhaupt aus bloß privaten Händen nehmen“ (ebd.).

Weber zieht jedoch daraus auch einen weiteren bedeutenden Schluß: „Wenn die Ruhrindustrie sich nicht mehr in unkontrollierten deutschen Händen befinden darf,

⁵⁴ Für diesen Hinweis bin ich *Heinz Markmann* (Heidelberg) zu besonderem Dank verpflichtet.

⁵⁵ Siehe dazu vor allem *Demm* (1995) sowie *Lietzmann* (1995).

dann auch nicht in unkontrollierten deutschen *Staatshänden*“ (ebd.). Als Ausweg aus dieser Lage schlägt Weber eine „freikorporative Sozialisierung“ vor, die sich an dem Modell der Jenaer Zeiss-Stiftung orientieren soll. Im Prinzip geht es ihm, der bereits im „Freien Sozialismus“ (1946, S. 77) auf diese Konstruktion hingewiesen hatte, um eine Kapitalneutralisierung, wie sein allerdings nur skizzenhaft entwickeltes „Sozialisierungsschema“ (Weber 1947 (1979), S. 226-229) zeigt. Die treuhänderische Verwaltung der zu bildenden Stiftungsfonds soll durch einen Senat des zuständigen Verwaltungsgerichtshofs, des Oberlandesgerichts oder des Staatsgerichtshofes vorgenommen werden. Durch einen vom Senat des Gerichts ernannten Sozialisierungs- oder Stiftungsbevollmächtigten soll eine Mitwirkung bei der Ernennung der Vorstandsmitglieder und eine Kontrolle der laufenden Geschäfte erfolgen. Eine weitgehende Mitbestimmung der Arbeiter und Angestellten ist durch einen Produktionsausschuß vorgesehen, dem bedeutende Mitwirkungs- und Kontrollrechte, vor allem im Falle von Entlassungen, zustehen.

Diese Vorschläge wurden von Weber später nicht mehr weiterverfolgt, wohl auch deswegen, weil CDU und FDP 1949 nach einem Wahlkampf unter dem Motto „Soziale Marktwirtschaft“ zusammen mit einigen anderen bürgerlichen Parteien eine, wenn auch zunächst nur knappe, Mehrheitsregierung gegen Sozialdemokraten und Kommunisten bilden konnten. *Alfred Weber* (1950(a)) versäumte es allerdings nicht, darauf hinzuweisen, daß nach seiner Auffassung die hochgepriesene „Soziale Marktwirtschaft“ eine Art „Mogelpackung“ darstellte:

„Es war äußerlich klug, sich die Parole ‚Soziale Marktwirtschaft‘ zu eigen zu machen in dem Augenblick, in dem die deutsche frei-marktwirtschaftliche Politik, die prinzipiell nötig war, so wie sie durchgeführt wurde, sich tatsächlich der sozialen Rücksichten entledigte. Aber es war nicht sachlich ...“

Hier weist Weber auf die erheblichen sozialen Lasten hin, die gerade den einkommensschwächeren Bevölkerungsschichten durch die bedeutenden Preissteigerungen nach der Preisfreigabe des Jahres 1948 aufgebürdet worden waren. Insbesondere fordert er, wie bereits in seinem Artikel „Sozialistische Marktwirtschaft“ (Weber 1950(b)), eine demokratische Kontrolle der Investitionen. Die Begründung dafür ist aber nicht ökonomischer, sondern politischer Natur. Weber zufolge findet bereits eine Steuerung der Investitionen statt, allerdings eine unkontrollierte: Die Bundesregierung bestimme durch ihre Investitionslisten an die Hohe Kommission weitgehend über die Verteilung der Marshallplan-Gelder und damit auch direkt und indirekt über die Struktur der Investitionen. Hier hat *Weber* (1950(b)), der nun seinen „Freien Sozialismus“ des Jahres 1946 zeitgemäßer als „Sozialistische Marktwirtschaft“ bezeichnet, ganz andere Vorstellungen: Für ihn ist der Wohnungsbau Hauptaufgabe, und er versäumt nicht, sich dabei „auf die gesamten Ideen des hochbegabten Keynes“ (Weber 1950(b), S. 13) zu berufen, da man damit zugleich die Arbeitslosigkeit beseitigen und dringend benötigten Wohnraum schaffen könne. Wie sehr sich aber bereits Anfang der 50er Jahre der Zeitgeist gewandelt hat, das zeigt die Tatsache, daß Webers Vorschläge jetzt kaum mehr diskutiert werden und daß auch seine Kritik der real existierenden „Sozialen Marktwirtschaft“

(1950(a)) nur mit einem distanzierenden Vorwort der Redaktion der „Neuen Zeitung“ am 4. 1. 1950 erscheint.

Alfred Webers Vorschläge zur Neugestaltung von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft finden also immer weniger Gehör, und dies mag nicht zuletzt damit zusammenhängen, daß er hierbei, seiner kultursoziologischen Methode folgend, ganzheitliche Entwürfe vorzulegen versucht, die mehrere – politische, wirtschaftliche, erzieherische – Ziele simultan anstreben; vermutlich hat er damit seine eigenen Vorschläge überfrachtet und zuviel zugleich verlangt. Eng geführte ökonomische Aufbaupläne erschienen hier aussichtsreicher und wurden auch tatsächlich in der praktischen Politik eingesetzt. Hinzu kam, daß zu Webers Entsetzen die alten staatsautoritären Strukturen der Vorkriegszeit, wenn auch in einem demokratischen Verfassungsrahmen, wieder zu entstehen begannen⁵⁶.

Aber diese ökonomische Engführung und die damit verbundene primär wirtschaftliche Bewältigung von Krieg und Gewaltherrschaft nach 1945 im Zeichen des „Wirtschaftswunders“ waren ihrerseits durchaus nicht unproblematisch; Alexander Mitscherlich, der Mitverfasser des „Freien Sozialismus“ von 1946, hat gut 20 Jahre später zusammen mit seiner Frau „Die Unfähigkeit zu trauern“ (Mitscherlich/Mitscherlich 1967) als belastendes Erbe jenes Verzichts auf eine umfassende Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit analysiert und damit, wenn auch nur indirekt, die ökonomische Engführung nach dem Kriege kritisiert.

V. Versuch einer abschließenden Bewertung

Obwohl Alfred Weber die längste Zeit seines Lebens als Ordinarius für Nationalökonomie (zuerst 1904-1907 in Prag, danach faktisch bis zu seinem Tode in Heidelberg) tätig gewesen ist, führt ihn seine innere Entwicklung doch immer weiter von traditionellen wirtschaftswissenschaftlichen Fragestellungen hinweg. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß seine Monographie „Über den Standort der Industrien“ (1909) – sein einziges nationalökonomisches Werk im engeren Sinne – für ihn vor allem den Charakter eines „Meisterstückes“ hatte, mit dem er

⁵⁶ In den Worten Webers (1950, S. 300 f.): „Wir dulden, ja wir fordern bei uns fast überall noch die bürokratische Obrigkeit unter demokratischer Maske. Wir sind voll von bürokratischer Zwangsstaatlichkeit. Und wir haben noch nicht gelernt, daß es unsere erste und wichtigste Aufgabe ist, wenn wir gegenüber dem Osten bestehen und ihm gegenüber auf die Dauer uns behaupten wollen, sie so radikal wie möglich auszurotten, und wo wir können, freies, von unten kommendes Gruppenhandeln und einen Sozialismus der Freiheit an ihre Stelle zu setzen, der die Gefährlichkeit der Bürokratieansicht überwindet. Das ist die Staatswirklichkeit, in der wir stehen, und unsere ganz unmetaphysische Aufgabe. Nur deren Erfüllung wird uns vor der künftigen Betäubung und Überwältigung durch die östliche Staatsmetaphysik retten. Nur ihre Erfüllung wird uns zu Menschen machen, die in dem ungeheuren Ringen zwischen orientalisches östlicher Staatsmetaphysik und westlicher Freiheit, das als die geschichtliche Aufgabe des nächsten halben Jahrhunderts bevorsteht, ihren, wie ich glaube, nicht ganz unwichtigen Platz auszufüllen vermögen.“

seiner eigenen Gelehrtenzunft demonstrieren konnte, daß er durchaus auch „traditioneller“ wirtschaftswissenschaftlicher Forschungsleistungen fähig war. In diesem Sinne blieb die Schrift, deren zweiter Teil über empirisch-wirtschaftspolitische Anwendungen (in der Terminologie Webers: „Die empirisch-kapitalistische Theorie“ (1922, S. V)) nie erschien, gerade in ihrer Unvollständigkeit ein für Alfred Weber „abgeschlossenes Kapitel“. Gewiß, standortökonomische Fragen in praktisch-wirtschaftspolitischer Absicht haben Alfred Weber auch in den folgenden fünfzig Jahren seines Lebens immer wieder beschäftigt, so in seinen Denkschriften an das Reichsschatzamt während seiner dortigen Tätigkeit als wissenschaftlicher Hilfsreferent (1916-1918), in seinen Stellungnahmen zur europäischen Zollunion während der zwanziger Jahre (vgl. *Lichnowsky* 1986, S. 18 f.) und nicht zuletzt in seinen späten Schriften nach dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere dort, wo er sich jeder Art von Internationalisierung des Ruhrgebiets widersetzt, „die den völlig freien Verkehr zwischen Ruhr und Deutschland einschränkt“ (1979, S. 174). Aber diese Kontinuität standortökonomischer Interessen wird eindeutig durch eine geistige Entwicklung überlagert, in der kultursoziologische, kulturhistorische und lebensphilosophische Fragen immer mehr in den Vordergrund treten.

Die Nationalökonomie hat für den späten Alfred Weber durchaus noch ihre Bedeutung, ist aber keineswegs mehr im Zentrum seines Interesses. In einem seiner letzten Aufsätze zu dieser Problematik, dem Abschnitt „Wirtschaft“ als Bestandteil einer allgemeineren „Sozialstruktur“, weist *Alfred Weber* (1955, S. 213) der „theoretischen Analyse der Wirtschaft“ zwei Aufgaben zu:

„Sie hat erstens deren Strukturaufbau in seiner historisch bedingten Art zu klären. Und sie hat zweitens die in den modernen Strukturverhältnissen sehr kompliziert gewordene Theorie des wirtschaftlichen *Kreislaufs* zu entwickeln.“

Zentrale wirtschaftstheoretische Fragestellungen – wie etwa Probleme der Allokationstheorie oder auch die zu jener Zeit gerade im deutschen Sprachraum besonders intensiv diskutierten Probleme der „Ordnungspolitik“ – tauchen allenfalls noch am Rande auf. Überdies ist der Bezug von Alfred Webers allgemeiner *Kultursoziologie* zur *theoretischen Analyse der Wirtschaft*, sogar in dem spezifischen Sinne, den er ihr selbst zuweist, nur sehr vage mit dem Begriff „historisch“ angedeutet, denn konkret dargestellt wird er bei ihm kaum⁵⁷.

Es bleibt nun die für einen Wirtschaftswissenschaftler schwer zu entscheidende Frage, ob sich Alfred Webers umfassende Kultursoziologie nicht wenigstens als Ausgangspunkt einer bescheidenen Integration von Geschichtswissenschaft, Soziologie und Politischer Wissenschaft eignet. Historisch wird man jedenfalls feststellen müssen, daß die Entwicklung in den letzten fünfzig Jahren einen anderen Weg eingeschlagen hat, einen Weg, der sich mehr an dem konzeptionellen Entwurf seines Bruders Max orientiert hat (vgl. dazu *Schluchter* 1995). Sicherlich enthalten Alfred Webers vielfältige Studien zu den verschiedenartigsten Fragen dieser Wis-

⁵⁷ Vgl. dazu ausführlicher *Nutzinger* (1995, Abschnitt 3).

sensgebiete immer noch beachtliche Anregungen und Einsichten; so erscheint seine Analyse des „Apparates“, der modernen Bürokratie, auch heute noch in mancherlei Hinsicht aktuell. Aber diese Einsichten erwecken bei uns gegenwärtig doch weniger den Eindruck, als seien sie methodologisch zwingend abgeleitet; sie scheinen vielmehr eher auf einer „inneren Schau“ zu beruhen, einer nahezu künstlerischen Intuition, deren intersubjektive Vermittlung auf grundsätzliche Probleme stoßen muß.

Bereits 1912 hatte Alfred Weber in dem Aufsatz „Religiosität und Erkenntnis“ für eine neue, ganzheitliche Form des Erkennens geworben:

„Diese neue philosophische Periode sagt uns: Da ist noch eine andere Form, die Dinge zu erfassen, eine Form, die ihre Einheiten nicht auflöst, sie vielmehr als solche anschaut und ergreift, dieselbe Form, mit der der Dichter arbeitet, wenn er erlebt und gestaltet. Sie ist auch für die Erkenntnis anwendbar, ja, das eigentliche Mittel, das wir für sie haben. Sie gibt uns das, was hinter jenem rationalen Schleier liegt, enthüllt uns richtig angewandt das, was als Dasein wirklich da ist“ (Weber 1912/13, S. 367).

Dieses Streben nach Ganzheitlichkeit hatte schon in jener Zeit auch einen unmittelbaren Einfluß auf seine Anschauung der Industriearbeit: In seinem Aufsatz „Das Berufsschicksal der Industriearbeiter“ (Weber 1912) betrachtet er die Möglichkeit des Stellen- und Berufswechsels nicht nur funktional, sondern auch als „Fülle von Verwertungsmöglichkeiten“, als eine – wenn auch durch äußere Zwänge des „kapitalistischen Apparates“ äußerst begrenzte – Möglichkeit zumindest partieller Selbstentfaltung. Für ihn stellt sich daher das „Berufsschicksal der Industriearbeiter“ dar als ein „Schicksal, das auf der Basis dieser örtlichen und sachlichen Eingebettetheit in das Leben versucht, aus den zerbrochenen Gliedern unserer heutigen Arbeit wieder irgend etwas Ganzes zu gewinnen ...“ (Weber 1912, S. 403 f.). Genau in dieser geistigen Tradition ist – zwei Weltkriege später – sein „Freier Sozialismus“ zu sehen.

Die von Alfred Weber schon sehr früh angestrebte „Ganzheitlichkeit“ darf allerdings nicht so verstanden werden, daß er damit analytischen Vorgehensweisen grundsätzlich eine Absage erteilt; er wendet sie, wie wir gesehen haben, „bei Gelegenheit“ ja auch selbst weiterhin an. Darüber hinaus gewinnt nun auch selbst die Wissenschaft für ihn einen lebensphilosophischen Sinn, wenn er der Naturwissenschaft die Aufgabe zuweist, „uns den Raum, in dem wir leben, und unsere eigenen Grenzen [zu] zeigen“ (1949, S. 284). Den Geisteswissenschaften schreibt Weber die Aufgabe zu, „uns in unserer Sinnhaftigkeit selber zu erfahren und zu erfassen“ (ebd.). Vor allem aber kann die Geschichte diese Sinnerfahrung stiften, wenn sie „in richtiger synoptischer Weise betrieben“ wird, also in der von ihm praktizierten Art. Weber hat nun offenbar selbst die Sinnhaftigkeit seiner Existenz durch seine universalgeschichtlich konzipierte Kultursoziologie erfahren.

Alfred Weber versucht, einen Mittelweg zwischen wissenschaftlicher (Selbst-) Beschränkung und subjektiv begrenzter, kommunikativ nicht vermittelbarer Selbsterfahrung zu finden. Auch wenn er die Frage, ob die Wissenschaft uns retten

könne, verneint, so fügt er doch gleich hinzu, daß auch die Ignoranz keine Rettung zu bringen vermag. Wo also, so fragt er, liegt das Richtige?

„Es liegt jedenfalls, wenn nicht auf wissenschaftlicher Ebene, so doch auf einer solchen, die mit Wissenschaft etwas zu tun hat. Wissenschaftliche Erkenntnisse werden auf dieser Ebene, so wollen wir vorläufig orientierend einmal sagen, nicht Ziele, sondern Mittel. – Das Ziel? Es ist stets der Mensch. Denn er soll doch gerettet werden“ (Weber 1949 (1979), S. 283).

Offensichtlich geht es also Alfred Weber bei seiner universalgeschichtlich konzipierten Kulturosoziologie um die Rettung des Menschen, und zwar nicht nur seiner eigenen oder einer einzelnen Person, sondern der Menschheit insgesamt. Die von ihm „in richtiger synoptischer Weise“ betriebene Geschichte ist für ihn

„... ein riesiges Instrument der Selbsterkenntnis und führt *damit* auf den Sinn des Menschen. Insofern hilft sie auch zu seiner Rettung. Denn die Rettung des Menschen liegt in dem Versuch, inmitten einer Welt, die nicht unmittelbar nach ihm fragt, seine Bestimmung zu erfüllen, also Mensch zu sein. Und das ist ein stolzes Ziel“ (Weber 1949 (1979), S. 284).

Diese umfassende Gesamtschau übersteigt zweifellos den Rahmen dessen, was im streng wissenschaftlichen Sinne analysiert, überprüft und weitergegeben werden kann. Auch dies hat sicher dazu beigetragen, daß selbst in Alfred Webers ureigenstem Feld, der Kulturosoziologie, sein Einfluß auf die heutige Diskussion eher gering ist, wenn auch Horst Reimann jüngst auf die fruchtbare heuristische Funktion von Alfred Webers kulturosoziologischem Ansatz hingewiesen hat (vgl. dazu *Reimann* 1995, bes. S. 124-126).

Insgesamt handelt es sich aber wohl bei dem kulturosoziologischen Entwurf von Alfred Weber um ein so umfangreiches und aus so zahlreichen heterogenen Elementen bestehendes Forschungsprogramm, daß es in seiner ursprünglichen, von ihm selbst angestrebten, ja gelebten Form heute wohl nicht mehr fortgesetzt werden kann. Zentrale Webersche Konzepte, wie etwa die gegen Nietzsches Zerstörung von Religiosität gerichtete Idee der „immanenten Transzendenz“ (1955, S. 75) oder auch die Konzeption von Soziologie als „Analyse des menschlichen Geschicks in diesem Daseinsgesamt“, „als ein In- und Miteinander menschlicher Existenzen und Objektivationen im Rahmen der sie zusammenfassenden und bedingenden Organisiertheiten“ (1955, S. 12), erscheinen uns heute im guten wie im bösen als „metaphysisch“⁵⁸ und daher kaum mehr wissenschaftlich bearbeitbar.

Es ist daher sicherlich nicht von ungefähr, daß Alfred Weber in den sieben Jahrzehnten seines wissenschaftlichen Lebens viele Menschen beeindruckt und beeinflusst hat, daß er aber keine „Schule“ im üblichen Wortsinne hat hinterlassen können. Sein breites ökonomisches, kulturosoziologisches und lebensphilosophisches Oeuvre ist, anders als das Werk seines Bruders Max, nicht durch strenge Systemat-

⁵⁸ Eine umfassende positive Würdigung dieses Konzepts gibt *Eschmann* (1948); zur wissenschaftlichen Problematik dieses Begriffes vgl. *Nutzinger* (1995, Abschnitt 3).

tik und konsequent logischen Aufbau gekennzeichnet, und daher ist auch sein Einfluß auf die Sozialwissenschaften weitaus geringer geblieben als derjenige seines Bruders. Aber Alfred Weber steht als bemerkenswertes Beispiel eines engagierten Gelehrten, der einen – fast tollkühnen – Mut zu umfassenden Fragestellungen bewies, ein Leben lang Offenheit und Liberalität praktizierte und der nicht zuletzt entschlossen für Freiheit, Demokratie und Menschenwürde, auch in schweren Zeiten, einzutreten wagte.

Literatur

Aktionsgruppe Heidelberg/Heidelberger Aktionsgruppe zur Demokratie und zum freien Sozialismus. Schriftenreihe (1947–1948). 4 Hefte. Heidelberg: Lambert Schneider.

Bergstraesser, Arnold: Weber, Alfred, in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Band 11, Stuttgart: Fischer/Tübingen: J. C. B. Mohr/Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1961, S. 554-556.

Boese, Franz: Geschichte des Vereins für Sozialpolitik 1872-1932. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 188). Berlin 1939.

Bortkiewicz, Ladislaus von: Eine geometrische Fundierung der Lehre vom Standort der Industrien, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 30 (1910), S. 759-785.

Bräu, Richard: Alfred Weber und die Heidelberger Schule der Kulturosoziologie. Habilitationsschrift, Universität Greifswald 1976.

– Alfred Weber: Streitbares Leben – gelebtes soziologisches Denken, in: Nutzinger (1995(a)), S. 21-55.

Brakelmann, Günter / *Jähnichen*, Traugott: Die protestantischen Wurzeln der Sozialen Marktwirtschaft. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1994.

Demm, Eberhard: Zivilcourage im Jahre 1933. Alfred Weber und die Fahnenaktionen der NSDAP, in: Heidelberger Jahrbücher, Band 26 (1982), S. 69-80.

– Alfred Weber und sein Bruder Max. Zum 25. Todestag Alfred Webers am 2. Mai 1982, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 35 (1983), S. 1-28.

– Alfred Weber. Sozial- und Staatswissenschaftler in Heidelberg, in: M. Bosch/W. Nieß (Hrsg.): Der Widerstand im deutschen Südwesten 1933-1945. Stuttgart u.a.: Kohlhammer 1984, S. 255-260.

– (Hrsg.): Alfred Weber als Politiker und Gelehrter. Die Referate des Ersten Alfred Weber-Kongresses in Heidelberg (28.-29. Oktober 1984). Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1986.

– Alfred Weber im Ersten Weltkrieg, in: Demm (1986), S. 22-39.

– Max und Alfred Weber im Verein für Sozialpolitik, in: W. J. Mommsen/W. Schwentker (Hrsg.): Max Weber und seine Zeitgenossen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1988, S. 119-136.

– Ein Liberaler in Kaiserreich und Republik. Der politische Weg Alfred Webers bis 1920. Boppard/Rhein: Harald Boldt Verlag 1990

- Geist und Politik – Alfred Webers Beitrag zu Theorie und Praxis der deutschen Nachkriegspolitik, in: Nutzinger (1995(a)), S. 57-109.
- Eckert, Roland*: Die Kulturtheorie Alfred Webers. Überlegungen zur Wissenssoziologie des Bildungsbürgertums, in: Demm (1986), S. 69-81.
- Elias, Norbert*: Norbert Elias über sich selbst. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1990.
- Eschmann, Ernst Wilhelm*: Alfred Webers metaphysische Position, in: Synopsis. Festgabe für Alfred Weber. Heidelberg: Lambert Schneider, o.J. [1948], S. 87-110.
- Alfred Webers Geschichts- und Kulturauffassung, in: Demm (1986), S. 61-68.
- Jaffé, Else*: Biographische Daten Alfred Webers (1868-1919), in: Demm (1986), S. 178-198.
- Jansen, Christian*: Emil Julius Gumbel. Portrait eines Zivilisten. Heidelberg: Wunderhorn Verlag 1991.
- Krüger, Dieter*: Max Weber und die „Jüngeren“ im Verein für Sozialpolitik, in: W. J. Mommsen/W. Schwentker (Hrsg.): Max Weber und seine Zeitgenossen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1988, S. 119-135.
- Lange-Kirchheim, Astrid*: Alfred Weber und Franz Kafka, in: Demm (1986), S. 113-149.
- Launhardt, Wilhelm*: Die Bestimmung des zweckmäßigsten Standorts einer gewerblichen Anlage, in: Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure, Band 26, Heft 3 (1882).
- Theorie des Trassierens. Heft I. Hannover 1887.
- Lichnowsky, Gräfin Leonore*: Alfred Webers Standortlehre in ihrer politischen Bedeutung, in: Demm (1986), S. 11-21.
- Lietzmann, Hans J.*: Kontinuität und Schweigen. Über die Fortwirkung Alfred Webers und seiner politischen Theorie in der westdeutschen Politikwissenschaft, in: Nutzinger (1995(a)), S. 137-159.
- Mann, Golo*: Erinnerungen und Gedanken. Eine Jugend in Deutschland. Frankfurt/M.; S. Fischer 1986.
- Markmann, Heinz*: Alfred Weber und die Gewerkschaften, in: Demm (1986), S. 53-58.
- Mitscherlich, Alexander / Mitscherlich, Margarete*: Die Unfähigkeit zu Trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens, München: Piper 1967.
- Mitscherlich, Alexander / Weber, Alfred*: Freier Sozialismus. Heidelberg: Verlag Lambert Schneider 1946.
- Mueller, Dennis C.*: Public Choice. Cambridge usw.: Cambridge University Press 1979.
- Mussgnug, Dorothee*: Die vertriebenen Heidelberger Dozenten. Zur Geschichte der Ruprecht-Karls-Universität nach 1933. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1988.
- Naphtali, Fritz*: Wirtschaftsdemokratie. Ihr Wesen, Weg und Ziel, 1928, Neuauflage. Frankfurt/Main: Europäische Verlagsanstalt 1966.
- Nutzinger, Hans G.*: Alfred Weber als Vertreter der „Inneren Emigration“, in: Ruperto Carola 44. Jg., Juli 1992, S. 117-12.
- (Hrsg.): Zwischen Nationalökonomie und Universalgeschichte. Alfred Webers Entwurf einer umfassenden Sozialwissenschaft in heutiger Sicht. Marburg: Metropolis Verlag 1995(a).

– Zwischen Universalgeschichte und ökonomischem Imperialismus: Dritter Mensch oder *homo oeconomicus*?, in: Nutzinger (1995(a)), S. 223-253.

Pross, Harry: Charakterqualität und Friedenssicherung. Alfred Webers Freier Sozialismus, in: Demm (1986), S. 40-52.

Reimann, Horst: Alfred Weber und die heutige Kultursoziologie, in: Nutzinger (1995(a)), S. 113-135.

Riesterer, Beate: Alfred Weber's Position in German Intellectual History, in: Demm (1986), S. 82-112.

Rieter, Heinz: Alfred Marshall und die viktorianische Kunst, in: B. Schefold (Hrsg.): Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XI. Die Darstellung der Wirtschaft und der Wirtschaftswissenschaften in der Belletristik (Schriften des Vereins für Socialpolitik, N.F. Bd. 115/XI). Berlin: Duncker & Humblot 1992, S. 191-238.

Salin, Edgar: Auf der Suche nach dem Standort der Zeit. Alfred Weber zum Gedächtnis, in: *Kyklos* 11 (1958), S. 318-340.

Schefold Bertram: Nationalökonomie als Geisteswissenschaft. Edgar Salins Konzept einer anschaulichen Theorie, in: *List-Forum*, Band 18 (1992), S. 303-324.

Schlier, Otto: Der deutsche Industriekörper seit 1860. Tübingen: Mohr 1922.

Schluchter, Wolfgang: Max Weber und Alfred Weber. Zwei Wege von der Nationalökonomie zur Kultursoziologie, in: Nutzinger (1995(a)), S. 199-221.

Schumpeter, Joseph A.: *Capitalism, Socialism and Democracy*. New York: Harper & Brothers 1942. Deutsch: *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*. Bern: Francke 1946, Tübingen: Francke 1950.

Somary, Felix: *Erinnerungen eines politischen Meteorologen*. München: Matthes & Seitz 1994.

Spengler, Oswald: *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*. München: Beck 1923.

Weber, Alfred: Die Entwicklung der deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung seit 1890, in: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich*, Band 21 (1897), S. 1145-1194.

- Das Sweating-System in der Konfektion und die Vorschläge der Kommission für Arbeiterstatistik, in: *Archiv für Soziale Gesetzgebung und Statistik*, Band 10, (1897a), S. 494-517.
- Erwiderung, in: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich*, Band 22 (1898), S. 735-739.
- Die Hausindustrie und ihre gesetzliche Regelung, in: *Schriften des Vereins für Sozialpolitik*, Band 88, Leipzig 1900, S. 12-35, S. 92 f.
- Die volkswirtschaftliche Aufgabe der Hausindustrie, in: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche*, Band 25 (1901), S. 383-405.
- „Die Kartellfrage“, in: *Protokoll über die Verhandlungen des nationalsozialen Vereins (VII. Vertretertag) vom 2.-5. 10. 1902*, Berlin-Schöneberg: Buchverlag der „Hilfe“ o.J. [1903], S. 54-71 sowie S. 13 f.

- Über den Standort der Industrien. Teil 1: Reine Theorie des Standorts. 2. Auflage (1922). Tübingen: J. C. B. Mohr 1909.
- Industrielle Standortlehre, in: Grundriß der Sozialökonomik, VI. Abt., Tübingen: J. C. B. Mohr 1914, S. 54-82.
- Der Beamte, in: Die Neue Rundschau 21, Berlin: S. Fischer, Oktober 1910, S. 1321-1339.
– Hier zitiert nach dem vollständigen Wiederabdruck in: Weber (1927), S. 81-101.
- Die Standortlehre und die Handelspolitik, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Band 32, 1911, S. 667-688.
- Das Berufsschicksal der Industriearbeiter, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Band 34, H. 2 (1912), S. 377-405.
- Religiosität und Erkenntnis, in: Die Tat, Band 4 (2), Jena 1912/13, S. 363-368.
- Die Krise des modernen Staatsgedankens. Berlin/Leipzig 1925.
- Ideen zur Staats- und Kulturosoziologie. Karlsruhe: Verlag G. Braun 1927.
- Kulturgeschichte als Kulturosoziologie. Leiden 1935, erweiterte Neuauflage: München: Piper 1950, Taschenbuchausgabe 1963.
- Das Tragische und die Geschichte. Hamburg: Goverts Verlag 1943.
- Abschied von der bisherigen Geschichte. Überwindung des Nihilismus?. Hamburg: Claassen & Goverts [1945], 2. unv. Auflage 1946.
- Kann Wissenschaft uns retten? in: Die Welt, 15. 9. 1949, hier zitiert nach dem Wiederabdruck in: Weber (1979), S. 283 f.
- Haben wir Deutschen seit 1945 versagt?, in: Die Wandlung, Band IV (1949), S. 735-747, hier zitiert nach dem Wiederabdruck in: Weber (1979), S. 218-229.
- Staatsmetaphysik und Wirklichkeit, in: Merkur, Jg. 4 (1950), S. 481-495, hier zitiert nach dem Wiederabdruck in: Weber (1979), S. 285-301.
- Soziale Marktwirtschaft, in: Die Neue Zeitung, Nr. 3 vom 4. 1. 1950(a), S. 5.
- Sozialistische Marktwirtschaft, in: Das sozialistische Jahrhundert, Band 4 (1950(b)), S. 3-15.
- (1963) siehe *Weber, Alfred* (1935).
- Der dritte oder der vierte Mensch. Vom Sinn des geschichtlichen Daseins. München: Piper 1953.
- Einführung in die Soziologie. In Verbindung mit Herbert von Borch, Nicolaus Sombart, Hanno Kesting, Gräfin Leonore Lichnowsky, Heinz Markmann, Götz Roth, Erwin Faul, Hans-Joachim Arndt und Heinz Hund. München: Piper 1955.
- Schriften und Aufsätze 1897-1955. Herausgegeben vom Alfred-Weber-Institut für Sozial- und Staatswissenschaften an der Universität Heidelberg. Zusammengestellt von Josef Kepeszcuk. München: Piper 1956.
- Haben wir Deutschen nach 1945 versagt? Politische Schriften. Ein Lesebuch, ausgewählt und eingeleitet von Christa Dericum. München: Piper 1979.

Wolgast, Eike: Emil Julius Gumbel. Republikaner und Pazifist. (Vortrag gehalten auf der Akademischen Feier anlässlich des 100. Geburtstags von Emil Julius Gumbel am 15. 1. 1992 in der Aula der Alten Universität Heidelberg). Diskussionsschrift Nr. 171. Heidelberg: Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Universität Heidelberg 1992.

Alfred Marshalls *Industry and Trade* zwischen Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftstheorie

Von Volker Caspari, Frankfurt am Main*

I. Einleitung

Alfred Marshall war nicht nur durch seine Publikationen, sondern vor allem durch sein Wissenschaftsmanagement der bedeutendste Ökonom im viktorianischen Großbritannien. Bis in jüngste Zeit verdankt Cambridge seinem Wissensmanagement den Ruf, eine der bedeutendsten Hochburgen in Ökonomie zu sein. Von seiner Berufung 1885 bis fünf Jahre vor seiner Emeritierung 1908 kämpfte Marshall beharrlich für die Einführung eines eigenständigen wirtschaftswissenschaftlichen Curriculums, denn Ökonomie war lediglich ein Nebenfach im *Moral Sciences Tripos* und im *History Tripos*. Die Herauslösung der Ökonomie aus diesen beiden Studiengängen war begleitet von heftigen Debatten über die Frage, ob die Ökonomie eine historische oder eine analytische („deduktive“) Ausrichtung erhalten sollte¹.

Endlich im Jahre 1903 wurde der *Economic Tripos* etabliert. Marshalls Einfluß auf die angelsächsische Wirtschaftstheorie vollzog sich somit auf drei Wegen: (1) Nach der Publikation der *Principles of Economics* im Jahre 1890 lag ein „Lehrbuch“ der Grundzüge der ökonomischen Theorie vor, das breite Verwendung fand². (2) Einige seiner Schüler übernahmen freiwerdende oder neu geschaffene Lehrstühle für „Political Economy“, und (3) er etablierte Ökonomie als eigenständiges Fach an der neben Oxford bedeutendsten Universität Großbritanniens.

Darüber hinaus war er als Sachverständiger und Ratgeber der britischen Regierung in mehreren *Royal Commissions* tätig. Unter seinen Publikationen nehmen

* Überarbeitetes Referat zur 15. Tagung des Dogmenhistorischen Ausschusses vom 11.-13. 4. 1994 in Weimar. Mein besonderer Dank gilt den Herren Heinz Rieter und Bertram Schefold, die mir wertvolle Hinweise und Anregungen gaben.

¹ Vgl. Maloney (1985), Groenewegen (1988), Kadish (1989) sowie Kadish / Tribe (1993), S. 137 ff. – Mit der Entscheidung, „Political Economy“ durch „Economics“ zu ersetzen – die Assoziation mit „physics“ war nicht ungewollt –, stellte sich Marshall auf die Seite der „Deduktionisten“, obwohl er in der inneruniversitären Diskussion eher eine vermittelnde Position einnahm.

² Vgl. hierzu: K. Tribe: Political Economy in the northern civic universities, in: Kadish / Tribe (1993), S. 184-226.

die *Principles* sicherlich eine Sonderstellung ein. Keines seiner anderen Werke hat es auf eine so hohe Auflage (8. Auflage 1920 bzw. 9. Variorum Ausgabe) gebracht, wobei von der 8. Auflage noch insgesamt 20 Reprints angefertigt wurden.

Auch die Auseinandersetzung mit Marshalls Theorie stellt sich im wesentlichen als eine Auseinandersetzung mit den *Principles* dar. So finden sich in den *Critical Assessments of Marshall* (herausgegeben von J. C. Wood) von insgesamt 123 Artikeln, die Marshalls Werk zum Gegenstand haben, ca. 70 Beiträge, die direkt oder indirekt an die *Principles* anknüpfen. Dem stehen vier Artikel gegenüber, die sich mit Themen aus seinem zweiten wichtigen Werk *Industry and Trade (IaT)* beschäftigen. Ganz erstaunlich ist auch, daß seine Schüler J. V. Robinson und E. A. G. Robinson *IaT* kaum Beachtung geschenkt haben. So finden sich in Joan Robinsons *Imperfect Competition* nur drei, aus meiner Sicht unbedeutende Hinweise auf *IaT*, und in E. A. G. Robinsons *The Structure of Competitive Industry*, einem *Cambridge Economic Handbook* aus dem Jahr 1931, wird *IaT* nicht einmal erwähnt, obwohl E. A. G. Robinson „the scope and method“ von *IaT* aufnimmt.

Auf die üblicherweise angeführten Gründe für die Nichtbeachtung eines Werks, das den Aussagen von Keynes zufolge ein erstaunlicher publizistischer Erfolg war³, werde ich im Zusammenhang mit den Rezensionen zu *IaT* noch eingehen⁴.

Es mag für *IaT* ein Handicap gewesen sein, daß es im August 1919, also nur drei Monate vor Keynes' *The Economic Consequences of the Peace* erschienen war. Die Aktualität und die Brisanz der Reparationsfrage sprachen für Keynes' und nicht für Marshalls Buch⁵.

Bevor ich mich der inhaltlichen Seite von *IaT* zuwenden werde, möchte ich kurz auf seine Entstehungsgeschichte eingehen.

³ „A second edition was called for immediately, and, by the end of 1923, 11.000 copies had been printed.“ *Keynes* (1936), S. 63.

⁴ Die englischen Rezensionen stammen von *Pigou* (*The Economic Journal*, 1919), *Shove* (*The Athenaeum*, 1919) und *De Montmorency* (*The Contemporary Review*, 1920). In den USA gab es eine Rezension von *J. M. Clark* (*The Journal of Political Economy*, 1920/21) und eine Würdigung von *Taussig* (*The Quarterly Journal of Economics*, 1924). Weiterhin gibt es eine Rezension von *Gide* (*Revue d'Economie Politique*, 1919), von *H. S. Jevons* (*The Indian Journal of Economics*, 1920) und eine deutschsprachige von *Tschierschky* (*Weltwirtschaftliches Archiv*, 1921/22).

⁵ Dieser Aspekt wurde besonders von *Harald Scherf* in der Diskussion im Ausschuß hervorgehoben. Erwähnen möchte ich an dieser Stelle, daß Marshall eine moderate Haltung gegenüber der Politik des Deutschen Reichs einnahm. Diese kommt nicht nur an zahlreichen Stellen in *IaT* zum Ausdruck. Auch in einem Brief an Keynes aus dem Jahr 1915 weist er auf die aus seiner Sicht problematischen Aspekte der Politik Großbritanniens gegenüber dem Deutschen Reich hin. Vgl. hierzu: Brief von Marshall an J. M. Keynes vom 21. 2. 1915, in: *Pigou* (1936), S. 482-483.

II. Die Entstehung und die zeitgenössische Einschätzung von *Industry and Trade*

Mit seiner Emeritierung im Jahre 1908 verband Marshall die Hoffnung, nun ausreichend Zeit und Ruhe zu finden, den bereits 1887 geplanten 2. Band der *Principles* fertigzustellen. Durch die sorgfältigen Recherchen Whitakers⁶ wissen wir heute, daß sowohl *IaT* als auch das 1923 erschienene Werk *Money, Credit and Commerce* (*MCC*) nur noch in einem sehr weiten Sinne mit Marshalls ursprünglichen inhaltlichen Vorstellungen über den „2. Band“ verknüpft sind. Folgt man Whitaker⁷, so war Marshalls Zweiteilung methodisch begründet. Der erste Band der *Principles* war als eine Einführung in die Grundlagen der Wirtschaftswissenschaften und der ökonomischen Theorie gedacht. Nachdem er dort den Unterschied zwischen der kurz- und langperiodigen Gleichgewichtsanalyse dargelegt (Buch V der *Principles*) und sich bei der Behandlung der Verteilung und der säkularen Entwicklungstendenzen auf die langperiodige Gleichgewichtsbetrachtung konzentriert hatte, wollte er sich im zweiten Band ausschließlich mit Problemen der kurzperiodigen Gleichgewichtsanalyse auseinandersetzen:

„When at a later stage we come to consider the quickly moving oscillations of trade and commerce, the short period normal, or as we may conveniently call them, the sub-normal equilibria will claim more of our attention.“⁸

Marshall hat diesen Plan nicht wirklich umgesetzt, obwohl *MCC* vom Titel her eine gewisse Nähe zum ursprünglichen Vorhaben des „zweiten Bands“ vermuten läßt. Doch nach der Publikation von *IaT* schwanden die Kräfte des 80jährigen rapide, so daß

„(. . .) *MCC* is better seen as a last ditch attempt to rescue material hoarded over many years and offer some kind of continuation, however inadequate, to the *Principles*“⁹.

Während *MCC* wenigstens hinsichtlich der Fragestellungen und der Methodik der Gleichgewichtsanalyse noch zu den *Principles* paßt, weckt die Lektüre von *IaT* andere Assoziationen. In *IaT* steht nicht die Gleichgewichtsanalyse im Vordergrund, sondern der Wandel: Die Dynamik der steigenden Skalenerträge, der Wandel der Marktformen, der Unternehmensorganisationen und der Institutionen. Es ist – modern gesprochen – ein Beispiel für den Versuch, eine evolutionäre Perspektive einzunehmen, die Marshall von der Biologie auf die Ökonomie übertragen wollte. Wie auch immer man zu diesen „Anleihen“ aus der Naturwissenschaft stehen mag, bleibt festzuhalten:

⁶ Whitaker (1990), S. 193-222.

⁷ Ebenda, S. 202.

⁸ Marshall: *Principles of Economics*, 9., Variorum Edition, Vol. II, London 1961, S. 395.

⁹ Whitaker (1990), S. 220.

„The volume as a whole also illustrates what Marshall was always concerned to emphasize, mainly the transitory and changing character of the forms of business organisation and of the shapes in which economic activities embody themselves.“¹⁰

Die Beschäftigung mit den sich wandelnden Formen des Wirtschaftens legt es nicht nur nahe, sondern erzwingt gleichsam die Auseinandersetzung mit der Geschichte, genaugenommen mit der Wirtschaftsgeschichte. So ist es auch nicht sonderlich erstaunlich, daß Marshall 1894, vier Jahre nach der Publikation der *Principles*, eine große Abhandlung zur Wirtschaftsgeschichte (mit dem Gewicht auf Außenhandel) plant und intensiv daran zu arbeiten beginnt. Im internen Diskurs mit seiner Frau trägt dieses Projekt das Pseudonym „White Elephant“,

„(. . .) because it was on such a large scale that it would have taken many volumes to complete“¹¹.

Kein Wunder, daß Marshall das Projekt drei Jahre später aufgab¹². Teile des „White Elephant“ gingen jedoch später in *IaT* ein.

Bevor ich mich dem Verhältnis von Theorie und Geschichte bei Marshall, insbesondere in *IaT*, zuwenden werde, möchte ich zunächst die Einschätzung seiner Zeitgenossen kurz wiedergeben.

Pigou¹³ und H. S. Jevons¹⁴ sind ehrerbietig und loben die kenntnisreiche, detaillierte Darstellung der Entwicklungen der Techniken industrieller Produktion, des Handels und der Marktformen. J. M. Clark¹⁵ zufolge ist das Buch nicht leicht zu verstehen, ihm fehle es an Kohärenz. Er lobt die Fülle des verarbeiteten historischen und empirischen Materials. Er vermißt aber die theoretischen Einsichten. Tschierschky bemerkt, daß Marshall „...die geschichtliche Entwicklung jedoch nicht historisch, sondern analysierend...“¹⁶ schildert. Er schließt seine Besprechung mit dem Satz:

„In sehr vielem erinnert es (. . .) an die universale Darstellungsweise Schmollers.“¹⁷

Taussig¹⁸ ist ausgesprochen kritisch. *IaT* sei weder auf der Höhe der Zeit, noch sei es gut geschrieben. Shove¹⁹ kritisiert den moralisierenden Unterton, hält es an-

¹⁰ Keynes (1936), S. 62.

¹¹ Manuskriptaufzeichnungen von Mrs. Marshall, zitiert nach: Keynes (1936), S. 52.

¹² Marshall lehnte 1897 das Ansinnen Lord Actons, Beiträge für die *Cambridge Modern History* zu schreiben, ab. Vgl. Whitaker (1990), S. 199.

¹³ Pigou (1919).

¹⁴ Jevons (1920).

¹⁵ Clark (1921).

¹⁶ Tschierschky (1921 / 22), S. 425.

¹⁷ Ebenda, S. 425.

¹⁸ Taussig (1924).

¹⁹ Shove (1919).

sonsten jedoch für eine scharfsinnige und ausgewogene Darstellung der Wirklichkeit. Gide²⁰ und De Montmorency²¹ diskutieren Detailprobleme und stehen dem Buch im wesentlichen wohlwollend gegenüber. Zusammenfassend fällt auf, daß die meisten angloamerikanischen Rezensenten theoretische Defizite bemerken wollen, während dem deutschen Rezensenten die analysierende Geschichtsdarstellung bemerkenswert erscheint.

III. Zum Verhältnis von Theorie und Geschichte: Marshalls methodologische Position

Will man das Verhältnis von Theorie und Geschichte bei Marshall ein wenig beleuchten, dann muß man sich zunächst verdeutlichen, zu welchem Zweck er Geschichte benötigt. Mir scheint – ganz im Sinne Tschierschkys –, daß Marshall nicht an Historiographie interessiert war. Geschichte hat bei Marshall eine doppelte Bedeutung. Sie ist ein Synonym für Empirie²² und Entwicklung (Evolution) zugleich. Wie Theorie und Geschichte (Empirie) aus seiner Sicht zueinanderstehen, erläutert Marshall (für ihn ganz untypisch) mit Hilfe des totalen Differentials²³. Die Statistik liefert Daten über eine ökonomische Größe, und man beobachtet deren Veränderung in der Zeit, dU/dt . Dann, so argumentiert er, sei dU/dt bestimmt durch:

$$dU/dt = (\partial U/\partial x) \cdot (dx/dt) + (\partial U/\partial y) \cdot (dy/dt) + (\partial U/\partial z) \cdot (dz/dt) + \dots$$

Die totale Veränderung von U in der Zeit sei nur erklärbar durch die Theorie („reason“), die $\partial U/\partial x$, $\partial U/\partial y$, $\partial U/\partial z$, ... liefere, und die Geschichte (Empirie), die Daten über dx/dt , dy/dt , dz/dt , ... zur Verfügung stelle²⁴. Dieses sicherlich vorsichtig zu interpretierende Beispiel verdeutlicht, weshalb Marshall das „induktive“ und das „deduktive“ Vorgehen für gleichermaßen wichtig hält. Er weist allerdings auf die Gefahr voreilig aus der Wirtschaftsgeschichte gezogener Schlußfolgerungen hin:

„It must then always be remembered that though observation or history may tell us that one event happened at the same time as another, or after it, they cannot tell us whether the first was the cause of the second. That can be done only by reason acting on the facts. When it is said that a certain event in history teaches this or that, formal reckoning

²⁰ Gide (1919).

²¹ De Montmorency (1920).

²² Ich glaube, man sollte diesen Empiriebegriff sorgfältig von dem der modernen „empirischen Wirtschaftsforschung“ trennen. Mir ist aufgefallen, daß meine wissenschaftlichen Mitarbeiter mit dem Begriff „empirische Forschung“ zunächst Ökonometrie, Zeitreihenanalyse und stochastische Methoden assoziierten und nicht an deskriptive Statistik oder Wirtschaftsgeschichte dachten.

²³ Marshall (1885/1936).

²⁴ Vgl. ebenda, S. 180-181.

is never made for all the conditions which were present when the event happened; some are tacitly, if not unconsciously, assumed to be irrelevant. Wider experience, more careful inquiry, may show that the causes to which the event is attributed could not have produced it unaided; perhaps even that they hindered the event, which was brought about in spite of them by other causes that have escaped notice.“²⁵

Und in dem Aufsatz „The Graphic Method of Statistics“ warnt er:

„History says an event happened 'at the same time as the cause', or 'after this cause', and reason infers 'therefore because of this cause'. It suggests *post hoc* (or *cum hoc*) *ergo propter hoc*.“²⁶

Die Erklärung von wirtschaftlicher Entwicklung war Marshalls eigentliches Erkenntnisziel, Theorie und Geschichte sollten dabei Hand in Hand gehen. Auf den ersten Blick scheint Marshalls Ansicht nicht mit seiner Position in der Debatte mit W. Cunningham kompatibel zu sein, weil er für die Herauslösung der Ökonomie aus dem *Moral Sciences Tripos* kämpfte, der wiederum stark von wirtschaftshistorischen Inhalten geprägt war. Seine Haltung erschien den Wirtschaftshistorikern als antihistorisch, sie war jedoch strategisch begründet, weil er für einen eigenständigen Ausbildungsgang „Ökonomie“ focht. Seiner wissenschaftlichen Auffassung gemäß sollten die deduktiven Argumente immer dazu dienen, (historische) Entwicklungen zu „erklären“. Shove sah in diesem Punkt einen scharfen Gegensatz zwischen Marshall und Jevons:

„While Jevons fastened his hopes to the division of labour, a breakup of sciences into separate branches or even separate sciences, Marshall's counter measure was rather by the way of a combination of methods – not only history permeated by theory but theory... nourished, modified and illustrated by historical and contemporary fact. If any school of thought outside the Ricardian tradition set its mark on the *Principles* it was the Historical School, rather than the marginal utility school, that did so.“²⁷

Marshall war gegen den reinen Historismus, gegen die bloße Beschreibung ökonomischer Sachverhalte durch institutionelle Regelungen und gegen eine Erklärungsmethode, die wirtschaftliche Entwicklung allein auf politische Entscheidungen reduziert. Seine Kritik am „reinen“ Historismus richtete sich gegen die englischen Wirtschaftshistoriker, nicht jedoch, wie mir scheint, gegen die Historische Schule²⁸. So gesehen könnte man vermuten, Marshall und die Historische Schule

²⁵ Marshall (1920), S. 774.

²⁶ Marshall (1885/1936), S. 176. Man muß Marshalls große Vorsicht vor einer allzu vor-eiligen „zeitlichen“ Interpretation des Kausalprinzips loben. Zeigt nicht die Erwartungstheorie, daß antizipierte Marktreaktionen die Vorstellung „zeitlicher“ Kausalität fragwürdig machen?

²⁷ Shove (1942), S. 308-309.

²⁸ Marshall hat die Historische Schule zur Kenntnis genommen. So waren ihm nicht nur Schmollers, Wagners und Brentanos Arbeiten zum Zollverein und zur „Kartellfrage“ bekannt, er hat auch Büchers „Arbeit und Rhythmus“ gelesen. Darüber hinaus hat er auch Schriften von Roscher, Knies und Sombart konsultiert.

hätten sich je aus verschiedenen Ecken aufeinander zubewegt. Marshall, im Bestreben ökonomische Entwicklungen zu erklären, kam nicht um die Geschichte herum, die Historische Schule, sofern sie nicht bei der bloßen Beschreibung stehen bleiben wollte, mußte analytische Erklärungsmuster miteinbeziehen.

Um es gleich vorwegzunehmen, ich bin nicht der Meinung, daß Marshall der Geschichte die methodologische Stellung beimaß, die sie in der Historischen Schule besaß. Wenn ich das Wissenschaftsverständnis der Historischen Schule richtig verstanden habe, dann ging es ihr darum, Ökonomie als historische Wissenschaft zu begreifen. Sie sah ihre Aufgabe nicht nur darin, den Wandel der objektiven (Techniken, Institutionen) und subjektiven (ethische Haltungen, „Wirtschaftsgeist“) Bedingungen des Wirtschaftens zu beschreiben, sondern sie behauptete letztendlich, daß das Wirtschaften des Menschen nicht von überhistorischen, sondern von historisch spezifischen Bedingungen bestimmt sei. Somit könne Ökonomie nur als historische Wissenschaft betrieben werden.

Trotz großer Wertschätzung für die wissenschaftlichen Arbeiten der Historischen Schule übernahm Marshall ihren methodologischen Standpunkt nicht. Er blieb bei der Auffassung, daß das wirtschaftliche Handeln des Menschen von überhistorischen Faktoren bestimmt sei, die allerdings in der jeweiligen historischen Situation eine spezielle Ausprägung aufwiesen. Das Wesen („substance“) des Wirtschaftens,

„(...) which depends mainly on such wants and activities, such preferences and aversions as are found in man everywhere: They are not indeed always the same in form, nor even quite the same in substance; but yet they have a sufficient element of permanence and universality to enable them to be brought in some measure under general statements, whereby the experiences of one time and one age throw light on the difficulties of another“²⁹.

So lautet das Motto von *IaT*: „The many in the one, the one in the many“ oder: Was ist die „treibende Kraft“ im Wirtschaften des Menschen, und wie äußert sich diese in sich wandelnden historischen Formen?

Die „treibende Kraft“ ist der Mensch, dessen Streben nach Verbesserung seiner materiellen Lebensbedingungen gleichsam überhistorische Geltung hat. Im ökonomischen Lebensbereich drückt sich dies im Ziel der Wohlstandsmehrung aus. Das Streben nach „Geld“ ist synonym zum Streben nach Wohlstand, denn „Geld“ als „general purchasing power“ ist nichts anderes als „command over material wealth“³⁰. Diese Sichtweise übernimmt Marshall von der Klassik und ergänzt sie in der für ihn typischen Weise mit moralisierenden Aperçus, um nicht den Anschein zu erwecken, die Ökonomie würde dem Menschen „höhere“ Moralität absprechen. Gerade wegen jener „höheren“ Moralität steht er dem Utilitarismus, den er als Hedonismus begreift, ablehnend gegenüber. Auch die Vorstellung eines

²⁹ Marshall (1920), S. 777.

³⁰ Vgl. ebenda, S. 22.

Homo oeconomicus – die als-ob-Konstruktion des logischen Apriorismus – lehnt er ab:

„In all this they deal with man as he is: Not with an abstract or 'economic' man; but a man of flesh and blood.“³¹

Wohlstandsmehrung ist auch die von Adam Smith dem wirtschaftenden Menschen unterstellte Zielsetzung. Was Wohlstand ist, wie er gemessen werden kann und wie er zu vermehren ist, das sind die von der Klassik weitgehend beantworteten Fragen. Marshall will die klassische politische Ökonomie – genau genommen das deduktive ricardianische System – für Fragen der wirtschaftlichen Entwicklung öffnen. Die Faktoren des Wandels lokalisiert er in den „wants and activities“ der Menschen. Zu den „activities“ zählen die Innovation und Diffusion neuer Produktionsmethoden und Organisationsformen und die damit einhergehende Tendenz, „economies of scale“ zu realisieren. Bei den „wants“ ist Marshall vorsichtig:

„Speaking broadly therefore, although it is man's wants in the earliest stages of his development that give rise to his activities, yet afterwards each new step upwards is to be regarded as the development of new activities giving rise to new wants, rather than of new wants giving rise to new activities. (...)The higher study of consumption must come after, and not before, the main body of economic analysis.“³²

Marshall hielt sich an diese Maxime. So ist in den *Principles* von insgesamt sechs Büchern nur eines den „wants“ gewidmet, und *IaT* bleibt nahezu vollständig im Bereich der „activities“.

IV. Theorie und Geschichte in *Industry and Trade*

IaT ist in drei Bücher und 16 Appendices untergliedert. Im ersten Buch spielt die Geschichte eine besondere Rolle. Die Charakteristika der industriellen Entwicklung in Großbritannien, Frankreich, Deutschland und den USA werden dort herausgearbeitet. Wollte man einen Begriff der Historischen Schule verwenden, so würde ich mit der gebotenen Vorsicht behaupten, Marshall habe in diesem ersten Buch versucht, den „Wirtschaftsstil“ dieser vier Industrienationen zu charakterisieren. Das zweite Buch beschäftigt sich mit der Entwicklung der Unternehmensorganisation, und das dritte Buch ist ausschließlich den Problemen der Konzentration und der Zunahme monopolistischer Marktstrukturen gewidmet.

Auf den ersten Blick wirken die Themen dieser Bücher tatsächlich etwas disparat, und blättert man das Buch durch und liest sporadisch hier und da mal eine Seite, einen Paragraphen oder gar ein Kapitel, dann mag der Eindruck entstehen, den bereits die Rezensenten seinerzeit zum Ausdruck brachten: Große Materialfülle,

³¹ Ebenda, S. 26 f.

³² Ebenda, S. 89 f.

wenig Theorie, viel Deskription, viele interessante Details. Nun ist der Eindruck, daß *IaT* nicht wie „aus einem Guß“ geschrieben wurde, nicht falsch. Sowohl der lange Entstehungszeitraum als auch die wechselnden, von Marshall verfolgten Fragestellungen sind hier selbstredend. Trotzdem vermag ich den Rezensenten nur eingeschränkt zuzustimmen. Nimmt man die drei Bücher zusammen, dann ließe sich *IaT* auch so kommentieren: Im ersten Buch stehen langfristige historische Entwicklungen im Mittelpunkt. Im zweiten Buch werden zeitgenössische Entwicklungen im Bereich der Unternehmensorganisation verschiedener Branchen beschrieben und teilweise analysiert. Das dritte Buch ist der Darstellung und Analyse der Auswirkungen monopolistischer Tendenzen gewidmet. Würde man ein modernes industrieökonomisches Lehrbuch kritisieren, weil es historische Entwicklung, empirische Bestandsaufnahme und theoretische Erklärung miteinander verbindet? Sicherlich ist ein Teil der Fehleinschätzung von *IaT* auf den epischen Charakter des Werkes zurückzuführen – 800 Seiten wollen erst einmal gelesen sein. Andererseits muß man den zeitgenössischen Rezensenten auch zugestehen, daß sie die theoretischen Elemente in *IaT* nicht sehen konnten, da sich die Theorie der unvollkommenen Konkurrenz erst in den 30er Jahren voll entfalten sollte.

Zunächst möchte ich mich den in *IaT* enthaltenen Bausteinen der Theorie unvollkommener Konkurrenz und Marshalls Einschätzung der Monopolisierungstendenzen zuwenden. Beide Thematiken sind dem dritten Buch von *IaT* entnommen. Über das zweite Buch, das im wesentlichen die „economies of scale and scope“ behandelt, komme ich dann – entgegengesetzt zu der von Marshall gewählten Reihenfolge – zum ersten Buch, in dem er die aus seiner Sicht charakteristischen Formen des „industrial leadership“ der vier genannten Industrienationen herausarbeitet.

Neben einer ausführlichen Behandlung der *Produktdifferenzierung*³³ analysiert Marshall die *Preisdiskriminierung*³⁴ aufgrund unterschiedlicher Elastizitäten der Nachfrage bestimmter Käufergruppen. Liebhafsky hat diesen „curious case of neglect“ ausführlich behandelt³⁵, so daß ich nicht weiter darauf eingehen will. Weiterhin findet sich in *IaT* eine zentrale Idee der Theorie bestreitbarer Märkte (*contestable markets*). Nicht die Zahl der Anbieter sei wesentlich für „gute“ Marktergebnisse, sondern niedrige Eintrittsbarrieren. Marshall diskutiert diesen Punkt unter dem Begriff „bedingtes Monopol“ („conditional monopoly“). Ganz allgemein gelte, so Marshall, daß ein solcher Monopolist Preise nicht allzu hoch über die Grenzkosten setzen wird, weil die damit anfallenden Monopolprofite ... „are likely to tempt new rivals into its area“³⁶. Die damit auftretende Gefahr von „hit and run entry“ analysiert er am Beispiel der Konkurrenz zwischen „Liners“ und „Tramps“.

³³ Vgl. *IaT*, Book II, Chapter VI and VII.

³⁴ *IaT*, S. 415 ff.

³⁵ Liebhafsky (1955).

³⁶ *IaT*, S. 415.

Die „Liners“ haben für bestimmte Güter ein beschränktes Monopol im Seetransport. Sie fahren mit Regelmäßigkeit feste Routen. Ihre Stärke liegt in der Schnelligkeit und dem geringen Risiko, mit dem sie Personen und Frachten transportieren. Sie arbeiten mit einer ausgebauten Organisation und können „economies of scale“ mit ihren großen Schiffen realisieren.

„But these advantages are of relatively small importance to the skipper of common goods in bulk, such as grain, coal (...) etc. A part of the transport of all these things (...) is done by 'Tramps'; that is vessels which have no regular route and no fixed times of sailing, but ever seek those ports at which they are most likely to get good freights.“³⁷

Stehen nun „Liners“ und „Tramps“ hinsichtlich dieser Güter (Getreide, Kohle, usw.) in potentieller Konkurrenz zueinander, werden die Frachtpreise nicht durch die „Liners“, sondern durch die Konkurrenz zwischen den „Tramps“ geregelt:

„(...) the average costs of carrying the great mass of heavy ocean traffic are kept down (...) by the competition of 'Tramps' very close to the actual costs of the cheapest method of transport that has ever been known.“³⁸

Während sich das dritte Buch von *IaT* vorwiegend mit den Einflüssen der Marktstruktur und des Marktverhaltens auf das Marktergebnis beschäftigt, rangiert Buch II in der Schnittmenge von Betriebswirtschaftslehre und mikroökonomischer Theorie der Unternehmung. In den Kapiteln II, III und IV wird beschrieben, wie durch Standardisierung der Produkte „economies of scale“ realisiert werden und wie diese sich auf das Größenwachstum der Unternehmung auswirken. Der Ausdehnung der Märkte korrespondiert die Entwicklung des Handels mit der Entstehung und Verbreitung von Warenhäusern und Verkaufsketten („chain-stores“). Besondere Aufmerksamkeit widmet Marshall der zunehmenden Bedeutung von Aktiengesellschaften und den damit sich wandelnden Formen der Unternehmensfinanzierung. Die von der Organisation des Bankensektors ausgehenden Einflüsse werden ebenfalls erwähnt. Marshall vergleicht vor allem das britische System der Depositenbanken mit den deutschen „Industriebanken“³⁹. Auf Marshalls Einschätzung der Aktiengesellschaft möchte ich kurz eingehen. Gerade durch sie sieht er sich nicht nur mit dem Problem der unternehmensinternen steigenden Skalenerträge konfrontiert⁴⁰, sondern er glaubt in ihr „temptations (...) to excessive enlargement of scope“ ausmachen zu können.

„That bias shows itself in the tendency of some joint stock companies (...) to make things, which it would perhaps have been better for themselves and others that they should have bought.“⁴¹

³⁷ Ebenda, S. 431.

³⁸ Ebenda, S. 432.

³⁹ Vgl. zum Verhältnis der Industriebanken zu den Kartellen im Deutschen Reich *IaT*, S. 566-568, 618 f., 631 ff.

⁴⁰ Vgl. *IaT*, S. 319.

⁴¹ Ebenda, S. 322.

Die Gründung neuer Abteilungen und Produktionsbereiche gelingt „with a large capital at their backs“. Spezialisten werden abgeworben, eigene Direktoren befördert.

„There is a move upwards, and an increase of salaries all along the line, and everyone is pleased. So the movement grows; while a true balance of its advantages and disadvantages is perhaps never made out.“⁴²

Ein weiteres Problem sieht er in der Trennung von Eigentum und Leitungsmacht. Eine Aktiengesellschaft von entsprechender Größe könne vom Vorstand nicht mit dem „Vertrauen auf Ehrlichkeit“ geführt werden.

„Their accountant's work for every department must be full and precise; and so arranged as to be part of a system of elaborate checks and counterchecks. Such a system is necessarily wasteful of effort, and hostile to elasticity: and here lies a chief disadvantage under which a joint stock company lies in competition with a private firm.“⁴³

Doch wer glaubt, Marshall baue dieses Argument aus, um mit überproportional steigenden „supplementary costs“ nun doch die U-förmigen Durchschnittskosten zu retten, der wird eines anderen belehrt:

„But this disadvantage does not increase materially with an extension of the scope of the company's business. A mechanical system of checks and counterchecks (...) adapts itself almost automatically to enlargements: it (...) becomes more complex, but on the whole its cost is not likely to grow faster than the size of the business.“⁴⁴

Obwohl intern steigende Erträge das analytische Konzept der optimalen Unternehmensgröße unter Konkurrenzbedingungen ad absurdum führen, geht Marshall nie auf diese Problematik ein, die später zur „Skalenertragsdebatte“⁴⁵ führen sollte. Warum ihn das gleichgewichtstheoretische Problem der steigenden Erträge nicht beunruhigte, kann sicherlich nur spekulativ beantwortet werden. Gleichgewichtsbetrachtung war für Marshall lediglich eine Vorstufe ökonomischer Analyse. Seine Hoffnung war, daß die Ökonomie einmal wirtschaftliche Entwicklung würde erklären können. Erst als die ökonomische Theorie diese Idee aus den Augen verlor, trat die gleichgewichtstheoretische Analyse in den Vordergrund⁴⁶, und es entwickelte sich die Diskussion über die Verträglichkeit der Voraussetzung vollkommener Konkurrenz mit verschiedenen Ertragsverläufen.

⁴² Ebenda, S. 322.

⁴³ Ebenda, S. 324.

⁴⁴ Ebenda, S. 324.

⁴⁵ Diese wurde gewissermaßen von *Clapham* eröffnet. Vgl. *Clapham* (1922), S. 305. Vgl. auch: Increasing Returns and the Representative Firm: A Symposium, *The Economic Journal*, Vol. 40, 1930, S. 79-116.

⁴⁶ Vgl. Pigous Bemühungen, das Konzept der „representative firm“ gleichgewichtstheoretisch als „equilibrium firm“ zu deuten. Siehe A. C. *Pigou*: An Analysis of Supply, *The Economic Journal*, Vol. 38, 1928, S. 238-257, insb. S. 239 und S. 240, FN 1. Ob Marshalls „representative firm“ auch als ein evolutorisches Konzept gedeutet werden könnte, wurde während der Ausschusssitzung kontrovers diskutiert.

Nicht nur die den steigenden Skalenerträgen innewohnende Tendenz zur horizontalen Konzentration, sondern auch die von Marshall angesprochenen „economies of scope“, d. h. das Größenwachstum von Unternehmen, das durch vertikale Integration oder Agglomeration entsteht, wirft ein wettbewerbstheoretisches und -politisches Problem auf. Es handelt sich hierbei um das Dilemma zwischen Effizienzvorteilen und der entstehenden Marktmacht, die verhindern kann, daß sich die Effizienzgewinne nicht in sinkenden Preisen, sondern in steigenden Monopolgewinnen niederschlagen. Daß Marshall diese Problematik gesehen hat, wird durch seine abwägende Behandlung der deutschen Kartelle und der amerikanischen Trusts deutlich. Solange sie durch Kontrolle das „public wellbeing“ nicht beeinträchtigen, scheinen für ihn die Vorteile die Nachteile zu überwiegen. Wenn aber nicht der Wettbewerb diese Kontrolle ausübt, wer könnte die Kontrollfunktion ausüben? Offensichtlich gibt es hierauf unterschiedliche Antworten. Der deutschen Geschichte und Tradition liege es nahe, den Staat als Wahrer des „public wellbeing“ zu begreifen:

„The German Government has persistently upheld the right of businesses to combine with one another at their will, even though their tendencies are clearly monopolistic: but it has also held itself bound to intervene, when necessary, in order to prevent the power thus obtained from being used to the detriment of the public.“⁴⁷

Die „deutsche Problemlösung“ will er nicht auf britische Verhältnisse übertragen wissen. Zwar habe die britische (englische) Industrie durch ihren geringen Konzentrations- und Integrationsgrad Nachteile durch das Nichtausnutzen von Skalenerträgen, jedoch stehe einer Kartellierung in Großbritannien nach deutschem Vorbild die britische Betonung der Individualität einerseits und die lange englische Tradition der Demokratie andererseits im Wege. Um im internationalen Wettbewerb bestehen zu können, müsse die Strategie Großbritanniens daher „Standardisierung und Kooperation“ lauten. Marshall führt zahlreiche Industriesektoren auf (Maschinen, Lokomotiven, Schiffsbau usw.), in denen der Mangel an Kooperationsbereitschaft zu nichtstandardisierten Bauteilen führe, wodurch enorme Effizienzverluste entstünden⁴⁸.

Soviel zu den nichthistorischen Aspekten von *IaT*. Ich habe mich bei der Auswahl der dargestellten Themen von meinen eigenen Vorlieben und Interessen leiten lassen. Unschwer ließe sich die Darstellung noch ausweiten. So habe ich Marshalls Behandlung der Konzentration und Kartellbildung und deren Auswirkungen auf die Wirtschaftsentwicklung in den USA, Großbritannien und Deutschland nur gestreift. Auch seine Abhandlung zum Taylorismus und zur „wissenschaftlichen Betriebsführung“ will ich auf diesem Wege nur erwähnen.

Schlußendlich möchte ich mich Buch I widmen, dem Teil von *IaT*, in dem die historische Betrachtung eine besondere Rolle spielt. Wie bereits angedeutet:

⁴⁷ *IaT*, S. 574.

⁴⁸ Er führt beispielsweise an, daß jede britische Bahngesellschaft ihre eigenen Lokomotivmodelle herstelle. Vgl. *IaT*, S. 591.

„Book I is not in any sense a contribution to economic history: its aim is merely to indicate that the present structures of industry and trade (...) are (...) direct and almost necessary consequences of conditions, which have developed almost continuously from the Middle Ages to the present time.“⁴⁹

Marshalls Erkenntnisziel ist, die Charakteristika des „industrial leadership“ der vier in Betracht gezogenen Nationen – Großbritannien, Frankreich, Deutschland und die USA – herauszustellen und potentielle Entwicklungsmöglichkeiten, auch unter dem Aspekt einer internationalen Arbeitsteilung, herauszuarbeiten⁵⁰. Diese Charakteristika ordnet Marshall, von natürlichen, d. h. geographischen, klimatischen und geologischen Faktoren einmal abgesehen, im Umgang mit der Technik, insbesondere in der Nutzbarmachung technischer Erfindungen und technischen Wissens. Die Handhabung der Technik, die Organisation der Produktion spiegelt die Einstellungen der Menschen wider. „Habit and Custom“, Technik und Organisation beeinflussen sich wechselseitig und bilden die Quellen, aus denen sich die nationalen Besonderheiten des „industrial leadership“ speisen. Besser jedoch als alle abstrakten Versuche, Marshalls Herangehensweise zu beschreiben, ist es, seine Analyse der wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung in Grundzügen darzustellen. Da ich jedoch aus Gründen des Umfangs nicht auf jede nationalgeschichtliche Entwicklung eingehen kann, möchte ich mich im wesentlichen auf seine Analyse der US-amerikanischen und der deutschen Entwicklung beschränken.

Marshall charakterisiert die deutsche Entwicklung durch das Motto „science in the service of industry“ und wählt für die Vereinigten Staaten „multiform standardization“. Für Frankreich sei „individuality and refinement of production“ typisch, zur britischen Entwicklung scheint ihm jedoch nichts Treffendes einzufallen. Vielleicht weil er sich der britischen Entwicklung mit besonderer Sorgfalt widmet und sicherlich auch, weil er sich mit seinem Land besonders identifiziert. Denn bei allem Lobgesang auf die britische Führerschaft in der industriellen Revolution, beurteilt er die Situation der britischen Wirtschaft mit kritischen Untertönen („Chapt. V: Britain's industrial leadership under strong challenge“). Die wesentliche Schwäche Großbritanniens im Wettbewerb mit den Vereinigten Staaten und Deutschland liege im mangelhaften Humankapital. Er plädiert für eine Reform des Bildungswesens, wobei er das deutsche, allgemeinbildende Schulwesen und die natur- und ingenieurwissenschaftliche Ausbildung an den Universitäten als Vorbild anführt⁵¹.

⁴⁹ *IaT*, S. 11.

⁵⁰ A. Chandler beschäftigt sich in seinem 1990 erschienenen Buch „Scale and Scope“ mit der gleichen Thematik, d. h. mit der Herausbildung des „Industrial Capitalism“ in den USA, Großbritannien und Deutschland, und kommt im wesentlichen zu einer ganz ähnlichen Einschätzung wie Marshall. Die Anregung, Chandlers Studie zu konsultieren, verdanke ich den Diskussionsbeiträgen von Dieter Schneider und Hans G. Nutzinger.

⁵¹ Er hebt insbesondere die Schulpolitik bis zum Alter von 14 Jahren hervor und verweist u.a. darauf, daß an der Universität München so viele Chemiestudenten eingeschrieben seien wie an allen englischen Universitäten und Colleges zusammen. Vgl. *IaT*, S. 97, FN 1.

So sieht Marshall, neben der Befreiung des innerdeutschen Handels durch den Zollverein, im Schul- und Universitätssystem den Grundstein der rasanten industriellen Entwicklung Deutschlands. Zuerst seien die Deutschen Schüler der Briten gewesen,

„they began by the copying of English machinery and methods (...) The practical knowledge and faculty thus obtained served as the basis on which to build a large super-structure of business efficiency“⁵².

In den Branchen, in denen die wissenschaftliche Forschung von besonderer Bedeutung ist, seien gewaltige Produktivitätszuwächse erzielt worden⁵³. Nur wenige Branchen in anderen Ländern könnten mit Deutschland mithalten,

„but none can compare as yet with her (Germany, V. C.) in the organized work of detail, by which the epochmaking thought is brought to bear on practice in such a way as to make an epoch in industry“⁵⁴.

Marshall's Einschätzung wird gestützt durch De Montmorencys Buchbesprechung von *IaT* im „Contemporary Review“. Er schreibt dort im Hinblick auf die „deutsche Methode“:

„This is certainly true, and the leaders of thought in Germany may well be proud of the fact. The fact for us to remember is that it is now possible to extend the method to our whole population. This is indeed one goal of the new Education Act.“⁵⁵

Weitere positive Einflußfaktoren sieht er im Bankensystem, das die Industrie unterstütze, und last but not least, in der guten Entwicklung des Außenhandels, die bedingt sei

„... by his alertness, his readiness to take trouble about small details, his familiarity with foreign languages and so on“⁵⁶.

Alles in allem sieht er in der Verbindung von Wissenschaft und Industrie einen verheißungsvollen Entwicklungsweg, insbesondere für die chemische und pharmazeutische Industrie, aber auch für die Elektroindustrie. Wenig erfreulich findet er das militärische Element in der deutschen Erziehung, das die positive Entwicklung feiner und sensibler Charaktere unterdrücke. Wo doch gerade Toleranz und „broad-mindedness the best business principle“⁵⁷ seien.

Neben Deutschland waren auch die Vereinigten Staaten ein Neuling im Quartett der Industrienationen. Marshall's Haltung zu den Vereinigten Staaten wirkt eigen-

⁵² *IaT*, S. 132-133.

⁵³ Das bestätigt *Chandler* (1990), S. 423-427.

⁵⁴ *IaT*, S. 134.

⁵⁵ *De Montmorency* (1920), S. 141.

⁵⁶ Ebenda, S. 138.

⁵⁷ *IaT*, S. 138.

tümlich altväterlich, so als beobachte er mit Wohlwollen die Entwicklung der nach ihrer Volljährigkeit ausgezogenen ältesten Tochter der britischen Großfamilie. Die Risikofreude, der Unternehmungsgeist und die unverbrauchte Kraft der europäischen Einwanderer wird gelobt. Neben dem fruchtbaren Land, das zunächst extensiv bewirtschaftet wurde, weist er auf den Reichtum natürlicher Ressourcen hin. Die Entwicklung des technologischen Stils der „multiform standardization“ begründet er wie folgt: Obwohl unter den zahlreichen Einwanderern auch Handwerker gewesen seien, habe sich die handwerkliche Kunst nicht wirklich etablieren können. Meistens seien die Handwerker aus Europa durch lukrative Angebote als Werkmeister („foreman“) in die Fabriken oder Bergwerke gelockt worden. Der bedeutendste Industrialisierungsschub sei mit der Entwicklung der Eisenbahn einhergegangen. Die Industriezentren konnten erst so ungeheuer wachsen, als durch die Eisenbahn die Märkte erschlossen werden konnten. Waren es zunächst vor allem die Häfen der atlantischen Küste, die mit den besiedelten Gebieten des Hinterlands verbunden waren und von denen hauptsächlich Agrarprodukte das Land gen Europa verließen, so verlagerte sich später das Hauptgewicht des Eisenbahnverkehrs auf den Binnenhandel.

„This vast good traffic is in some measure a cause, and in some measure a result, of the direction which has been taken by America's leadership. Because her railways were chiefly concerned with carrying large consignments long distances, therefore they developed that traffic with special energy“,

und die Frachtkosten für den Langstreckenverkehr seien im Vergleich mit Großbritannien sehr niedrig,

„(...) therefore giant business (...) obtained nearly the full advantage of their special economies of massive standardized production in many varieties“⁵⁸.

Diese Entwicklung werde noch forciert durch die verbreitete Anwendung halb-automatischer Maschinen. Die fortwährenden Wellen der Einwanderer stellten ein nahezu unerschöpfliches Reservoir relativ billiger Arbeitskräfte dar, daher seien „profits in ordinary business (...) very high in America“⁵⁹.

Die gesellschaftliche Stellung und das soziale Prestige hingen weniger von der Bildung und Erziehung eines Menschen ab, als von seinem geschäftlichen Erfolg, der sich in seinem Reichtum ausdrücke, „...and of this effectiveness the money test is on the whole a safer test than any other which the common man can apply“⁶⁰. Der „junge Amerikaner“ wolle erfinden und organisieren,

„(...) as the able barbarian was to become a leader in battle, or as the able Florentine in the Middle Ages was to seek distinction in art and politics“⁶¹.

⁵⁸ Ebenda, S. 152.

⁵⁹ Ebenda, S. 155.

⁶⁰ Ebenda, S. 156.

⁶¹ Ebenda, S. 156.

Diese Ausrichtung des Lebens auf „das Geschäftliche“ würde zwar zu einer gewissen Verarmung des Lebens führen, „...but the constructive economic force which it gives to America at this phase of her development is unique“⁶².

Was die amerikanischen Zukunftsperspektiven betrifft, ist Marshall erstaunlich zugeknöpft. Er erwähnt nur die sich wahrscheinlich verstärkende Tendenz zur Massenproduktion und vermutet in den reichlich vorhandenen natürlichen Ressourcen eine gute Grundlage für die wirtschaftliche Zukunft der Vereinigten Staaten.

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß Marshall zur Analyse der wirtschaftlichen Entwicklung der vier Industrienationen vornehmlich auf die folgenden Einflußfaktoren abstellt:

1. Qualität und Menge der Arbeitsbevölkerung; die Qualität ihrer Bildung und Ausbildung, sowie die durch Erziehung und Tradition vermittelten sozialen Normen.
2. Die Erfindung und Einführung von Technologien und die Erschließung neuer Märkte, um „economies of scale“ realisieren zu können.
3. Die Fähigkeiten, „adäquate“ Organisations- und Unternehmensformen für die wachsende Industrieproduktion zu entwickeln.

Genau diese Einflußfaktoren tauchen dann in den Büchern II und III von *IaT* wieder auf. In Buch II auf der Unternehmensebene. So bei der Herausbildung der Aktiengesellschaft als einer Unternehmensform, die einerseits die Finanzierung eines Investitionsvolumens erleichtert, das produktionstechnische Skalenerträge erst ermöglicht, zugleich jedoch organisationsendogene Anreizstrukturen ausbildet, die zu Größenwachstum (im Sinne von „scope“) führen. Auf der Marktebene, im dritten Buch, taucht diese Problematik quasi als Dilemma auf: Die Skalenerträge führen zwar zu Effizienzvorteilen in der Produktion, die Tendenz zum Größenwachstum jedoch führt zu Konzentration, Integration und Kartellbildung, d. h. zu einer Aushöhlung wettbewerblicher Marktstrukturen. So gesehen läßt sich entgegen der kritischen Bedenken seiner Rezensenten doch ein roter Faden in Marshalls *IaT* ausmachen.

V. Fazit

Nachdem zeitgenössische Rezensenten vorwiegend die Defizite und Schwächen von *IaT* hervorgehoben hatten, habe ich versucht, die aus meiner Sicht interessanten, vielleicht sogar originellen Aspekte des ersten Alterswerks von Alfred Marshall herauszuarbeiten. Zum Schluß stellt sich freilich die Frage, wie man *IaT* aus heutiger Perspektive und vor dem Hintergrund der Entwicklung der Wirtschaftswissenschaft in den 75 Jahren nach seiner Publikation beurteilen könnte. Daß das

⁶² Ebenda, S. 156.

Urteil ganz wesentlich davon abhängt, mit welcher „Brille“ man das Buch liest, ist unvermeidlich. Ich möchte mit den analytischen und theoretischen Aspekten beginnen, wobei ich zwischen „analytisch“ und „theoretisch“ unterscheide, weil analytischer Fortschritt im wesentlichen von der Entwicklung der Mathematik und der statistischen Methoden abhängt. Der theoretische Fortschritt kann wohl eher daran gemessen werden, ob und inwieweit es gelingt, ein möglichst allgemeines Erklärungskonzept zu entwickeln, mit dessen Hilfe dann möglichst viele wirtschaftliche Phänomene erklärt werden können. Das kennzeichnet die Entwicklung des neoklassischen Forschungsprogramms, das von den dem einfachen bilateralen Tausch zugrundeliegenden Verhaltensannahmen und Parametern (gegebene Anfangsausstattungen) ausgehend, die Produktion von Gütern als „Tausch von Faktordiensten“ oder die Kapitalbildung als „Tausch von Ersparnissen und neu produzierten Kapitalgütern“ reformuliert und damit ein einheitliches Erklärungsmuster für ursprünglich als verschieden erachtete ökonomische Sachverhalte anbietet. Der Versuch, „Geld“ in der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie zu berücksichtigen, ist ein weiteres Beispiel für die Entwicklung von Theorie. Beispiele für Fortschritte im analytischen Bereich lassen sich ebenfalls ausreichend finden. So beispielsweise in der Theorie des Allgemeinen Gleichgewichts die Etappen der verschiedenen Existenzbeweise, die, vereinfacht gesagt, mit dem Zählen von Gleichungen und Unbekannten begannen und durch die Entwicklung der Mengenlehre und der Topologie analytische Präzision erhielten. Man denke auch an den Einfluß der Kontrolltheorie auf die dynamische Wirtschaftstheorie und nicht zuletzt an die Spieltheorie, die ja nicht nur für die wirtschaftswissenschaftliche Theorie analytische Instrumente zur Verfügung stellt.

So gesehen findet sich in *IaT* keine einzige analytische Innovation. Unter dem Aspekt der Theorieentwicklung läßt sich m. E. folgendes hervorheben. Marshall hat wesentliche Bausteine zur Theorie unvollkommener Märkte beigesteuert, wobei er der Behandlung des beschränkten Monopols relativ große Bedeutung beimaß. Im Rahmen der Entwicklung der Theorie unvollkommener Konkurrenz führte diese Marktform eher ein Schattendasein, und erst im Rahmen der Theorie bestreitbarer Märkte fand sie wieder verstärkte Aufmerksamkeit. In den „New Keynesian Economics“, die mit Modellen der monopolistischen Konkurrenz Preisrigiditäten erklären, nimmt das beschränkte Monopol geradezu paradigmatische Gestalt an.

Ebenfalls für erwähnenswert halte ich die ausführliche Behandlung der „economies of scale and scope“. In den *Principles* verweist Marshall auf die steigenden Skalenerträge und auf einige damit einhergehende Probleme der Gleichgewichtsanalyse⁶³. In *IaT* dominiert dann die deskriptive Seite, wobei jedoch das Phänomen des Größenwachstums der Unternehmung als „neues“ Problem hinzukommt. Daß er diese Frage in Verbindung mit der Entstehung der Aktiengesellschaft diskutiert, ist wohl kein Zufall. Eine analytische Behandlung oder ein Erklärungsansatz findet

⁶³ Vgl. Marshall (1920), Appendix H, S. 805-812.

sich in *IaT* jedoch nicht. Marshalls Gespür, daß Größenwachstum durch die Trennung von Eigentum und Verfügungsmacht begünstigt wird, fand seine Bestätigung in den späteren „managerial“ oder „behavioural“ Theorien der Unternehmung.

Die aus meiner Sicht interessanteste theoretische Leistung Marshalls in *IaT* besteht in dem Versuch, die reale wirtschaftliche Entwicklung, d. h. die Wirtschaftsgeschichte, theoriegeleitet zu interpretieren. Das war und ist auch gegenwärtig eine unter Historikern nicht gerade verbreitete Herangehensweise. Wie originell ist also Marshalls Zeitdiagnose und Einschätzung der wirtschaftlichen, insbesondere der industriellen Entwicklung in den vier großen Industrienationen?

Aus heutiger Perspektive scheint Marshalls Interpretation der wirtschaftlichen Entwicklung zu einer von den Wirtschaftshistorikern akzeptierten und verbreiteten Sichtweise zu gehören⁶⁴. Als Beispiel sei A. Chandler erwähnt, der rund 70 Jahre nach der Publikation von *IaT* in seiner Studie *Scale and Scope* hinsichtlich der für die großen Industrienationen typischen Entwicklungsfaktoren zu einer Einschätzung gelangt, die sich von der Marshalls nicht wesentlich unterscheidet. Erstaunlich ist allerdings, daß Chandler Marshall überhaupt nicht erwähnt.

Die zweite und weitaus schwerer zu beantwortende Frage ist, ob Marshalls Interpretation der Wirtschaftsgeschichte – die des ausgehenden 19. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende – auch zu seiner Zeit eine übliche oder gar vorherrschende Sichtweise war. Es wäre sicherlich vermessen, in diesem Zusammenhang ein profundes und abgewogenes Urteil fällen zu wollen, bevor man die zeitgenössische Literatur nicht studiert hat. Das ist ein eigenständiges und neues dogmenhistorisches Forschungsprojekt. Gleichwohl habe ich versucht, mir ein Bild von der zeitgenössischen wirtschaftsgeschichtlichen Literatur zu machen, auch wenn es sich nur um Stichproben handelt.

So steht in dem 5-bändigen Werk A. Beers⁶⁵, entstanden zwischen 1860 und 1884, der Welthandel im Mittelpunkt. In den drei Bänden, die dem 19. Jahrhundert gewidmet sind, wählt er eine an den Nationalstaaten ausgerichtete Gliederung, verfährt jedoch nicht vergleichend. Er beschreibt im wesentlichen wirtschaftsgeographische Sachverhalte, wie Verkehrswege, Art, Größe und geographische Verteilung natürlicher Ressourcen usw. Weiterhin beschreibt er legislatorische Regelungen, wie Zölle, Steuern, Tarife und kolonialpolitische Maßnahmen.

Eine bemerkenswerte Arbeit stammt von A. Shadwell, deren Titel bereits die Nähe zur Thematik des ersten Buchs in *IaT* verdeutlicht: *England, Deutschland und Amerika: Eine vergleichende Studie über industrielle Leistungsfähigkeit*⁶⁶.

⁶⁴ Für diesen Hinweis danke ich Toni Pierenkämper.

⁶⁵ Beer (1860-64 und 1884).

⁶⁶ Shadwell (1906/1908). Arthur Shadwell, Enkel des Vizekanzlers Sir Lancelot Shadwell, war praktischer Arzt. Nach Aufgabe seiner Praxis bereiste er in den 90er Jahren mehrmals Deutschland und Amerika und beschäftigte sich mit volkswirtschaftlichen Themen, vorwiegend mit Arbeiterfragen und mit sozialhygienischen und sozialmedizinischen Problemen. Die Parallelen zur Biographie Franz Oppenheimers sind offensichtlich, und ähnlich diesem,

Shadwell hält die Freihandelsdebatte für einen Nebenkriegsschauplatz, denn die „wahren Probleme“ lägen in den Unterschieden der „industrial efficiency“. Shadwell beschränkt seine Untersuchungen jedoch auf den Produktionsfaktor Arbeit, so daß es auch nicht verwundert, wenn er den Niedergang der britischen Wirtschaft allein auf Mängel dieses Produktionsfaktors zurückführt. Schlechte Physis, schlechte Ausbildung und „das Evangelium der Bequemlichkeit“ sind die drei wesentlichen Faktoren, die er für den Niedergang der britischen Wirtschaft verantwortlich macht. Auch von Schulze-Gaevernitz ortet das Problem der britischen Wirtschaft im Produktionsfaktor Arbeit⁶⁷. Er hebt allerdings nicht die Arbeitsfähigkeiten, sondern das Problem der Einstellung zum Wirtschaften hervor. Daß trotz fast 20 Jahre dauernder Londoner Lehr- und Forschungstätigkeit des deutschen Chemikers Hoffmann, der „... dem Dunkel des Kohlenteers den Zauber des Regenbogens entlockte“⁶⁸, kein britisches, sondern ein deutsches Unternehmen zum ‚first mover‘ in der Farbenindustrie avancierte, führt von Schulze-Gaevernitz darauf zurück, daß

„(...) der ‚praktische‘ Engländer... ‚unmittelbaren Gelderfolg verlangt und die Kenntnis des Benzolmarktes für wichtiger (hält) als die Benzoltheorie““⁶⁹.

In der fehlenden Verbindung von Wissenschaft und Industrie einerseits und in der „kapitalistischen Erschlaffung“ des „Rentnerstaates“ andererseits sieht er die wesentlichen Gründe für die industrielle Stagnation Großbritanniens.

Auf M. Webers „Wirtschaftsgeschichte“⁷⁰, die aus einer Vorlesung im Wintersemester 1919/20 hervorging, brauche ich nicht weiter einzugehen, denn bei ihm steht die Entfaltung der „kapitalistischen Gesinnung“ im Vordergrund. Bleibt zum Schluß noch, einen Blick in L. Brentanos *Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung Englands*⁷¹ zu werfen. Brentano konzentriert sich auf Handelsfragen, politische Regelungen und Großbritanniens Auseinandersetzungen mit Indien. Die Probleme der industriellen Entwicklung Englands zwischen 1880 und 1920 werden nur am Rande behandelt, wobei Brentano die fehlende Kartellbildung als mitverantwortlich ansieht.

„Die Folge des Fehlens von Kartellen ist dann, eben weil das einmal in einem Unternehmen festgelegte Kapital sich nicht ohne Verlust zurückziehen läßt, der Zusammenbruch vieler Unternehmen in Zeiten der Depression und ihr Aufkaufen durch andere gewesen.“⁷²

empfeht er zur Verbesserung der „nationalen Vitalität“ die ländliche Kolonisation „... durch Schaffung einer ... breiten Schicht ländlicher Bevölkerung ...“ (S. 610).

⁶⁷ v. Schulze-Gaevernitz (1906).

⁶⁸ Ebenda, S. 345.

⁶⁹ Ebenda, S. 464, v. Schulze-Gaevernitz zitiert aus einem Vortrag von A. G. Green über „The relative progress of the coaltar industry“, Vortrag vor der British Association, Glasgow 1901.

⁷⁰ M. Weber (1958).

⁷¹ Brentano (1929). Im Kapitel über „Industrie und Handel von 1874 bis zum Ausbruch des Weltkriegs“ zitiert Brentano Marshalls *Industry and Trade* in einigen Fußnoten.

Diese Stichproben aus zeitgenössischen wirtschaftshistorischen Studien zeigen, daß einige Autoren in einzelnen Punkten zu ähnlichen Einschätzungen wie Marshall gelangen, in der Ursachenanalyse sich von Marshall jedoch dadurch unterscheiden, daß sie doch mehr oder weniger monokausalen Erklärungsmustern zu-neigen. Entweder wird das Zerbröckeln des Wirtschaftsethos (von Schulze-Gaevernitz) verantwortlich gemacht oder gar der „Niedergang der nationalen Vitalität“ (Shadwell) physiologisch erklärt⁷³.

Ich möchte diese Abhandlung mit einigen kurzen Bemerkungen schließen, die sich auf etwas allgemeinere Aspekte von Marshalls Denkens beziehen. Sicherlich wollte Marshall mit *IaT* seinen Schülern demonstrieren, wie man den von ihm in den *Principles* entwickelten analytischen Apparat anwenden könnte. Aber nicht nur dem akademischen Nachwuchs galten seine pädagogischen Bemühungen, Marshall wollte auch die britische Nation „aufrütteln“. Gerade in den sich auf Großbritannien beziehenden Teilen des ersten und dritten Buchs von *IaT* erleben wir ihn auch als „the economist as an educator...“⁷⁴.

Ein weiterer Aspekt betrifft Marshalls Auffassung von der wissenschaftlichen Disziplin „Ökonomie“. *IaT* ist ein eindeutiger Beleg gegen all jene, die Marshalls Ökonomieverständnis auf das V. Buch der *Principles* reduzieren wollen. Sicherlich haben die Marginalbetrachtung und die Theorie von Angebot und Nachfrage einen herausragenden Stellenwert. Diese werden jedoch ergänzt oder gar eingeschränkt durch evolutorische Ideen und Perspektiven, wie sie sich bereits in Buch IV und Buch VI der *Principles* finden und dann vor allem in *IaT* zum Tragen kommen. Vielleicht war *IaT* auch gedacht als eine „Entschuldigung“, adressiert an die Historiker, denen er die Ökonomie „raubte“ und zur „deduktiven“ Wissenschaft entwickelte. Sie hatten befürchtet, Ökonomie werde den Bezug zur Wirtschaftsgeschichte (d. h. zum realen Wirtschaftsgeschehen) verlieren. Konnte er sie eines Besseren belehren?

⁷² Ebenda, S. 55.

⁷³ Shadwell (1906/1908) führt die „Degeneration der Arbeiterklasse“ in England auf die im Vergleich zu Deutschland „schlechteren“ Konsumgewohnheiten zurück, obwohl der englische Arbeiter ein höheres Realeinkommen habe als der deutsche. Da Shadwell kein gelernter Ökonom war, kritisiert er bedenkenlos die „schlechten“ Präferenzen englischer Arbeiterfamilien. „Wetten und Saufen“ seien bei männlichen Arbeitern und die Abneigung gegen „hauswirtschaftliche“ Arbeit und die Bevorzugung des „Tingeltangels und in Wirtshäusern zu sitzen“ seien bei den Arbeiterinnen Gründe für den schlechten physischen und psychischen Zustand der Arbeiterklasse. Shadwell macht aus seinen viktorianisch geprägten Moralvorstellungen keinen Hehl.

⁷⁴ Dieser Aspekt wurde ausführlicher von Heinz Rieter behandelt. Vgl. Rieter (1992), S. 217 und die dort angegebene Literatur.

Literatur

- Beer, A.*: Geschichte des Welthandels, 1. und 2. Abt., Wien 1860-64, 3. Abt., Wien 1884.
- Brentano, L.*: Eine Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung Englands, 3. Band, 2. Hälfte, Jena 1929.
- Chandler, A.*: Scale and Scope, Cambridge (Mass.) 1990.
- Clapham, J. H.*: On Empty Economic Boxes, *The Economic Journal*, Vol. 32, 1922, S. 305-314.
- Clark, J. M.*: Review of „Industry and Trade“, *The Journal of Political Economy*, Vol. 29, 1921, S. 684-689.
- De Montmorency, J. E. G.*: Review of „Industry and Trade“, *The Contemporary Review*, Vol. 117, Jan. 1920, S. 140-142.
- Gide, Ch.*: Review of „Industry and Trade“, *Revue D'Economie Politique*, Vol. 33, 1919, S. 782-785.
- Groenewegen, P.*: Alfred Marshall and the establishment of the Cambridge Economic Tripos, *History of Political Economy*, Vol. 20, 1988, S. 627-667.
- Jevons, H. S.*: Review of „Industry and Trade“, *The Indian Journal of Economics*, Vol. 3, 1920, S. 125-130.
- Kadish, A.*: *Historians, Economists, and Economic History*, London / New York 1989, S. 103-219.
- Kadish, A. / Tribe, K. (Eds.)*: *The Market for Political Economy. The Advent of Economics in British university culture, 1850–1905*, London and New York 1993, S. 137ff.
- Keynes, J. M.*: Alfred Marshall 1842-1924, in: *Memorials of Alfred Marshall* (ed. by A. C. Pigou); New York 1936, S. 1-65.
- Liebhafsky, H. H.*: Curious Case of Neglect: Marshall's „Industry and Trade“, *The Canadian Journal of Economics*, Vol. 21, 1955, S. 339-353.
- Maloney, J.*: *Marshall, Orthodoxy and the Professionalisation of Economics*, Cambridge 1985.
- Marshall, A.*: *Principles of Economics* (1890), 8. Auflage, London 1920.
- *Industry and Trade*, A study of industrial technique and business organization, and of their influences on the conditions of various classes and nations, London 1919.
 - *The Graphic Method of Statistics*, in: *Journal of the Royal Statistical Society*, 1885, abgedruckt in: *Memorials of A. Marshall* (ed. by A. C. Pigou), New York 1936, S. 175-182.
- Meißner, W. / Caspari, V.*: Die Bedeutung Marshalls für die moderne Industrieökonomie, *Konjunkturpolitik*, Bd. 33, 1993, S. 186-200.
- Pigou, A. C.*: Marshall's „Industry and Trade“, *The Economic Journal*, Vol. 29, 1919, S. 443-450.
- *An Analysis of Supply*, *The Economic Journal*, Vol. 38, 1928, S. 238-257.
 - (Ed.): *Memorials of Alfred Marshall*, New York 1936.

- Rieter*, H.: Alfred Marshall und die viktorianische Kunst, in: Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XI (hrsg. von B. Schefold), Berlin 1992, S. 192-238.
- Schulze-Gaevernitz*, G. v.: Britischer Imperialismus und englischer Freihandel, Leipzig 1906.
- Shadwell*, A.: England, Deutschland und Amerika: Eine vergleichende Studie ihrer industriellen Leistungsfähigkeit, deutsche Übersetzung, Berlin 1908, engl. Originalausgabe, London 1906.
- Shove*, G. F.: „Modern Economics“, *The Athenaeum*, 31 Oct. 1919, S. 1119-1120.
- The Place of Marshall's 'Principles' in the Development of Economic Theory, *The Economic Journal*, Vol. 52, 1942, S. 294-329.
- Taussig*, F. W.: Alfred Marshall, *The Quarterly Journal of Economics*, Vol. 39, 1924, S. 1-14.
- Tschierschky*, S.: „Industry and Trade“, Buchbesprechung, *Weltwirtschaftliches Archiv*, 17. Bd., 1921/22, S. 422-425.
- Weber*, M.: Wirtschaftsgeschichte, Abriß der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, hrsg. von S. Hellmann / M. Palyi, 3. Aufl., hrsg. von J. F. Winckelmann, Berlin 1958 (Neudruck 1991).
- Whitaker*, J. K.: What Happened to the Second Volume of the Principles? The Thorny Path to Marshall's Last Books, in: Centenary Essays on Alfred Marshall (ed. by J. K. Whitaker), Cambridge 1990, S. 193-222.
- Wood*, J. C. (Ed.): Alfred Marshall: Critical Assessments, Vol. 4, London 1982.

Von der Konjunktur- zur Wachstumstheorie: Kontinuität und Evolution im Forschungsprogramm Adolf Löwes

Von *Harald Hagemann*, Stuttgart-Hohenheim*

„A more urgent matter is the problem of medium-term macroeconomics and the interaction of growth and fluctuations.“

(*Solow* 1991: S. 16)¹

„[J]ede Trend-Ausschaltung impliziert eine theoretische Hypothese, nämlich, daß Trend und Zyklus von verschiedenen Faktoren verursacht werden. Das ist durchaus richtig für die monetäre Konjunkturtheorie, die wirklich nichts mit dem Trend zu tun hat. Dies gilt aber keineswegs für die Schumpeter/Sombart-Hypothese, wonach der technische Fortschritt die zentrale Determinante des Zyklus, aber zugleich doch auch der wesentliche Bestimmungsgrund des langfristigen Trends ist.“

(*Lowe* 1989: S. 84)²

I. Einführung

Löwes³ wissenschaftliches Lebenswerk kulminiert in den beiden Bänden *On Economic Knowledge*⁴ und *The Path of Economic Growth*⁵. Im ersten Opus magnum untersucht er die wesenhafte Instabilität der Marktprozesse in modernen In-

* Überarbeitete Fassung meines auf der 15. Tagung des Dogmenhistorischen Ausschusses am 13. April 1994 in Weimar gehaltenen Referats. Ich danke den Diskutanten für wertvolle Anregungen und Ergänzungen.

¹ R. M. Solow, New Directions in Growth Theory, in: B. Gahlen u.a. (Hrsg.), Wachstumstheorie und Wachstumspolitik. Ein neuer Anlauf, Tübingen 1991, S. 3-17.

² A. Lowe, Konjunkturtheorie in Deutschland in den zwanziger Jahren, in: B. Schefold (Hrsg.), Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie VIII, Berlin 1989, S. 75-86.

³ Adolf Löwe wurde am 2. September 1939 in England naturalisiert. Bei dieser Gelegenheit verlor der gebürtige Löwe im britischen *Home Office* nicht nur die beiden Pünktchen über dem „o“, sondern aus Adolf wurde auch Adolph.

⁴ A. Lowe, *On Economic Knowledge. Toward a Science of Political Economics*, New York 1965; 2. erw. Aufl., White Plains 1977; deutsch: *Politische Ökonomik*, Frankfurt/Wien 1968, 2. erw. Aufl., Königstein/Ts. 1984.

⁵ A. Lowe, *The Path of Economic Growth*, Cambridge 1976.

dustriegesellschaften, insbesondere das Dilemma der Wirtschaftspolitik, daß die Instabilität des Mikroverhaltens einerseits staatliche Stabilisierungsmaßnahmen erfordere, diese Eingriffe andererseits aber nur bei stabilen sozialen Verhaltensregeln mit Aussicht auf Erfolg vorgenommen werden könnten. Um diesem Circulus vitiosus zu entgehen, entwickelt Löwe seine spezifische Methode, die Instrumentalanalyse, die untersucht, unter welchen Bedingungen der Erfolg wirtschaftspolitischer Maßnahmen prognostizierbar ist⁶.

Löwes zweites Opus magnum beinhaltet die Anwendung der Instrumentalanalyse auf das Wachstumsproblem. Im Mittelpunkt der Löwischen Wachstumstheorie steht die detaillierte Analyse der Traversen-Problematik, d. h. das Studium der Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit eine Volkswirtschaft nach Änderungen einer der exogenen Wachstumsdeterminanten – des Arbeitsangebots, der natürlichen Ressourcen und des technischen Fortschritts – in möglichst kurzer Zeit und mit minimalen Opfern auf einen Pfad gleichgewichtigen Wachstums zurückfindet. Ebenso wie Hicks⁷ hat sich Löwe damit einem äußerst bedeutsamen und zugleich schwierigen Problemfeld zugewandt, welches zuvor in der wachstumstheoretischen Analyse weitgehend vernachlässigt wurde. Die traditionelle Steady State-Analyse weist in vielerlei Hinsicht semi-statische Züge auf, da sich in einer gleichmäßig wachsenden Wirtschaft zwar die meisten ökonomischen Variablen ändern, die Änderungsrate selbst aber eine Konstante ist. Steady States, die sich wegen dieser Uniformität des Wachstums durch eine gleichbleibende Struktur der Ökonomie auszeichnen, sind de facto zeitlos. Wegen der Konstanz der Struktur kommt auch den Fixkapitalgütern, die eine entscheidende produktionstheoretische Verflechtung der einzelnen Perioden implizieren, in einem gleichgewichtigen Wachstumsmodell keine besondere Bedeutung zu. Diese Situation verändert sich grundlegend bei der Traversenbetrachtung. Bei der Analyse von Übergangsprozessen, während derer nicht mehr länger alle Sektoren der Ökonomie mit derselben Rate wachsen und somit Strukturveränderungen stattfinden, ist Zukunft nicht einfach Gegenwart auf höherem Niveau. Das entscheidende Problem, dem man sich außerhalb des Golden Age-Pfades als Folge der exogenen Störung konfrontiert sieht, ist die Unangemessenheit des alten Kapitalstocks gegenüber der neuen Datenkonstellation. Abgesehen vom extremen Spezialfall der neoklassischen Parabelwelt, in der wegen der Verformbarkeitseigenschaft („malleability“) des Allzweckgutes eine zeit- und kostenlose Anpassung des Kapitalstocks erfolgt, erfordert dieser Anpassungsprozeß in der Regel sowohl Zeit als auch Kosten. Da die Fähigkeit einer Ökonomie, auf Änderungen der exogenen Wachstumsdeterminanten zu reagieren, in jedem Zeitpunkt durch die Quantität und Struktur des endogenen Faktors Realkapital (sowie durch die vorhandene Humankapitalausstattung) begrenzt ist, kommt dem *Realkapital* und seiner Bildung, d. h. der Investitionstätigkeit, eine *Schlüsselstellung* für

⁶ Zur Instrumentalanalyse vgl. näher die Ausführungen in Abschnitt IV.

⁷ Vgl. J. Hicks, *Capital and Growth*, Oxford 1965, Kap. XVI; *ders.*, *Capital and Time*, Oxford 1973, Teil II; sowie *ders.*, *Methods of Dynamic Economics*, Oxford 1985, Kap. 13 und 14.

die dynamische Entwicklung einer Volkswirtschaft zu⁸. Außerhalb des Steady State-Pfades spielen die Erwartungen der Wirtschaftssubjekte eine entscheidende Rolle, denn nur im langfristigen Gleichgewicht besteht kein Anlaß zur Revision der Pläne, da ihre Erwartungen immer erfüllt werden.

Erstaunlich ist, daß die beiden wissenschaftlichen Hauptwerke Löwes in einem Alter erscheinen, in dem andere sich längst aus dem aktiven Leben zurückgezogen haben. Wenn ein Ökonom im Alter von 83 Jahren eine anspruchsvolle theoretische Analyse über wirtschaftliche Wachstumsprozesse vorlegt, so ist dies nicht nur eine bewundernswerte Leistung, sondern auch insofern bemerkenswert, als hier Überlegungen entwickelt werden, die einen Reifeprozess von über einem halben Jahrhundert hinter sich haben. Dabei ist insbesondere auf das Forschungsprogramm der von Löwe auf Initiative von Bernhard Harms am Kieler Institut für Weltwirtschaft 1926 gegründeten und bis zu seinem Weggang nach Frankfurt im Herbst 1931 geleiteten *Abteilung für statistische Weltwirtschaftskunde und internationale Konjunkturforschung* hinzuweisen, das durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 abrupt unterbrochen wurde.

Die Konjunkturtheorie, das Problem der technologischen Arbeitslosigkeit und die Frage nach den strukturellen Bedingungen für das gesamtwirtschaftliche Gleichgewicht wachsender Volkswirtschaften bleiben auch nach der Emigration von 1933 die Löwesche Kardinalthemen und werden von ihm Anfang der fünfziger Jahre im Gefolge der von Harrod und Domar begründeten modernen Wachstumstheorie weiterentwickelt zu einer Theorie zyklischen Wachstums mit der Kapitalakkumulation im Zentrum. Als entscheidende Determinante der Entwicklung kapitalistischer Volkswirtschaften wurde der *Technische Fortschritt* angesehen, der nicht nur langfristig zu steigendem Wohlstand führt, sondern auch kurzfristig konjunkturelle Instabilitäten und Beschäftigungsprobleme verursachen kann. Für das Ziel der Entwicklung einer *Theorie zyklischen Wachstums*⁹ erfolgte eine Rückbesinnung auf die klassische Triade von Akkumulation, technischem Fortschritt und Beschäftigung, vor allem auf die ricardianische Diskussion des Maschinerieproblems und die Marxsche Akkumulationstheorie. Ausgehend von der Rationalisierungskonjunktur der späten zwanziger Jahre wird insbesondere die Frage nach den Bedingungen für die Wiederbeschäftigung der durch den technischen Fortschritt

⁸ Die von Löwe entwickelte Traversenanalyse ist damit auch von besonderer Bedeutung für die begonnenen Transformationsprozesse ehemals sozialistischer Planwirtschaften in kapitalistische Marktwirtschaften, d. h. gerade für die aktuelle wirtschaftliche Situation Ostdeutschlands mit ihrer spezifischen Kapitalstockproblematik. – Jochen Schumann wies in der Diskussion zurecht darauf hin, daß die strategische Rolle der Kapitalinvestitionen auch ein wesentliches Element der Spiethoffschen Konjunkturtheorie sei. Löwes frühe konjunkturtheoretische Arbeiten aus den zwanziger Jahren verdeutlichen, daß die Auseinandersetzung mit Spiethoff neben derjenigen mit Schumpeter und Sombart, die den technischen Fortschritt als den eigentlichen dynamischen Faktor betonen, entscheidende Impulse setzte.

⁹ Vgl. hierzu näher das von Bertram Schefold für den Dogmenhistorischen Ausschuß geführte Interview mit Löwe (vgl. Fn. 2).

freigesetzten Arbeitskräfte zu einem zentralen Thema der Kieler Ökonomen¹⁰. Obwohl in der Kieler Zeit viele bedeutende Arbeiten entstanden, die die Konturen dieses ambitionierten Forschungsprogramms klar erkennen lassen, gelang es in der Weimarer Zeit jedoch nicht, einen geschlossenen Ansatz zu entwickeln. Löwes *Path* stellt die Synthese und den Abschluß des in Kiel begonnenen Forschungsprogramms dar. Strukturaspekte des Wachstumsprozesses spielten von Beginn an eine wichtige Rolle. Bereits in seinem frühen Aufsatz „Chronik der Weltwirtschaft“ setzte sich Löwe (1925)¹¹ mit den Stadien und typischen strukturellen Entwicklungsmustern des Industrialisierungsprozesses auseinander. Diese Arbeit gab zugleich den Anstoß für die unter der Betreuung von Löwe 1929 fertiggestellte Dissertation von Walther G. Hoffmann über *Stadien und Typen der Industrialisierung*¹², eine theoretische Analyse und zugleich erste gründliche statistische Studie des historischen Prozesses der Industrialisierung, die später international Anerkennung finden sollte.

II. Löwes Beitrag zur konjunkturtheoretischen Diskussion in der Weimarer Republik

Löwes Politische Ökonomik zeugt auch davon, daß er sich nie als engstirniger wirtschaftlicher Spezialist verstanden hat, für den die übrige Sozialwissenschaft ein fremdes Terrain ist, sondern daß er die von ihm propagierte Kooperation in den Sozialwissenschaften stets auch selbst praktiziert hat. Diese Tatsache, worin er sich von vielen Wirtschaftswissenschaftlern unterscheidet, hat ihm von einem Kritiker verdienstermaßen den Titel eines „ökonomischen Philosophen“ eingetragen¹³. Die zentrale Fragestellung, die Löwe seit fast achtzig Jahren bewegt hat, lautet: Welche ökonomischen Bedingungen verhindern (bzw. ermöglichen) die Realisation des liberalen Freiheitspostulats für große Teile der Gesellschaft¹⁴?

¹⁰ Vgl. u.a. A. Kähler, *Die Theorie der Arbeiterfreisetzung durch die Maschine*, Greifswald 1933; H. Neisser, *Lohnhöhe und Beschäftigungsgrad im Marktgleichgewicht*, *Weltwirtschaftliches Archiv*, Bd. 36, 1932, S. 415-455, ders., „Permanent“ Technological Unemployment, *American Economic Review*, Bd. 32, 1942, S. 50-71; A. Lowe, *Technological Unemployment Reexamined*, in: G. Eisermann (Hrsg.), *Wirtschaft und Kultursystem. Festschrift für Alexander Rüstow*, Stuttgart/Zürich 1955, S. 229-254, bis hin zu A. Lowe, *Hat Freiheit eine Zukunft?* Marburg 1990, Kap. 6.

¹¹ A. Löwe, *Chronik der Weltwirtschaft*, *Weltwirtschaftliches Archiv*, Bd. 22, 1925(a), S. 1*-32*.

¹² W. G. Hoffmann, *Stadien und Typen der Industrialisierung. Ein Beitrag zur quantitativen Analyse historischer Wirtschaftsprozesse*, Jena 1931. Vgl. auch Hoffmanns Erinnerung an seinen Doktorvater Löwe in W. G. Hoffmann, *Mein Werdegang*, in: E. Helmstädter (Hrsg.), *Die Bedingungen des Wirtschaftswachstums in Vergangenheit und Zukunft. Gedenkschrift für Walther G. Hoffmann*, Tübingen 1984, S. 1-9, hier S. 3.

¹³ K. E. Boulding, *Is Economics Obsolescent?* *Scientific American*, Nr. 212, Mai 1965.

¹⁴ *Hat Freiheit eine Zukunft?* (A. Lowe, Marburg 1990), heißt dann auch sein letztes Hauptwerk, in dem Löwe von der Frage ausgeht, wie demokratische Gesellschaften ange-

Der Blick auf die Biographie Löwes verdeutlicht, daß sich der 1893 in Stuttgart geborene und am 3. Juni 1995 im Alter von 102 Jahren in Wolfenbüttel gestorbene „Philosoph“ mit den ökonomischen Problemen bereits frühzeitig nicht auf einer esoterischen, sondern auf einer höchst realen Ebene konfrontiert sah. Nach der Entlassung aus der Armee und mehreren Jahren intensiver Beschäftigung mit Problemen der wirtschaftlichen Demobilisierung wurde Löwe der Vertreter der Volksbeauftragten im Demobilmachungsamt (1918/19). Zwischen 1919 und 1924 bekleidete er Wirtschaftsreferate in verschiedenen Reichsministerien, wo er sich mit den ökonomischen Problemen der jungen Weimarer Republik und den Instabilitäten industriellen Wachstums konfrontiert sah. Früh mußte er die Praxisferne und Theorielosigkeit der deutschen Wirtschaftswissenschaft zu Beginn der zwanziger Jahre erkennen. Auch die Unfruchtbarkeit der im angelsächsischen Sprachraum herrschenden neoklassischen Wirtschaftstheorie im Hinblick auf Ihre Anwendung auf die Probleme der jungen Republik wurde ihm – nicht zuletzt dank seines Lehrers Franz Oppenheimer – schnell deutlich. Dieses Vakuum auf Seiten der Wirtschaftswissenschaft einerseits und die gewaltigen ökonomischen Probleme andererseits, die der gesellschaftspolitisch Engagierte an zentraler Stelle in ihrer vollen Tragweite realisierte, sind der Schlüssel für das Verständnis des innovativen Ausgreifens auf neue Fragestellungen und neue wissenschaftliche Methoden, die das Werk von Adolf Löwe kennzeichnen. Dies wird zuerst in der konjunkturtheoretischen Diskussion im Deutschland der zwanziger Jahre deutlich, in deren Verlauf sich Adolf Löwe seine ersten großen wissenschaftlichen Verdienste erwarb. Nach Versetzung aus dem Wirtschaftsministerium ins Statistische Reichsamt war Löwe 1924 als Leiter der internationalen Abteilung ein enger Mitarbeiter Ernst Wagemanns geworden, dem er die Gründung eines deutschen Instituts für Konjunkturforschung nach dem Vorbild des 1917 in Harvard errichteten ersten modernen Konjunkturforschungsinstituts vorschlug¹⁵. Mit seinen Arbeiten über den „gegen-

sichts der vielfältigen ökonomischen, politischen und technologischen Bedrohungen in der heutigen Zeit überleben können. In einem Alter, in dem viele andere herausragende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens längst ihre Lebenserinnerungen verfaßt haben, richtet Löwe bezeichnenderweise lieber den Blick nach vorn. Zugleich knüpft er an wichtige Arbeiten der ersten Emigrationsphase in Großbritannien an, in der Economics and Sociology, (London 1935), ein anspruchsvolles Plädoyer für die Kooperation in den Sozialwissenschaften, und The Price of Liberty (London 1937) entstanden. Hierin entwickelte Löwe den Schlüsselbegriff der *spontanen Konformität*: die Selbstbeschränkung des Individuums als Preis der politischen Freiheit, die Herausbildung einer Gemeinschaftsethik, um Freiheit mit gesellschaftlicher Stabilität zu vereinbaren. Zu Löwes dialektischem Verständnis von Freiheit und Ordnung, das auch seine Einstellung gegenüber staatlichen Interventionen in den Wirtschaftsablauf kennzeichnet, vgl. ausführlicher H. Hagemann/H. D. Kurz: Balancing Freedom and Order: On Adolph Lowe's Political Economics, Social Research, Bd. 57, 1990, S. 733-753.

¹⁵ Vgl. die unter Federführung von Löwe entstandene Denkschrift „Die weltwirtschaftliche Lage Ende 1925“ zur Gründung des Instituts für Konjunkturforschung in Berlin, hrsg. vom Statistischen Reichsamt und vom Institut für Konjunkturforschung. Vgl. auch R. Krenzel, Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (Institut für Konjunkturforschung) 1925-1979, Berlin 1986, S. 7.

wärtigen Stand der Konjunkturforschung“¹⁶ und der Habilitationsschrift mit der kantianisch formulierten Fragestellung „Wie ist Konjunkturtheorie überhaupt möglich?“¹⁷ (1926) wurde Löwe zum Spiritus Rector der Konjunkturdiskussion in der Weimarer Republik. Nahezu alle konjunkturtheoretischen Beiträge des nachfolgenden Jahrzehnts nahmen auf diese Arbeiten intensiven Bezug¹⁸. Der Verdienst der Löwischen Beiträge lag nicht in der Entwicklung einer eigenen geschlossenen Konjunkturtheorie, sondern in einer kritischen Bestandsaufnahme der Geschichte konjunkturtheoretischer Forschung, vor allem aber in der Präzisierung der erkenntnistheoretischen Anforderungen, die an eine Konjunkturtheorie zu stellen sind, und damit der Formulierung künftiger Forschungsnotwendigkeiten. In seiner überragenden vorkeynesianischen Methodendiskussion unterschied Löwe bezüglich der Frage, wie die historisch beobachteten Konjunkturschwankungen *erklärt* werden können, drei konkurrierende Erklärungsmuster:

1. monetäre Konjunkturtheorien
2. realökonomische Investitionstheorien
3. realökonomische Verteilungs- bzw. Konsumtionstheorien.

Die Schwächen der monetären Konjunkturtheorien wurden von Löwe in seinem Beitrag zu dem Vorbereitungsband zur Zürcher Jahrestagung 1928 des Vereins für Socialpolitik¹⁹ und in der Studie seines Schülers Burchardt zur „Entwicklungsgeschichte der monetären Konjunkturtheorie“²⁰ (1928) überdies eindrucksvoll herausgearbeitet. Jedoch kamen auch die realökonomischen Erklärungsansätze nicht ungeschoren davon, denn Löwes axiomatische Kritik der herrschenden Konjunkturtheorien führte zum Ergebnis, daß keine einzige Lehre aufzufinden war, die den

¹⁶ A. Löwe, Der gegenwärtige Stand der Konjunkturforschung in Deutschland, in: M. J. Bonn/M. Palyi (Hrsg.), Die Wirtschaftswissenschaft nach dem Kriege. Festgabe für Lujo Brentano zum 80. Geburtstag, Bd. 2, München/Leipzig 1925, S. 329-377.

¹⁷ A. Löwe, Wie ist Konjunkturtheorie überhaupt möglich?, Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 24, 1926, S. 165-197.

¹⁸ Zum Beitrag von Löwe und der Entwicklung der Konjunkturtheorie im deutschen Sprachraum während der Zwischenkriegszeit vgl. auch G. Pütz-Neuhaus, Zur Entwicklung der Konjunkturtheorie im deutschen Sprachraum in der Zwischenkriegszeit, in: B. Schefold (Hrsg.), Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie VIII, Schriften des Vereins für Socialpolitik, Bd. 115/ VIII, Berlin 1989, S. 87-102, J. Kromphardt, Der Beitrag Adolf Löwes zur Konjunkturdiskussion im deutschen Sprachraum während der Weimarer Republik, in: B. Schefold/V. Caspari (Hrsg.), Franz Oppenheimer und Adolph Lowe: Frankfurter Gelehrte und die Probleme deutscher Nationalökonomie in ihrer Zeit, Marburg 1995, sowie C. Rühl, Der Beitrag deutschsprachiger Ökonomen zur konjunkturtheoretischen Debatte der Zwischenkriegszeit, in H. Hagemann (Hrsg.), Zur deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Emigration nach 1933, Marburg 1995.

¹⁹ A. Löwe, Über den Einfluß monetärer Faktoren auf den Konjunkturzyklus, in: K. Diehl (Hrsg.), Beiträge zur Wirtschaftstheorie, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 173/II, München/Leipzig 1928, S. 355-370.

²⁰ F. A. Burchardt, Entwicklungsgeschichte der monetären Konjunkturtheorie, Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 28, 1928, S. 78-143.

Bedingungen des geschlossenen, interdependenten Systems genügte. Das Verdienst Löwes liegt in seinem scharfen Blick für Kreislaufzusammenhänge und Reproduktionserfordernisse sowie vor allem darin, daß er die Schwierigkeiten, die das Konjunkturproblem der damals dominierenden statischen Theorie bereitete, klar erkannte und zu revolutionären Forderungen gelangte, weil er die Lösung des Konjunkturproblems im Rahmen dieser statischen Theorie für unmöglich hielt:

„Das Konjunkturproblem ist kein Vorwurf *für*, sondern ein Vorwurf *gegen* ein statisches System, weil es in ihm ein *antinomisches* Problem ist. Es ist lösbar nur in einem System, in dem die Polarität von Aufschwung und Krise den Systembedingungen ebenso analytisch entspringt, wie die störungsfreie Anpassung sich aus den Bedingungen des statischen Systems ableitet. Wer das Konjunkturproblem lösen will, muß das statische System opfern. Wer am statischen System festhält, muß das Konjunkturproblem preisgeben. J. B. Say, der diesen Schritt bewußt vollzog, geriet freilich damit gegenüber der Wirklichkeit in die logische Nachbarschaft Palmströms, der messerscharf schließt, „daß nicht sein kann, was nicht sein darf.“²¹

Die Bedeutung der konjunkturtheoretischen Arbeiten Löwes, die auch international stark beachtet wurden²², wird vielleicht am deutlichsten erkennbar in der Studie *Geldtheorie und Konjunkturtheorie* seines wichtigsten Antipoden Friedrich A. Hayek²³, der Anfang 1927 die Leitung des neugegründeten Österreichischen Instituts für Konjunkturforschung übernommen hatte. Mit diesem Werk, das zugleich seine beiden Zürcher Referate zusammenfaßte, habilitierte sich Hayek 1929 an der Universität Wien. Eine genauere Analyse zeigt auf, daß Hayeks Denken nicht nur durch die Zins- und Kapitaltheorie Böhm-Bawerks, Wicksells Unterscheidung zwischen dem natürlichen Zinssatz und dem Geldzinssatz sowie Mises' Theorie des Geldes und des Kredits geprägt ist, sondern ganz entscheidend auch stimuliert wurde durch die Herausforderung aus Kiel: Löwes Präzisierung der methodologischen Anforderungen, die an eine Konjunkturtheorie zu stellen sind sowie Löwes und Burchardts Kritik an den monetären Konjunkturtheorien. Hayeks Auseinandersetzung mit den Kiefern, die er als die ernsthaftesten zeitgenössischen Kritiker monetärer Konjunkturtheorien ansah, durchzieht seine Habilitationsschrift wie ein roter Faden und führt zu einer Schärfung der eigenen Position²⁴.

²¹ A. Löwe, 1926, S. 193.

²² Vgl. beispielhaft die beiden Aufsätze von S. Kuznets, *Equilibrium Economics and Business-Cycle Theory*, *Quarterly Journal of Economics*, Bd. 44, 1930, S. 381-415, sowie *ders.*, *Monetary Business Cycle Theory in Germany*, *Journal of Political Economy*, Bd. 38, 1930, S. 125-163.

²³ F. A. Hayek, *Geldtheorie und Konjunkturtheorie*, Wien und Leipzig 1929.

²⁴ Vgl. ausführlich H. Hagemann, Hayek and the Kiel School: Some Reflections on the German Debate on Business Cycles in the late 1920s and early 1930s, in: M. Colonna/H. Hagemann (Hrsg.), *Money and Business Cycles. The Economics of F. A. Hayek*, Vol. 1, Aldershot 1994, S. 101-120. – Löwes Beitrag „Über den Einfluß monetärer Faktoren auf den Konjunkturzyklus“ für den vorbereitenden Band der Zürcher Tagung des Vereins für Socialpolitik vom 13. bis 15. September 1928 basierte auf einem Vortrag zum Thema „Gibt es eine

Die konjunkturtheoretischen Positionen von Hayek und Löwe sind neben einigen zentralen Unterschieden auch durch bedeutsame Gemeinsamkeiten gekennzeichnet. Zunächst einmal stimmten beide Autoren bezüglich des Verhältnisses zwischen empirischer Beobachtung und theoretischer Erklärung des Konjunkturphänomens überein. Konjunkturstatistische Methoden, wie das Harvard-Barometer, helfen zwar, die „Anschauung von der Wirklichkeit“ zu vertiefen, so Löwe,

„vor allem soweit ihr Augenmerk auf die Erfassung typischer Strukturen und Regelmäßigkeiten gerichtet ist. Aber dies alles zugegeben muß man doch feststellen, daß unsere Einsicht in die *theoretischen* Zusammenhänge des wirtschaftlichen Kreislaufs, in die Strukturgesetze der Zirkulation durch alle Phasenbeschreibungen und Korrelationsberechnungen um nichts bereichert worden ist ... Nun hieße es freilich das logische Verhältnis von Theorie und realistischer Forschung verkennen, wenn man von wachsender *empirischer* Einsicht eine unmittelbare Förderung der *theoretischen* Systembildung erwarten würde. ... Niemals aber kann diese *statistische* Methode von sich aus *theoretische* Einsichten liefern“²⁵.

In diesem Sinne wurden von Hayek²⁶ Forschungsstrategien (wie die seinerzeit vor allem von Wesley C. Mitchell in den USA verfolgte): empirische Konjunkturforschung ohne eine logisch konsistente theoretische Grundlage zu betreiben, entschieden abgelehnt. Die Konjunkturtheorie könne niemals Ziel, sondern nur Voraussetzung der empirischen Konjunkturforschung sein, deren praktischer Wert entscheidend von der Richtigkeit der zugrundeliegenden theoretischen Vorstellungen abhängen.

Was nun die Theorie betrifft, so stimmte Hayek Löwes Auffassung, „daß die Einordnung der Konjunkturercheinungen in das System der Theorie des wirtschaftlichen Gleichgewichtes, der sie scheinbar widersprechen, das entscheidende Problem der Konjunkturtheorie bildet“, gegenüber Kritik von dritter Seite explizit zu²⁷. Während Löwe jedoch, ausgehend von den Schwierigkeiten die das Konjunkturproblem der statischen Theorie bietet, zur Schlußfolgerung gelangte, daß es unmöglich sei, das Konjunkturphänomen auf der Grundlage des gleichgewichtstheo-

monetäre Konjunkturtheorie?“, den er am 26. März 1928 in der ‚Höhle des Löwen‘, der Nationalökonomischen Gesellschaft in Wien, gehalten hatte. In einem Brief vom 16. März 1928 an den in Paris weilenden Oskar Morgenstern berichtet Hayek von einer längeren Deutschlandreise (u.a. Diskussionen mit Löwe und Neisser in Kiel) und prognostiziert unter Hinweis auf Löwes bevorstehenden Wiener Vortrag: „Das kann sehr interessant werden, da er dabei sicher zumindest mit Mises, wahrscheinlich aber auch mit Strigl und mir in ziemlich scharfen Gegensatz geraten wird.“ Am 14. April 1928 antwortet Morgenstern u.a.: „Die verschiedenen Sitzungen der Nationalökonomischen Gesellschaft hätte ich sehr gern mitgemacht, so bes. Löwes Vortrag; Sie müssen mir eigentlich schreiben, wie das geworden ist.“ (*Oskar Morgenstern Collection*, Special Manuscript Department, William R. Perkins Library, Duke University).

²⁵ Vgl. A. Löwe, 1926, S. 166 f.

²⁶ Vgl. F. A. Hayek, 1929, S. 1-11.

²⁷ Ebenda, S. 6.

retischen Ansatzes walrasianischer Prägung zu erklären und die Forderung nach einer neuen dynamischen Theorie erhob, die nicht mehr das Gleichgewicht, sondern in einem offenen System unter Preisgabe der allgemeinen Interdependenz die „Polarität von Aufschwung und Krise“ in den Mittelpunkt stellen sollte, sah Hayek nicht in der Preisgabe des Gleichgewichtskonzeptes, sondern in der Entwicklung eines neuen *intertemporalen* Gleichgewichtskonzeptes²⁸ den entscheidenden Ausweg aus dem von Löwe skizzierten methodischen Dilemma.

Allerdings trifft die mitunter vertretene Auffassung, Hayek habe das Konzept des langfristigen Gleichgewichts aufgegeben, zumindest für seine konjunkturtheoretischen Analysen nicht zu. Dies wird besonders deutlich in *Preise und Produktion*, wo eine langfristige Gleichgewichtsposition mit vollausgelasteten Produktionskapazitäten und Vollbeschäftigung der Arbeit nicht nur den Ausgangspunkt seiner Analyse bildet, sondern die betreffende Ökonomie nach Korrektur der Störung auch wieder zu einem langfristigen Gleichgewicht zurückfindet. Wegen der inhärenten Stabilität marktwirtschaftlicher Systeme müßten wirtschaftliche Fluktuationen, wie alle anderen ökonomischen Phänomene, auch analytisch grundsätzlich als äquilibrierende Anpassungsprozesse aufgefaßt werden²⁹. Im Gegensatz zu Löwe verteidigte Hayek das alte Dogma der Unabhängigkeit von Trend und Zyklus, behielt den traditionellen Gleichgewichtsbegriff der marginalistischen Theorie bei und verwendete das von ihm und Lindahl fast gleichzeitig entwickelte Konzept des intertemporalen Gleichgewichts nur als analytisches Hilfsmittel für die Erklärung der verzerrten Preis- und Produktionsstrukturen während der zyklischen Fluktuationen.

Hayek teilte die Kritik Löwes an allen konjunkturtheoretischen „Erklärungen“, die auf exogene Faktoren zurückgreifen (auch wenn es sich dabei um den *deus ex machina* kreditgewährender Banken wie in manch monetären Konjunkturtheorien handelt) und betonte ebenfalls die Notwendigkeit einer *endogenen* Konjunkturerklärung. Allerdings trennen sich die Wege bei der Identifikation des entscheidenden endogenen Störfaktors. Während in der Konjunktur- und Wachstumstheorie Löwes der technische Fortschritt die dominierende Rolle spielt, sind in der Hayekschen Konjunkturtheorie die monetären Faktoren die ursächlichen, obwohl der Konjunkturzyklus selbst aus realen Änderungen der Produktionsstruktur besteht. Während für Hayek „eine andere als eine monetäre Konjunkturtheorie wohl über-

²⁸ F. A. Hayek, Das intertemporale Gleichgewichtssystem der Preise und die Bewegungen des Geldwertes, *Weltwirtschaftliches Archiv*, Bd. 28, 1928, S. 33-79. Zur detaillierteren Analyse von Hayeks Konzept des intertemporalen Gleichgewichts sowie der späteren subtilen subjektivistischen Transformation seines Gleichgewichtskonzeptes, die an dieser Stelle nicht diskutiert werden kann, vgl. M. Currie/I. Steedman, *Agonising over Equilibrium: Hayek and Lindahl, Quaderni di Storia dell' Economica Politica*, Bd. 7, 1989, S. 75-99, und S. Böhm, *Time and Equilibrium: Hayek's Notion of Intertemporal Equilibrium Reconsidered*, in: I. M. Kirzner (Hrsg.), *Subjectivism, Intelligibility and Economic Understanding. Essays in Honor of Ludwig M. Lachmann*, New York 1986, S. 16-29.

²⁹ Vgl. F. A. Hayek, *Prices and Production*, 2. Aufl., London 1935, S. 33-35.

haupt nicht denkbar³⁰ war, maß Löwe der Geldsphäre lediglich eine Rolle als „intensivierender Faktor“ für das Ausmaß der zyklischen Ausschläge bei³¹.

Eine Gemeinsamkeit sollte in diesem Zusammenhang nicht übersehen werden. Bereits Burchardt hatte bei der Diskussion der Wicksellschen Theorie in seiner „in ihrem historischen Teil sehr wertvolle[n] Arbeit“³² – mit Wicksell übereinstimmend – darauf hingewiesen, daß „der eigentliche Anstoß zur Störung des Gleichgewichts der Wirtschaft in den technischen Fortschritten [liegt], die eine Realzinssteigerung bewirken“³³. Hayek erkannte dies ausdrücklich an und verwies darauf, daß die Kreditexpansion keineswegs nur dadurch entstehen kann, daß die Banken den Geldzinssatz (unter das Niveau des natürlichen Zinssatzes) absenken, sondern gerade auch durch eine Erweiterung profitabler Investitionsmöglichkeiten infolge technischen Fortschritts zustande kommen kann, wodurch der natürliche Zinssatz (ebenso wie bei einer Verringerung der freiwilligen Ersparnisse) ansteigt. Während er somit nichtmonetäre Faktoren wie den technischen Fortschritt als Verbreitungsmechanismus für zyklische Fluktuationen durchaus anerkannte, ja sogar konzedierte, daß dieser Fall in der Realität „wahrscheinlich der häufigste ist“, bleibt gleichwohl entscheidend, „daß er unter der bestehenden Kreditorganisation immer *wiederkehren muß*“³⁴.

Dies sah nicht nur Löwe anders, sondern bezeichnenderweise auch John Hicks, der seit den späten sechziger Jahren zunehmend von der ricardianischen Diskussion des Maschinerieproblems fasziniert war, die ebenso wie bei Löwe den Ausgangspunkt für die Entwicklung seiner Traversenanalyse bildete³⁵. Hicks war Anfang der dreißiger Jahre an der *London School of Economics* ein regelmäßiger Teilnehmer am Seminar von Hayek, der ihn nicht nur in das Werk von Wicksell einführte, sondern auch veranlaßte, die zeitliche Struktur des Produktionsprozesses zu berücksichtigen. Obwohl Hicks selbst über fast sechs Jahrzehnte hinweg zahlreiche bedeutende Beiträge zur Geldtheorie leistete, blieb er dennoch stets skeptisch gegenüber dem Hayekschen Anspruch, daß sich eine Volkswirtschaft im Gleichgewicht befinden müsse, wenn es keine monetären Störfaktoren gebe. Hicks wurde nicht müde, den realen, nicht-monetären Charakter des Konjunkturphänomens zu betonen. Mit Blick auf die frühere Debatte zwischen Löwe und Hayek über den entscheidenden endogenen Störfaktor ist Hicks' abschließendes Fazit seiner Aus-

³⁰ F. A. Hayek, 1929, S. 107.

³¹ „Wenn auch keineswegs Bedingung, so doch mächtiger Förderer technischer Fortschritte, hat die Kreditinflation im 19. Jahrhundert Umfang und Dauer des Aufschwunges und damit die Gefahr der Fehlinvestitionen und der disproportionalen Umschichtung der Einkommen wesentlich verstärkt.“ A. Löwe, 1928, S. 369.

³² F. A. Hayek, 1929, S. 57.

³³ F. A. Burchardt, 1928, S. 119.

³⁴ F. A. Hayek, 1929, S. 81.

³⁵ Vgl. ausführlich H. Hagemann, *Employment and Machinery*, in: H. Hagemann/O. F. Hamouda (Hrsg.), *The Legacy of Hicks*, London 1994, S. 200-224.

einandersetzung mit Hayek im „neoösterreichischen“ Ansatz von *Capital and Time* besonders aufschlußreich:

„Where ... I do not go along with him [Hayek] is in the view that the disturbances in question have a monetary origin. He had not emancipated himself from the delusion ... that with money removed, in a state of barter everything would somehow fit. One of my objects in writing this book has been to kill that delusion. It could only arise because the theory of the barter economy had been insufficiently worked out. There has been no money in my model; yet it has plenty of adjustment difficulties. It is not true that by getting rid of money, one is automatically in ‚equilibrium‘ – whether that equilibrium is conceived of as a stationary state (Wicksell): a perfect foresight economy (Hayek) or any kind of steady state. Monetary disorders may indeed be superimposed upon other disorders; but the other disorders are more fundamental.“³⁶

III. Löwes strukturelles Modell der industriellen Produktion

Eine weitere wichtige Gemeinsamkeit zwischen Löwe und Hayek bestand in der Bedeutung, die sie der zugrundeliegenden realen Struktur der Produktion sowie den Veränderungen dieser Produktionsstruktur im Zeitablauf beimaßen. Während Hayek in *Geldtheorie und Konjunkturtheorie* vor allem die monetären Ursachen betont hatte, die die Konjunkturzyklen auslösten, standen die realen Verschiebungen in der Produktionsstruktur, die jene Konjunkturschwankungen konstituieren, im Zentrum von *Preise und Produktion* (1931)³⁷. Die Basis für die berühmten Dreiecke bildete ein Stufenmodell in der österreichischen kapitaltheoretischen Tradition Böhm-Bawerks, in dem originäre Produktionsfaktoren zu Konsumgütern ausreifen.

Löwe dagegen betonte bereits frühzeitig die Notwendigkeit einer bestimmten Modifikation der Marxschen Schemata, die seine weiteren Schriften zur Strukturanalyse der Realkapitalbildung prägte³⁸. Diese Modifikation besteht in einer Aufspaltung der Investitionsgüterabteilung I des Marxschen Schemas in zwei vertikal integrierte Sektoren, von denen der erste Maschinen erzeugt, die als Input in den beiden maschinenproduzierenden Sektoren 1 und 2 fungieren, während im zweiten die für die Konsumgüterproduktion des Sektors 3 benötigten Maschinen hergestellt werden³⁹. Löwes Intentionen entsprechen in vielerlei Hinsicht denen von Feld-

³⁶ J. Hicks, 1973, S. 133f.

³⁷ F. A. Hayek, *Preise und Produktion*, Wien 1931.

³⁸ Vgl. A. Löwe, 1926, S. 190, sowie zu einer ausführlichen Kritik der Marxschen Schemata A. Lowe, *Structural Analysis of Real Capital Formation*, in: M. Abramovitz (Hrsg.), *Capital Formation and Economic Growth*, Princeton, N. J. 1955, S. 581-634, hier S. 585f., ferner A. Lowe, *A Structural Model of Production*, *Social Research*, Bd. 19, 1952, S. 135-176, und A. Lowe, 1976, S. 30f.

³⁹ Auf diese Weise kommt es zu einer Hierarchie der Sektoren 1 → 2 → 3 (Maschine → Traktor → Korn in populärer Terminologie).

man⁴⁰, der ebenfalls eine Modifikation der Marxschen Schemata vornahm, aber ein zweisektorales Modell beibehielt, das von späteren Autoren (wie z. B. Dobb⁴¹) zu einem dreisektoralen Modell erweitert wurde und in den Versionen von Chng⁴² und Robinson/Eatwell⁴³ der produktionstheoretischen Struktur des Modells von Löwe (1976) entspricht⁴⁴.

Feldmans Zielsetzung ist die Präzisierung der Beziehungen zwischen Wachstum und der Struktur von Produktion, Konsum und Investition vor dem Hintergrund eines forcierten Industrialisierungsprozesses. Er faßt dabei alle kapazitätssteigernden Aktivitäten in Sektor 1 zusammen, so daß dieser Sektor ebenso wie bei Löwe die Schlüsselrolle für den Wachstumsprozeß der Ökonomie einnimmt. Ist dieser Sektor relativ klein und unterentwickelt, so kann wegen der Unmöglichkeit, Maschinen schnell und in großem Umfang zu produzieren, nicht jede Absicht der Gesellschaft, die Ersparnis zu erhöhen, in eine entsprechende Realkapitalbildung, d. h. Investitionstätigkeit, transformiert werden. In einer geschlossenen Volkswirtschaft⁴⁵ setzt der vorhandene Maschinenbestand eine absolute Wachstumsschranke. Eine langfristige Erhöhung des Konsumgüteroutputs hat daher eine anfängliche Ausweitung der Maschinenproduktion, d. h. eine vorübergehende Einschränkung des Konsumgüterproduktion, zur Voraussetzung.

⁴⁰ Natürlich gibt es auch einige Unterschiede, wie z. B. Feldmans Annahme eines vollkommen elastischen Arbeitsangebots, die den Bedingungen in der Sowjetunion während der Industrialisierungsdebatte Ende der zwanziger Jahre ebenso entsprach wie den von Lewis charakterisierten Bedingungen der meisten Entwicklungsländer. Bei Feldman gibt es ex post keinen Maschinentransfer zwischen den beiden Abteilungen, während es gerade eine zentrale Eigenschaft des dreisektoralen Löwe-Modells ist, daß zwischen den Sektoren 1 und 2, die denselben Maschinentyp als einzigen Kapitalgüterinput benötigen, ein Maschinentransfer möglich ist. Vgl. G.A. Feldman, On the Theory of Growth Rates of National Income, I und II, in: N. Spulber (Hrsg.), Foundations of Soviet Strategy for Economic Growth, Selected Soviet Essays, 1924-1930, Bloomington 1964, S. 174-199 und 304-331, dt.: Zur Wachstumstheorie des Nationaleinkommens, Frankfurt/Wien 1969.

⁴¹ M. Dobb, An Essay on Economic Growth and Planning, London 1960, ders., The Question of „Investment Priority for Heavy Industry“, in: Papers on Capitalism, Development and Planning, London 1967, S. 107-123.

⁴² M. K. Chng, Dobb and the Marx-Feldman Model, Cambridge Journal of Economics, Bd. 4, 1980, S. 393-400.

⁴³ J. Robinson/J. Eatwell, An Introduction to Modern Economics, New York 1973, S. 288-292.

⁴⁴ Zu einer ausführlichen Analyse der Strukturbedingungen des Wachstumsgleichgewichts im Preis- und Mengensystem einer Volkswirtschaft mit einer Produktionsstruktur vom Löwe-Feldman-Dobb-Typ vgl. H. Hagemann/A. Jeck: Wachstum und Einkommensverteilung. Strukturanalyse auf der Basis eines dreisektoralen Modells vom Löwe-Feldman-Dobb-Typ, in: W. J. Mückl/A. E. Ott (Hrsg.), Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik, Gedenkschrift für Erich Preiser, Passau 1981, S. 99-124.

⁴⁵ Dies war in der Sowjetunion der zwanziger und dreißiger Jahre annähernd der Fall. Bezüglich des Wachstumsprozesses von Entwicklungsländern, auf den das Feldman-Modell häufig übertragen worden ist, ist es jedoch sinnvoll anzunehmen, daß der Maschinenbedarf zumindest teilweise auch durch Importe gedeckt werden kann.

Löwes vollentwickeltes Schema der industriellen Produktion ist kein reines Sektorenmodell, sondern hat durchaus einen „österreichischen Beigeschmack“, kombiniert es doch drei Sektoren mit vier aufeinanderfolgenden Stufen innerhalb eines jeden Sektors⁴⁶. Allerdings verbleibt ein zentraler Unterschied gegenüber dem von Böhm-Bawerk und Hayek verwendeten österreichischen Produktionsmodell, in dem die einander nachgeschalteten Stadien eines einspurigen Produktionsprozesses bis zu einem angenommenen „letzten“ Produkt verfolgt werden, das rein durch Arbeit ohne Produktionsmittel erzeugt wird. Während das österreichische Modell keine Zirkularität der (Re-)Produktion berücksichtigt⁴⁷, werden in dem von Löwe verwendeten Produktionsmodell bereits auf der ersten Stufe des Sektors 1 Fixkapitalgüter („machine tools“) in der Produktion eingesetzt. Löwe erkennt in dieser spezifischen Gruppe von Maschinen, die zur physischen Selbstreproduktion fähig seien und deren Existenz den infiniten Regreß überflüssig mache, das Analogon zum ricardianischen Korn:

„They [machine tools] are for industrial production what seed wheat and the reproductive system are for agricultural production. They hold the strategic position in any industrial system.“⁴⁸

Löwe konnte bei seiner späteren Strukturanalyse der Realkapitalbildung und der Untersuchung von Freisetzungs- und Kompensationsprozessen im Rahmen der Traversenanalyse auf bahnbrechende Forschungsleistungen seines engsten Mitarbeiters Burchardt und seines Doktoranden Kähler aus der Kieler Zeit zurückgreifen. Fritz Burchardt (1931-32)⁴⁹ hatte in zwei umfangreichen Essays nicht nur die Schemata des stationären Kreislaufs bei Böhm-Bawerk und Marx miteinander verglichen, sondern in seiner bedeutenden vorkeynesianischen Kreislaufanalyse zugleich den originellen und ambitionierten Versuch einer Synthese des österreichischen (von ihm und Löwe als ‚linear‘ bezeichneten) Stufenmodells mit dem Sektorenmodell unternommen⁵⁰. Dabei versuchte er, bestimmte Unzulänglichkeiten des öster-

⁴⁶ Vgl. Abbildung 1.

⁴⁷ Dies gilt auch für das von Hicks (1973) entwickelte neoösterreichische Produktionsmodell, das einen Inputstrom datierter Arbeitsquanta mit Hilfe prozeßendogener Fixkapitalgüter in einen Outputstrom datierter Konsumgütermengen transformiert und sich damit vom alten österreichischen Produktionsmodell unterscheidet, das nur mit zirkulierendem Kapital arbeitet und folglich nur mit einem flow input-point output-Produktionsprozeß operieren konnte.

⁴⁸ A. Löwe, 1976, S. 30.

⁴⁹ F. A. Burchardt, Die Schemata des stationären Kreislaufs bei Böhm-Bawerk und Marx, Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 34, 1931, S. 525-564, und Bd. 35, 1932, S. 116-176. Den Gegensatz zwischen Stufen- und Sektorenschema bzw. die Linearität versus Zirkularität des volkswirtschaftlichen Produktionsprozesses diskutiert auch Nurkse, der zentrale Aspekte des Burchardtschen Werkes aufgriff. Vgl. R. Nurkse, The Schematic Representation of the Structure of Production, Review of Economic Studies, Bd. 2, 1935, S. 232-244.

⁵⁰ Die jüngere Diskussion der Vorzüge und Nachteile einer ‚vertikalen‘ gegenüber einer ‚horizontalen‘ Betrachtungsweise wirtschaftlicher Strukturen für eine Analyse dynamischer Prozesse verdeutlicht die bemerkenswerte Modernität des Burchardtschen Ansatzes. Vgl.

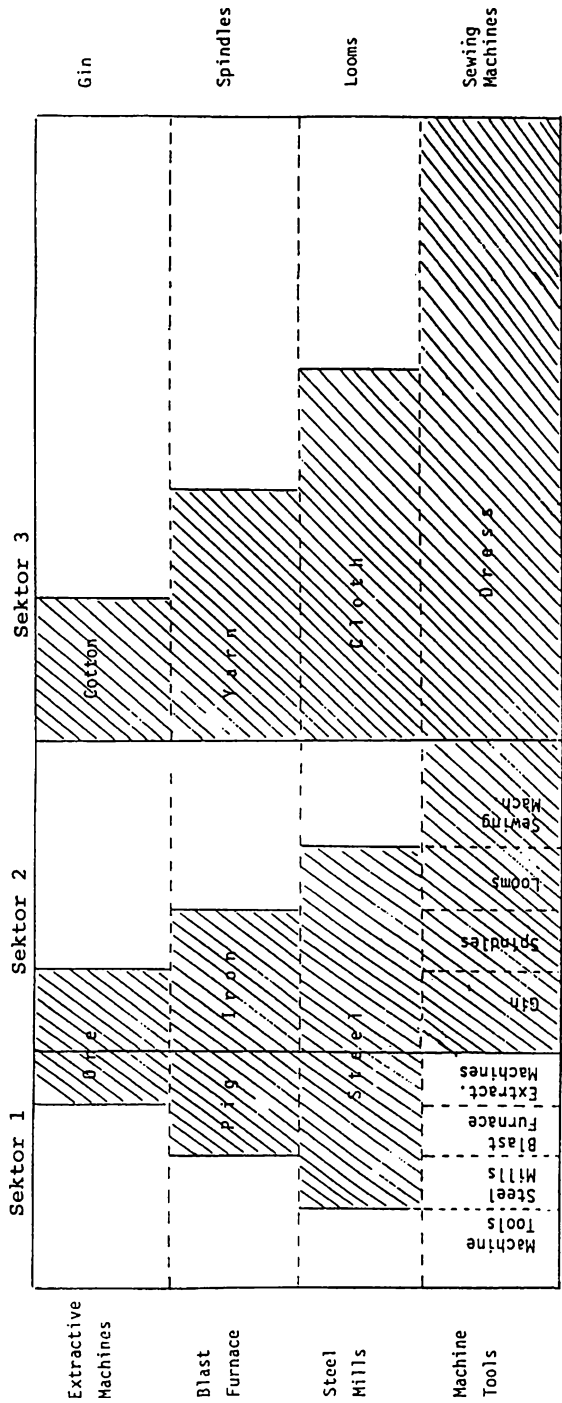


Abbildung 1: Löwes Schema der industriellen Produktion*

* Vgl. A. Lowe (1952, S. 150) und ders. (1976, S. 32).

reichischen Kapitalmodells zu eliminieren, „insbesondere die Fehlkonstruktion des letzten Arbeitsringes zu vermeiden“⁵¹. „Der Angelpunkt der Kritik lag in der Feststellung der technischen Tatsache der Selbstreproduktion gewisser Kapitalgüter.“⁵² Burchardts Kritik weist bemerkenswerte Parallelen zu der später von Sraffa⁵³ entwickelten Kritik an der produktionstheoretischen „Einbahnstraße“ der österreichischen Theorie auf.

Eine bedeutende Pionierleistung stellt auch die Studie *Die Theorie der Arbeiterfreisetzung durch die Maschine* von Alfred Kähler (Greifswald 1933) dar, der den Burchardtschen Ansatz erstmals auf die genaue Analyse der sektoralen Strukturrelationen einer sich dynamisch entwickelnden Ökonomie anwandte. In seiner Diskussion der Freisetzungs- und Kompensationseffekte neuer Technologien knüpfte Kähler (wie später Löwe und Hicks) unmittelbar an die klassische Debatte, insbesondere an die von Ricardo aufgezeigte kapitaltheoretische Dimension des Maschinierproblems an. Bei seiner genauen Klassifikation der charakteristischen Formen des technischen Fortschritts betonte Kähler vor allem die produktionskostensenkende Wirkung. Kählers Klassifikation des arbeit- bzw. kapitalsparenden (-erfordernden) technischen Fortschritts sollte später die Arbeiten von Ott⁵⁴ und Löwe⁵⁵ stärker beeinflussen. Wie Mettelsiefen⁵⁶ in einer akribischen Würdigung gezeigt hat, besteht Kählers Pionierleistung aber vor allem darin, daß er seine Untersuchung der Beschäftigungseffekte neuer Technologien auf der Basis eines relativ hochentwickelten Embryos von einem geschlossenen Input-Output-Modell durchgeführt und damit eine, wie neuere Studien dokumentieren, angemessenere Methode für die Analyse der Freisetzungs- und Kompensationsproblematik wählte. Die wirtschaftliche Produktion erscheint in Kählers ‚Umschlagsschemata‘ als ein Geflecht interdependenter, interindustrieller Austauschbeziehungen. Kählers geschlossenes Input-Output-Modell umfaßt eine 8 x 8-Matrix interindustrieller Koeffizienten, einen Vektor der sektoralen Arbeitsinputs sowie einen Endnach-

z. B. M. Baranzini/R. Scazzieri (Hrsg.), *The Economic Theory of Structure and Change*, Cambridge 1990. – Linearität und Zirkularität des volkswirtschaftlichen Kreislaufs oder der Grad der Dependenz der Wirtschaftsgruppen lassen sich durch die Methode der Triangulation empirischer Input-Output-Matrizen erfassen. Vgl. hierzu näher E. Helmstädter, Linearität und Zirkularität des volkswirtschaftlichen Kreislaufs, *Weltwirtschaftliches Archiv*, Bd. 94, 1965, S. 234-259, und W. Leontief, *The Structure of Development*, in: ders., *Input-Output Economics*, 2. Aufl., New York/Oxford 1986, S. 166-187.

⁵¹ F. A. Burchardt, 1931, S. 557.

⁵² Ebenda, S. 556.

⁵³ P. Sraffa, *Production of Commodities by Means of Commodities. Prelude to a Critique of Economic Theory*, Cambridge 1960.

⁵⁴ A. E. Ott, Technischer Fortschritt, in: *Handwörterbuch der Sozialwissenschaften*, Band 10, Stuttgart/Tübingen 1959, S. 302-316, hier: S. 312f.

⁵⁵ A. Löwe, 1955, S. 623, und ders., 1976, S. 248.

⁵⁶ B. Mettelsiefen, Der Beitrag der „Kieler Schule“ zur Freisetzungs- und Kompensationstheorie, in: H. Hagemann/P. Kalmbach (Hrsg.), *Technischer Fortschritt und Arbeitslosigkeit*, Frankfurt/New York 1983, S. 204-245.

fragevektor. Aufgrund der politischen Entwicklungen, aber auch aufgrund seiner hohen Komplexität und der mühsamen arithmetischen Beispiele, ist Kählers Werk für lange Zeit weitgehend in Vergessenheit geraten, bevor es durch Mettelsiefen seine verdiente Würdigung erfuhr.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß Wassily Leontief in den Jahren 1927-28 (und nach seiner Rückkehr aus China für kurze Zeit 1930-31) Mitglied der Forschungsgruppe von Löwe am Kieler Weltwirtschaftsinstitut war. In dieser Zeit wurde seine im Herbst 1927 (bei den Gutachtern Sombart und von Bortkiewicz) an der Berliner Universität eingereichte Dissertation⁵⁷ veröffentlicht, die wie „the first note of overture to his *Ring of Input-Output*“ klingt⁵⁸. In den achtziger Jahren griff Leontief das alte Kieler Forschungsthema der Beschäftigungswirkungen neuer Technologien wieder auf und beschwor ebenso wie Löwe das „Gespenst technologischer Arbeitslosigkeit“⁵⁹. Die von ihm geleitete Untersuchung eines größeren Forschungsteams zu den Beschäftigungswirkungen der zunehmenden Computerisierung in den USA disaggregiert die Produktionsstruktur in 89 Sektoren und die berufliche Struktur in 53 Berufsgruppen. Beide Klassifikationen sind so gewählt, daß einerseits die für die Computerisierung zuständigen Liefersektoren mit den entsprechenden Anwendersektoren separat ausgewiesen werden können und daß andererseits die jeweils verdrängten bzw. verstärkt nachgefragten Berufe erkennbar werden. Das in dieser bedeutenden Automationsstudie von Leontief und Duchin⁶⁰ entwickelte *dynamische* Input-Output-Modell, das eine Endogenisierung der Investitionsgüternachfrage und damit die Berücksichtigung eines der wichtigsten Kompensationseffekte – des Maschinenherstellungsarguments – ermöglicht, hat die jüngeren Untersuchungen zu den Beschäftigungseffekten neuer Technologien auch in Deutschland nachhaltig beeinflußt.

Die Nachteile der seinerzeit von Burchardt und Kähler vorgelegten Modellansätze liegen hauptsächlich in ihrer hochgradigen Komplexität und einer daraus resultierenden geringen Operationalität für genuin dynamische Fragestellungen, die in größerem Maße verantwortlich für eine relativ geringe Resonanz sein dürfte. Dieser Nachteil gilt auch für die von Löwe (1976) entwickelte Traversenanalyse, deren mathematisch zwar nicht besonders anspruchsvollen, aber eben nicht immer leicht nachvollziehbaren Berechnungen und Zahlenbeispiele wesentlich zu einer ver-

⁵⁷ W. Leontief, Die Wirtschaft als Kreislauf, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 60, 1928, S. 577-623.

⁵⁸ P. A. Samuelson, Leontief's 'The Economy as a Circular Flow': An Introduction, Structural Change and Economic Dynamics, Bd. 2, 1991, S. 177.

⁵⁹ „Das Gespenst der technologischen Arbeitslosigkeit ist wieder da. Aber es gibt gute Gründe zu glauben, daß es sich dieses Mal nicht zurückziehen wird.“ W. Leontief, Werkzeuge, Maschinen, Computer, Roboter. Die Folgen für Arbeitsplätze und Einkommensverteilung, Spektrum der Wissenschaft, Heft 11, 1982, S. 146. Vgl. auch A. Lowe, The Specter of Technological Unemployment, in: ders., Has Freedom a Future? New York u.a. 1988, Kap. 6.

⁶⁰ W. Leontief/F. Duchin, The Future Impact of Automation on Workers, Oxford/New York 1986.

gleichsweise geringen Breitenwirkung geführt haben; unverdientermaßen, denn das Forschungsprogramm von Löwe ist ebenso wie das des älteren Hicks (dem im Gegensatz zu den Werken des jungen Hicks ein ähnliches Schicksal widerfahren ist) ebenso bedeutend wie aktuell.

Die zentrale Idee von Burchardt und Löwe, daß es eine Gruppe von Fixkapitalgütern gibt, die eine Schlüsselstellung in der industriellen Produktion einnehmen, bleibt auch in dem dreisektoralen Modell erhalten, das durch vollständige vertikale Integration über die jeweiligen Produktionsstufen aus dem komplexeren Modell hervorgeht, und mit dem Löwe über weite Strecken seiner Traversenanalyse arbeitet. Die *A*-Matrix der Input-Output-Koeffizienten und der Vektor der direkten Arbeitsinputs *l* besitzen die folgende Struktur

$$A = \begin{bmatrix} a_{11} & 0 & 0 \\ a_{12} & 0 & 0 \\ 0 & a_{23} & 0 \end{bmatrix} \quad l = \begin{bmatrix} l_1 \\ l_2 \\ l_3 \end{bmatrix}$$

wobei a_{ij} die Menge des *i*-ten Gutes und l_j die Arbeitsmenge angibt, die zur Produktion einer Outputeinheit von Gut *j* benötigt wird.

Das besondere Charakteristikum dieser Produktionsstruktur ist ihr innerer Zusammenhang, der Starrheit und Flexibilität zugleich beinhaltet.

Sektor 1 ist als einziger in der Lage, seine eigenen Produktionsmittel herzustellen, die zugleich unverzichtbare Voraussetzung für die Produktion innerhalb der Sektoren 2 (direkt) und 3 (indirekt) sind. In Sraffascher Terminologie bildet er das „Basissystem“ und nimmt damit eine Schlüsselposition ein, die gerade auch bei den strukturellen Anpassungsprozessen während der Traverse relevant wird⁶¹.

Sektor 2 besitzt eine Bindegliedfunktion, weil er einerseits die von Sektor 1 produzierte Maschine einsetzt und andererseits den von Sektor 3 eingesetzten Kapitalguttyp herstellt. Die Tatsache, daß die Sektoren 1 und 2 dieselbe Maschine bei der Produktion verwenden, eröffnet Transfermöglichkeiten und damit eine gewisse Flexibilität. Andererseits macht die Existenz eines zweiten maschinenproduzierenden Sektors im Gegensatz zu den traditionellen Zweisektorenmodellen die Berücksichtigung der *Komposition der Investitionen* erforderlich. Dies gilt insbesondere für die Traverse mit ihren Strukturveränderungen⁶².

Sektor 3 ist – anders als in den meisten zweisektoralen Modellen – von dem Maschinentransfer abgekoppelt, weil er allein den von Sektor 2 produzierten Kapital-

⁶¹ Zur Frage der empirischen Identifikation eines derartigen Basissektors vgl. *M.K. Chng*, *The Empirical Identification of a Capital-Goods Sector*, *Oxford Bulletin of Economics and Statistics*, Bd. 43, 1981, S. 207-223.

⁶² Vgl. speziell zu dieser Frage *J. Halevi*, *The Composition of Investment under Conditions of Non Uniform Changes*, *Banca Nazionale del Lavoro Quarterly Review*, 1981, Nr. 137, S. 213-232, der das Modell von Löwe mit den Arbeiten von Dobb und Kalecki vergleicht.

guttyp einsetzt. Auf der anderen Seite liefert er die konsumtiven Unterhaltungsmittel für alle drei Sektoren.

Es ist eine charakteristische Eigenschaft des Produktionsmodells von Löwe, daß auch bei Abstraktion vom Stufenaspekt der Produktion aufgrund der spezifischen Struktur der A-Matrix eine Hierarchie der Sektoren und damit im Falle strukturellen Wandels eine eindeutige intertemporale Komplementarität besteht. Somit bleibt trotz der Existenz eines Basissystems für die Traversenanalyse auf der Basis des Sektorenmodells eine ‚österreichische‘ Grundidee erhalten.

IV. Traversenanalyse I: Die Anpassung des ökonomischen Systems an eine exogen gestiegene Wachstumsrate der Arbeitsbevölkerung

Löwes primäres Interesse gilt wachstumstheoretischen Problemstellungen. Trotz einer generellen Orientierung am klassischen Ansatz spielen Verteilungsfragen eine erstaunlich geringe Rolle. Dies bedeutet, daß die Analyse des Mengensystems gegenüber derjenigen des Preissystems im Vordergrund steht, wobei die Untersuchung der Beziehungen im Wachstumsgleichgewicht lediglich das notwendige Präludium für das eigentliche Ziel, die Traversenanalyse, darstellt. Bekanntermaßen erhalten wir durch die Berücksichtigung des Sparverhaltens in Verbindung mit der Keynesischen $I = S$ -Bedingung eine Verbindung zwischen dem Preis- und dem Mengensystem und damit zwischen der Profit- und der Wachstumsrate der Ökonomie. Löwe unterstellt die vollständige Ersparnis der Profiteinkommen und die vollständige Konsumtion der Arbeitseinkommen, d. h. die sogenannte „superklassische“ Sparhypothese. Dies bedeutet eine sehr spezielle Verbindung des Preissystems mit dem Mengensystem der Ökonomie, da sie die Übereinstimmung von Profit- und Wachstumsrate impliziert (Fall der goldenen Regel der Kapitalakkumulation). Der verbleibende Freiheitsgrad wird bei Löwe durch die Vorgabe der natürlichen Wachstumsrate $g = \alpha + \pi$ besetzt, mit α als exogen gegebener Wachstumsrate der Arbeitsbevölkerung und π als Rate des technischen Fortschritts. Entsprechend können wir mit Löwe zwischen zwei Traversentypen unterscheiden.

Der Anpassungsprozeß einer Ökonomie an eine (einmalig) gestiegene Wachstumsrate des exogen gegebenen Arbeitskräfteangebots bedingt ganz bestimmte Verschiebungen zwischen den Sektoren. So ist z. B. klar, daß zu einer höheren Wachstumsrate auch eine höhere Ersparnis und Nettoinvestition gehören müssen. Löwe geht es aber nicht um den Vergleich alternativer Steady State-Pfade, sondern um Traversenanalyse, d. h. um den Anpassungspfad und damit um die Herausarbeitung der sektoralen Strukturverschiebungen, die erforderlich sind, damit das System, das aufgrund der exogenen Störung aus dem ursprünglichen Gleichgewicht herausgerissen worden ist, zu einem neuen, der veränderten Daten-situation angemessenen Wachstumsgleichgewicht findet. Im folgenden sollen die grundlegenden Gedanken zum Anpassungsprozeß zusammengefaßt werden. Dieser

Anpassungsprozeß, bei dem das Fixkapital im Zentrum der Analyse steht, zerfällt in vier Phasen⁶³:

- (1) Bereitstellung von vorhandenen Teilen des Kapitalstocks zur Produktion von Maschinenmaschinen.

Um die zusätzlichen Arbeiter mit Konsumgütern zu versorgen, muß die Konsumgüterproduktion erhöht werden. In dem Löweschen Fixkoeffizientenmodell mit anfänglicher Vollbeschäftigung und Vollauslastung der Kapitalgüter ist zur Verfügungstellung der dafür erforderlichen Maschinen vom Typ 2 jedoch zunächst die Ausweitung der Produktion von Maschinen vom Typ 1 erforderlich. Das entscheidende Problem bei der Absorption der zusätzlichen Arbeitskräfte reduziert sich daher auf die Frage: durch welche Prozedur kann der Output von Sektor 1 über den Ersatzbedarf und die Nettoinvestition der Ausgangsgleichungen hinaus so ausgeweitet werden, daß die beiden anderen Sektoren ihren anfänglichen Kapitalstock entsprechend den neuen Anforderungen erhöhen können? Eine wichtige Eigenschaft des Löwe-Modells ist an dieser Stelle bedeutsam. Da die beiden maschinenproduzierenden Sektoren 1 und 2 *denselben* Maschinentyp als einzigen Kapitalgüterinput benötigen, ist zwischen ihnen eine *Substituierbarkeit des Kapitalstocks* möglich. Im Hinblick auf eine Anpassung des Systems an eine exogen gestiegene Wachstumsrate der Arbeitsbevölkerung bedeutet dies nun, daß in der ersten Phase ein Teil des Kapitalstocks des Sektors 2 von seiner bisherigen Aufgabe – der Produktion von Maschinen, die zur Konsumgüterproduktion benötigt werden – freigestellt und in den Sektor 1 transferiert werden muß, in dem Maschinen hergestellt werden, die ausschließlich zur Produktion von Maschinen verwendet werden. Damit ergibt sich das scheinbar paradoxe Resultat, daß, um *langfristig* die Produktion von Konsumgütern zu erhöhen, *kurzfristig* diese Produktion erst einmal eingeschränkt werden muß⁶⁴. Der Mechanismus, der dies bewirkt, liegt im Auftreten „unfreiwilliger“ Ersparnisse (aus der Sicht der Arbeiter). Der Anstieg der Arbeitsbevölkerung und das dadurch bedingte Überangebot an Arbeit führt zu einer Senkung des Lohnsatzes und einen Anstieg der Profitrate. Aufgrund der von Löwe unterstellten superklassischen Sparhypothese impliziert diese Einkommensumverteilung einen Anstieg der gesamtwirtschaftlichen Sparquote und damit eine sinkende Nachfrage nach Konsumgütern. Dies bedeutet, daß in Sektor 2 ein Teil der Kapazität freigesetzt wird, da Sektor 3 nunmehr weniger Maschinen vom Typ 2 benötigt, d. h. es kommt zu einem Kontraktionsprozeß in den Sektoren 2 und 3 und zu einem gleichzeitigen Expansionsprozeß in Sektor 1.

⁶³ Vgl. A. Lowe, 1976, S. 123ff.

⁶⁴ Die Unterscheidung zwischen den kurzfristigen und den langfristigen Wirkungen bzw. Erfordernissen ist für die Diskussion von Anpassungsprozessen von großer Bedeutung. Sie spielt auch bei der Kompensation technologischer Arbeitslosigkeit eine entscheidende Rolle.

(2) Ausweitung der Produktion von ‚Maschinenmaschinen‘ (machine tools).

In der zweiten Phase erfolgt die *Wiederherstellung des ursprünglichen Beschäftigungsniveaus*, indem die zuvor in den Sektoren 2 und 3 freigesetzten Arbeitskräfte erneut Beschäftigung finden – nun allerdings in Sektor 1, der außerdem nur Teile des *eigenen* Outputs, nicht aber anderer Sektoren, als Input benötigt, so daß Löwe auch von „expansion from within“⁶⁵ spricht. Da Löwes Kriterium für eine effiziente Traverse in einer maximalen Anpassungsgeschwindigkeit unter der Nebenbedingung der Vermeidung von Fehlinvestitionen liegt, gilt, daß bis hin zu einem „Maximalpunkt innerer Expansion“ alle Ersparnisse vollständig in Sektor 1 investiert werden müssen. Mit der *Wiederherstellung des ursprünglichen Beschäftigungsniveaus* (die zusätzlich hinzutretenden Arbeitskräfte aufgrund des Anstiegs der Wachstumsrate der Arbeitsbevölkerung sind noch beschäftigungslos) entspricht auch der aggregierte Output wieder seinem ursprünglichen Niveau – allerdings nur *wertmäßig*, nicht jedoch hinsichtlich seiner *physischen* Zusammensetzung, denn der Anteil von Gut 1 ist gestiegen, während der von Gut 2 und Gut 3 gesunken ist.

(3) Anpassung des Kapitalstocks in Sektor 2 an die neue höhere Wachstumsrate.

Die zu der neuen Datenkonstellation gehörenden Gleichgewichtswerte für den Kapitalstock der einzelnen Sektoren kann man durch Vergleich alternativer Steady State-Pfade ermitteln. Im Zuge des *Anpassungsprozesses* muß nun ein Teil des Kapitalstocks von Sektor 1 nach 2 transferiert werden, damit dort die zur erhöhten Konsumgüterproduktion in Sektor 3 zusätzlich benötigten Maschinen erzeugt werden. Erst dann kann es schließlich in der vierten Phase zur

(4) Ausweitung der Konsumgüterproduktion und damit zum Abschluß der Traverse kommen.

Die Traverse wird dadurch kompliziert, daß der Anpassungsprozeß zur Bildung zusätzlichen Kapitals in den Sektoren 1 und 2 *Zeit* erfordert, während der immer mehr zusätzliche Arbeitskräfte ins ökonomische System hineinströmen, die im Hinblick auf eine entsprechende Versorgung mit Konsumgütern „absorbiert“ werden müssen. Dies erklärt, warum Löwe auch an einer maximalen Anpassungsgeschwindigkeit (Pfad-Kriterium) interessiert ist.

Obwohl verständlich ist, daß Löwe die bereits ohnehin kompliziert genug erscheinende Traversenbetrachtung nicht zusätzlich mit Problemen befrachten will, so muß doch festgestellt werden, daß die Löwesche Traversen-Analyse aufgrund der nahezu durchgängig verwendeten, produktionstechnisch äußerst restriktiven „Samuelson“-Annahme identischer sektoraler Maschinenintensitäten in ihrem Aussagegehalt nicht unwesentlich eingeschränkt wird. Dies sei durch einige Anmerkungen zum „*simple shift of factors between the two subsectors of the capital-*

⁶⁵ A. Lowe, 1976, S. 130.

good industry“⁶⁶ verdeutlicht. Trotz der Annahme, daß die Sektoren 1 und 2 dieselbe Maschine als Input verwenden, birgt dieser Ressourcentransfer zwischen den beiden maschinenproduzierenden Sektoren im Fixkoeffizientenmodell nämlich ein gravierendes Problem, welches von Löwe übergangen bzw. durch die Annahme $a_{11}/l_1 = a_{12}/l_2$ eliminiert wird. Dazu ein einfaches Beispiel:

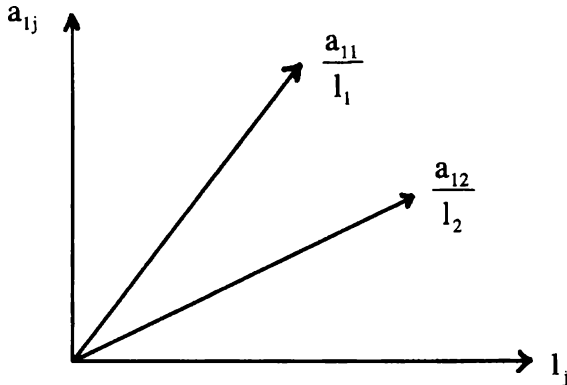


Abbildung 2

Da Sektor 1 (2) in diesem Fall maschinenintensiver (arbeitsintensiver) produziert als Sektor 2 (1), würde sich bei einem Maschinentransfer von Sektor 2 nach Sektor 1 in der ersten Phase der Traverse das Unterbeschäftigungsproblem verschärfen, da pro Maschine in Sektor 2 mehr Arbeitskräfte freigesetzt werden, als Sektor 1 benötigt. Im umgekehrten Fall einer arbeitsintensiveren Produktion in Sektor 1 könnte die drohende Gefahr einer Unterauslastung des Maschinenbestandes in dem hier diskutierten Fall einer Anpassung der Ökonomie an eine gestiegene Wachstumsrate der Arbeitsbevölkerung vermieden bzw. reduziert werden, da die zusätzlichen Arbeitskräfte frühzeitiger eine Anstellung finden können⁶⁷. Allerdings wären nunmehr Beschäftigungsprobleme als Folge der sektoralen Reallokation von Maschinen in der dritten Phase der Traverse möglich. Nur wenn $a_{11}/l_1 = a_{12}/l_2$ gilt, d. h. bei einer identischen sektoralen Maschinenintensität von 1 und 2, würden sowohl *Vollbeschäftigung* als auch *Vollauslastung* der Maschinen bei einem Ressourcentransfer gewahrt bleiben (genau diesen *Spezialfall* unterstellt Löwe). In allen anderen Fällen sind entweder Unterbeschäftigung oder unterausgelastete Maschinen unvermeidbar, da mit den Maschinen stets eine *fixe* Anzahl Arbeitskräfte freigesetzt und transferiert wird. In komplizierteren multisektoralen Produktionssystemen könnte es sogar unvermeidlich sein, daß ein Ressourcen-

⁶⁶ Ebenda, S. 97, Hervorhebung von mir.

⁶⁷ Bei ungleichen sektoralen Maschinenintensitäten wird neben dem Ausmaß der erforderlichen zusätzlichen Realkapitalbildung folglich auch die Dauer des Anpassungsprozesses modifiziert.

transfer sowohl mit Unterbeschäftigung als auch mit überzähligen Quanta verschiedener Maschinentypen verbunden ist. Dies wäre der Fall, wenn sich ein Maschinentyp als Engpaßfaktor erweisen würde. Als Fazit läßt sich feststellen, daß die doppelte Verwendungsmöglichkeit der „Maschinenmaschine“ in den beiden Sektoren 1 und 2 sowie die Annahme identischer Maschinenintensitäten in allen drei Sektoren⁶⁸ eine erhebliche „malleability“ des Realkapitals implizieren, die für die Zwecke der ohnehin bereits komplizierten Traversen-Analyse zwar beabsichtigt ist, wegen ihrer produktionstechnischen Spezialität die Reichweite der Löweschens Analyse aber begrenzt. Es sei angemerkt, daß natürlich auch die Annahme homogener Arbeit die Traverse entscheidend vereinfacht.

Es zeigt sich jedoch, daß trotz dieser Vereinfachungen die im Zuge der Traverse erforderlichen sektoralen Umproportionierungen bereits ein so komplexes Entwicklungsmuster aufweisen, daß für marktwirtschaftliche Systeme eine Bewegung entlang des strukturell bestimmten Anpassungspfades nahezu ausgeschlossen erscheint. An dieser Stelle sind nun einige ausführlichere Bemerkungen zur Löweschens Methode der Politischen Ökonomik erforderlich.

Löwe selbst bezeichnet seine Methode als „*Instrumentalanalyse*“, die sich mit dem Studium der Bedingungen beschäftigt, die erfüllt sein müssen, um ein bestimmtes Makroziel zu erreichen⁶⁹. Diese Instrumentalanalyse zerfällt nun in zwei

⁶⁸ Diese Annahme identischer sektoraler Maschinenintensitäten hat eine gravierende Auswirkung hinsichtlich der Preise. Sie impliziert nämlich die Unabhängigkeit der beiden relativen Maschinenpreise von der Profitrate und damit, daß sich die Preise der verschiedenen Güter genauso verhalten wie die Mengen an direkter Arbeit, die zu ihrer Produktion aufgewendet werden müssen, d. h. die Gültigkeit der reinen Arbeitswerttheorie. Selbst auf dieser Basis trifft die folgende Aussage von A. Lowe, 1976, S. 130, zur zweiten Phase der Traverse in der Regel jedoch nicht zu: „Once the labor force operating in the initial dynamic equilibrium has been brought back into employment, *aggregate output* at the point of maximum expansion from within equals the original output *in value terms*.“ Der Grund liegt darin, daß es während der Traverse infolge der Ungleichgewichtskonstellationen zu ständigen Preisänderungen kommt und diese Preisänderungen an der Stelle des Maximalpunktes innerer Expansion keineswegs abgeschlossen sind. Unter diesen Umständen ist es ein ausgesprochener Spezialfall, wenn die veränderte gütermäßige Struktur des Outputs, die mit der Wiederherstellung des ursprünglichen Beschäftigungsniveaus verbunden ist, dem ursprünglichen Outputwert entspricht.

⁶⁹ Zu einer ausführlichen Darstellung der Löweschens Methode der Politischen Ökonomik vgl. neben A. Lowe, 1976, Kap. 1, vor allem das Löwesche Standardwerk „On Economic Knowledge“ (1965), bes. die Kap. 5 und 10-12, in denen die grundlegenden methodischen Gedankengänge ausführlich entwickelt werden. Zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der Löweschens Instrumentalanalyse vgl. den von R. L. Heilbroner herausgegebenen Band *Economic Means and Social Ends. Essays in Political Economics*, Englewood Cliffs, N.J., 1969, der sich ausschließlich mit dieser Thematik befaßt und Beiträge von A. Gurwitsch, E. Nagel, H. Jonas, A. Edel, F. Machlup, A. P. Lerner, C. Kaysen und H. C. Wallich enthält. Vgl. zu diesem Thema ferner H. Wilhelm, *Instrumentale Wirtschaftstheorie und rationale Wirtschaftspolitik*. Gedanken zu einem Buch von Adolph Lowe, *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*, Bd. 123, 1967, S. 543-565, R. L. Heilbroner, *On the Possibility of a Political Economics*, *Journal of Economic Issues*, Bd. 4, 1970, S. 1-22, J. Heubes, *Die instrumentale Analyse A. Lowes als Methode der Wirtschaftswissenschaft*, *Zeitschrift für die gesamte*

Komponenten, die die Löwische Vorgehensweise prägen. Zum einen beschäftigt sich die *Strukturanalyse* mit den Entwicklungsmustern der Beschäftigung, Outputs, Investitionen usw., die erforderlich sind, damit das postulierte Makroziel auch tatsächlich erreicht wird. Sie konzentriert sich in erster Linie auf die technischen Beziehungen, schließt aber auch soziale Rahmenbeziehungen wie die Eigentumsverhältnisse und die Frage zentraler oder dezentraler Entscheidungen ein. Aber erst die „Motor“- oder „Force“-Analyse hebt die Wirtschaftswissenschaft über das Niveau einer reinen Ingenieurwissenschaft hinaus, indem sie die Entwicklung der für die Bewegung entlang des strukturell bestimmten Anpassungspfades notwendigen und zielgerechten Motivationsstrukturen und Verhaltensweisen der einzelnen Wirtschaftssubjekte verfolgt. Wegen ihrer größeren Handlungs- und Entscheidungsspielräume sowie der potentiellen Unvereinbarkeit des Mikroverhaltens mit bestimmten Makrozielen besitzt die motorische Analyse naturgemäß für kapitalistische Marktwirtschaften eine weit höhere Bedeutung als für zentrale Planwirtschaften.

Dabei zeigt sich, daß die im Zuge der Traverse erforderlichen sektoralen Umproportionierungen ein so außerordentlich komplexes Entwicklungsmuster aufweisen, daß für marktwirtschaftliche Systeme eine Bewegung entlang des strukturell bestimmten Anpassungspfades ausgesprochen unwahrscheinlich ist. In der motorischen Analyse weist Löwe als Ursache dafür eindrucksvoll nach, daß die erforderlichen *Preis- und Mengenerwartungen* keineswegs stets mit denen übereinstimmen, die aufgrund der vorausgegangenen Entwicklung wahrscheinlich sind. Die motorische Analyse zeigt nachhaltig die Bedeutung eines funktionierenden Preismechanismus für eine effiziente Traverse.

Allerdings ist der Preismechanismus alles andere als ein automatisches Werkzeug. Vielmehr tritt eine Entwicklung entlang des strukturell bestimmten Anpassungspfades nur ein bei Vorhandensein ganz bestimmter Erwartungselastizitäten⁷⁰ hinsichtlich der Preise und Mengen sowie den damit korrespondierenden Handlungsmaximen. Auf Seiten der Unternehmerinvestoren besteht aber *außerhalb* des Wachstumsgleichgewichts bei ihren Investitionsentscheidungen Unsicherheit bezüglich der künftigen Nachfrageentwicklung nach ihren Produkten. Welche Signale sollten nun beispielsweise die Unternehmerinvestoren in der ersten Phase der Traverse zu einer zusätzlichen Investitionstätigkeit in Sektor 1 veranlassen angesichts einer gleichzeitigen Verringerung der Nachfrage nach Konsumgütern, die

Staatswissenschaft, Bd. 128, 1972, S. 519-524, A. Oakley, Adolph Lowe's Contribution to the Development of a Political Economics, Einleitung zu A. Lowe, Essays in Political Economics. Public Control in a Democratic Society, Brighton 1987, S. 1-24, und M. Forstater, The Methodology of Lowe's Political Economics and the Reconstruction of Classical Political Economy, *Economie Appliquée*, Bd. 47, 1994, S. 17-35.

⁷⁰ Im Wachstumsgleichgewicht beträgt die Erwartungselastizität bezüglich der Preise Null und bezüglich der Mengen eins (bzw. Null in der stationären Ökonomie). Zum Konzept der Erwartungselastizität vgl. J. Hicks, *Value and Capital*, Oxford 1939, S. 202ff., und A. Lowe, 1976, S. 67-69.

notwendige Bedingung für die erforderliche Kapazitätsfreisetzung in Sektor 2 und zugleich mechanische Konsequenz der Reallohnsenkung in Verbindung mit der superklassischen Sparhypothese ist? Welches sind die motorischen Bedingungen für eine positive Investitionsentscheidung in Sektor 1, dessen Produkte letztlich (indirekt) in die Konsumgüterproduktion eingehen? Dies bedeutet, daß die Investitionen nicht als Reaktion auf gegenwärtige, sondern im Vorgriff auf künftige Nachfragesteigerungen getätigt werden müssen. Trotz des Nachfragerückgangs und Preisverfalls⁷¹ im Konsumgütersektor setzt die Investition aller Profiteinkommen in Sektor 1 gerade die entgegengesetzte Erwartung einer längerfristig steigenden Nachfrage nach Konsumgütern (und Maschinen vom Typ 2) voraus. Dies bedeutet, daß in den Sektoren 3 und 2 *negative* Erwartungselastizitäten vorherrschen müssen, damit das neue Wachstumsgleichgewicht erreicht werden kann.

V. Traversenanalyse II: Beschäftigungseffekte des technischen Fortschritts

Löwe konzentriert sich auf die Analyse der Auswirkungen nicht-neutraler Prozeßinnovationen auf ein zuvor existierendes Wachstumsgleichgewicht und auf die Untersuchung der strukturellen und motorischen Bedingungen, die zur Absorption des technischen Fortschritts und damit zur Traverse hin zu einem neuen Wachstumsgleichgewicht erforderlich sind. Abgesehen von einem Kapitel (27): in dem der technische Fortschritt als Antwort auf sinkende Skalenerträge induzierter Natur erscheint, wird angenommen, daß der technische Fortschritt autonomen Charakter besitzt und konstante Skalenerträge vorliegen. Für Löwe, der weniger an den Ursachen interessiert ist, sind die Wirkungen des nicht-neutralen technischen Fortschritts auf die sektorale Struktur die entscheidende Frage.

Im nachfolgenden sollen kurz die beiden „reinen“ Fälle des arbeitersetzenden bzw. kapitalersetzenden technischen Fortschritts analysiert werden. Wie sieht der Anpassungsprozeß an ein neues dynamisches Gleichgewicht aus, wenn eine Stö-

⁷¹ Aufgrund der spezifischen produktionstheoretischen Prämissen gilt bei Löwe die reine Arbeitswerttheorie, so daß ein niedrigerer Lohnsatz keineswegs mit einem anderen System relativer Preise verbunden ist. Diese Unabhängigkeit der relativen Preise von den Verteilungsparametern trifft jedoch nur im langfristigen Gleichgewicht, d. h. bei korrekter Antizipation der Nachfrage durch die Anbieter zu. Das Ungleichgewicht manifestiert sich aber gerade in Veränderungen des Systems der relativen Preise, die nunmehr auch *nachfrageabhängig* sind. Aufgrund der exogenen Störung kommt es in Sektor 3 zu brachliegenden Kapazitäten und damit zu einem anfänglichen Preisverfall. Die Verschiebungen der relativen Preise während der Traverse gehen einher mit Veränderungen der relativen Profitabilität der einzelnen Sektoren. Diese sektoral divergierenden Profitraten stellen ein entscheidendes Antriebs-element des gesamten Anpassungsprozesses dar. Der Anpassungsprozeß ist beendet, sobald sich wieder eine einheitliche Profitrate eingestellt hat. Das System der *relativen* Preise im neuen Wachstumsgleichgewicht stimmt mit dem im alten Wachstumsgleichgewicht überein, während alle Mengenvariablen mit einer höheren einheitlichen Rate, nämlich der gestiegenen Wachstumsrate des Arbeitsangebots zunehmen.

rung des anfänglichen Gleichgewichtspfadcs durch das Auftreten nicht-neutralen technischen Fortschritts erfolgt? Da Löwe gerade die diskontinuierlichen großen Innovationen als das entscheidende Problem betrachtet, unterstellt er *einmalige* Innovationsstöße. Zugleich akzentuiert er die *industriespezifische* Natur des technischen Fortschritts, d. h. er nimmt an, daß der technische Fortschritt nicht in der gesamten Ökonomie, sondern jeweils nur in einem Sektor bzw. Teilen eines Sektors auftritt. Im Zentrum der Analyse stehen die negativen Beschäftigungseffekte des technischen Fortschritts sowie ihre Kompensation. In diesem Zusammenhang ist eine sorgfältige Unterscheidung zwischen der *anfänglichen* und der *langfristigen* Wirkung des technischen Fortschritts erforderlich, eine Unterscheidung, die häufig nur mangelhaft herausgearbeitet wird⁷². Nach der Ansicht von Löwe⁷³ besteht die entscheidende Frage weder darin, ob nichtneutrale Prozeßinnovationen in der Regel Unterbeschäftigung erzeugen (das tun sie) noch darin, ob die so erzeugte Arbeitslosigkeit mittel- oder langfristig kompensiert werden könne (dieses sei mit Sicherheit auch der Fall): sondern darin, ob eine freie Marktwirtschaft mit einem Mechanismus ausgestattet ist, der eine Kompensation innerhalb der Marshallischen kurzen Periode gewährleistet, so daß sekundäre Verzerrungen ausgeschlossen sind, die den Übergang zu einem neuen Wachstumsgleichgewicht verhindern.

Löwe⁷⁴ startet mit dem Fall, wo der rein arbeitsersetzende technische Fortschritt im Konsumgüterproduzierenden Sektor auftritt. Dafür gibt es eine einleuchtende Begründung. In diesem Fall können nämlich die anfänglichen Auswirkungen des technischen Fortschritts sowie die *strukturellen* Anpassungsprozesse, die für eine Absorption der infolge dieses einmaligen Innovationsstoßes entstandenen technologischen Arbeitslosigkeit sowie für die Annäherung an ein neues Wachstumsgleichgewicht erforderlich sind, in aller Reinheit studiert werden. Im Gegensatz dazu treten Komplikationen auf, wenn es in einem der beiden maschinenproduzierenden Sektoren zu rein arbeitsersetzendem technischen Fortschritt kommt. Da der Output dieser beiden Sektoren direkt (Gut 2) oder indirekt (Gut 1) als Input in die Konsumgüterproduktion eingeht, treten dann Sekundäreffekte auf.

Die Strukturanalyse zeigt die Analogie auf, die zwischen der Kompensation technologischer Unterbeschäftigung bei rein arbeitsersetzendem technischen Fortschritt und der Traverse bei einer exogenen Zunahme des Arbeitsangebots besteht⁷⁵: In beiden Fällen ist die Bildung zusätzlichen Realkapitals für den Abbau

⁷² Dies gilt allerdings nicht für Hicks, der sich ebenso wie Löwe mit dem Kompensationsproblem technologischer Unterbeschäftigung befaßt. Die Hickssche Traversenanalyse stellt insofern eine sinnvolle Ergänzung dar, als Löwe bei der Diskussion der in Verbindung mit dem technischen Fortschritt auftretenden Traverse weitgehend von der vertikalen Disaggregation des Produktionsprozesses abstrahiert, während Hicks ausschließlich eine vertikal disaggregierte produktionstheoretische Basis verwendet. Vgl. J. Hicks, 1973, S. 79ff.

⁷³ Vgl. A. Löwe, 1976, S. 250.

⁷⁴ Ebenda, S. 256ff.

⁷⁵ Vgl. ausführlicher H. Hagemann, The Structural Theory of Economic Growth, in: M. Baranzini/R. Scazzieri (Hrsg.), The Economic Theory of Structure and Change, Cambridge

der Arbeitslosigkeit von entscheidender Bedeutung. Unterschiede ergeben sich allerdings bei der *Force-Analyse*, da nun die Auswirkungen der technologisch bedingten Kostensenkung auf Preise, Profite, Konsum und die Investitionstätigkeit berücksichtigt werden müssen. Dabei ist zwischen drei Alternativen zu unterscheiden, die auch als zeitlich aufeinanderfolgende *Phasen* im Zuge der Traverse denkbar sind.

- (1) Wenn, wie bei der Strukturanalyse unterstellt, Output und Verkaufspreis des Konsumgutes konstant bleiben, erzielen die Pionierfirmen aufgrund der technologisch bedingten Kostenreduktion einen *Pioniergewinn*, dessen *Verwendung* über die weitere Entwicklung entscheidet. Nur wenn diese zusätzlichen Profite weder konsumiert noch gehortet, sondern gespart und investiert werden (was bei Gültigkeit der superklassischen Sparhypothese vollständig der Fall wäre)⁷⁶, kommt es zu einem Anpassungsprozeß, in dem die technologisch bedingte Arbeitslosigkeit nach und nach abgebaut würde. Lowe spricht auch hier von „ungewollten Ersparnissen“, da die Arbeitslosigkeit zu einer Senkung der Lohnsumme führt, die eine entsprechende Reduktion des Konsums impliziert⁷⁷, dem auf der anderen Seite die zusätzlichen Profite und Investitionen gegenüberstehen.
- (2) Die *temporäre Monopolsituation der Pionierfirmen* könnte aber auch bei einer Nachfrageelastizität von größer eins dazu führen, daß diese Firmen ihren Output bis zu dem Punkt erhöhen, wo ihr Grenzsatz den neuen, niedrigeren Grenzkosten entspricht. Da dies mit einem *Sinken des Konsumgüterpreises* verbunden wäre, würde die technologisch bedingte Arbeitslosigkeit zumindest teilweise auf den anderen, Nichtpionier-Teil des Konsumgütersektors, der noch mit höheren Kosten produziert, sowie auf die maschinenproduzierenden Firmen der beiden anderen Sektoren des Subsystems 2 übertragen werden. Im Fixkoeffizientenmodell ist aber die Freisetzung von Arbeitskräften in „unimproved industries“ mit der Freisetzung von Kapitalgütern gekoppelt, ein Tatbestand, der den Anpassungsprozeß erleichtert.

1990, S. 144-171, und *ders.*, *Traverse Analysis in a Post-Classical Model*, in: J. Halevi/D. Laibman/J. Nell (Hrsg.), *Beyond the Steady State. A Revival of Growth Theory*, London 1992, S. 235-263.

⁷⁶ Dem entspricht die von Hicks im Rahmen seiner Fixlohntraverse angewendete „Q-Annahme“, d. h. die Annahme, daß alle zusätzlichen Profite, die aus dem Wechsel zu einem neuen effizienteren Produktionsverfahren resultieren, gespart und investiert werden. Sie hat einen Anstieg der Bruttoinvestitionen gegenüber dem als Referenzpfad fungierenden ursprünglichen gleichgewichtigen Wachstumspfad während der gesamten frühen Phase der Traverse zur Folge und ermöglicht damit am ehesten einen erfolgreichen Kompensationsprozeß. Vgl. J. Hicks, 1973, Kap. VIII.

⁷⁷ Meines Erachtens erfordert die Löwische Argumentation bei den Konsumgütern eine lag-Konstruktion, da ansonsten die Konsumgüter bei konstantem Konsumgüterpreis wegen der sinkenden Lohnsumme nicht vollständig verkauft und Profite damit nicht realisiert würden.

- (3) Unter dem Druck der Konkurrenz kommt es zu einer Verallgemeinerung des technischen Fortschritts im gesamten Konsumgütersektor, so daß schließlich der Preis des Konsumgutes den neuen, niedrigeren Produktionskosten entspricht. Eine Outputerhöhung (bei entsprechender hoher Preiselastizität der Nachfrage) und ein *Abbau der Arbeitslosigkeit* ist aber auch hier *nur in dem Maße möglich, wie zusätzliches Realkapital gebildet wird*.

Während beim rein arbeitsersetzenden technischen Fortschritt das Hauptproblem in der Kompensation der technologisch bedingten Arbeitslosigkeit besteht, gibt es kein analoges Kompensationsproblem für freigesetzte Maschinen; diese Maschinen werden verschrottet und scheiden damit endgültig aus dem Produktionsprozeß aus. Es gibt aber auch beim *rein kapitalersetzenden* technischen Fortschritt ein Kompensationsproblem im Hinblick auf die Beschäftigung, und zwar aus zwei Gründen. Der eine entspricht dem zuvor für Phase (2) der Traverse bei arbeitsersetzendem Fortschritt im Konsumgütersektor angeführten Argument. Die Freisetzung von Kapitalgütern in „unimproved industries“ impliziert *pari passu* eine Freisetzung von Arbeitskräften. Bedeutsamer und gravierender ist allerdings die zweite Ursache für die Freisetzung von Arbeit als Folge eines kapitalersetzenden Fortschritts. Da Kapitalgüter nicht nur wie die Arbeit Inputs, sondern zudem auch Outputs darstellen, reduziert ein kapitalersetzender technischer Fortschritt im Konsumgütersektor sowohl den Input als auch den Output in den beiden maschinenproduzierenden Sektoren mit der Folge, daß es dort nicht nur zur Freisetzung von Maschinen, sondern auch zur Freisetzung von Arbeitskräften kommt. In den Sektoren 1 und 2 gibt es also ein Kompensationsproblem, ohne daß dort ein technischer Fortschritt auftritt. Mit anderen Worten: Im Gegensatz zum rein arbeitsersetzenden gibt es beim rein kapitalersetzenden technischen Fortschritt im Konsumgütersektor Sekundärwirkungen auf die anderen beiden Sektoren.

VI. Schlußbemerkungen

Natürlich kann nicht übersehen werden, daß es sich bei Löwes Wachstumstheorie und der Analyse der Wirkungen des technischen Fortschritts um kein geschlossenes Theoriegebäude handelt, ein Tatbestand, der übrigens von Löwe⁷⁸ selbst zugegeben wird und angesichts der äußerst komplizierten Fragestellung nicht überrascht. Die Löwesche Analyse ist ähnlich wie die Hickssche durch eine stellenweise eklektizistische Vorgehensweise geprägt, die mitunter auf ad hoc-Annahmen zurückgreift. Dennoch hat Löwe ebenso wie Hicks wichtige Pionierarbeit auf dem Gebiet der an Bedeutung zunehmenden Traversenanalyse geleistet, so daß der folgende Schluß berechtigt ist: „Lowe has addressed himself to important and difficult problems ... it will prove valuable if it leads others to tackle the significant

⁷⁸ A. Lowe, 1976, S. 285.

problems with which Lowe has grappled.“⁷⁹ Unvollkommenheiten und Grenzen der Löweschen Analyse können nur in Relation zur komplexen Natur der behandelten Themata angemessen beurteilt werden⁸⁰. So könnte z. B. die Berücksichtigung *heterogener Arbeitsinputs* zu einer umfassenderen Behandlung der technologischen Arbeitslosigkeit führen, indem es die strukturelle Komponente integriert. Auch könnte in der Realität der arbeit-(und kapital)freisetzende Effekt nicht-neutraler Prozeßinnovationen am ehesten wohl durch gleichzeitig auftretende arbeit-(und kapital)erfordernde, endnachfrageerweiternde *Produktinnovationen* kompensiert werden, ein Zusammenhang, der von Löwe ausgeblendet worden ist.

In der Bundesrepublik Deutschland sind nach dem Zweiten Weltkrieg die Freisetzungseffekte infolge der lange Zeit herrschenden hohen Wachstumsraten des realen Sozialprodukts durch Erweiterungsinvestitionen bzw. positive Beschäftigungseffekte in anderen Bereichen kompensiert worden. Beides ist aber gegenwärtig und in der absehbaren Zukunft angesichts der Rationalisierungsanstrengungen der der internationalen Konkurrenz ausgesetzten Unternehmen nicht a priori vorzusetzen. Hinzu kommt, daß das geeinte Deutschland reichlicher mit Arbeit ausgestattet ist, zugleich aber in den neuen Bundesländern einen weitgehend obsoleten Kapitalstock übernommen hat, der auf mittlere Frist Kapitalmangelarbeitslosigkeit impliziert. Die im Zentrum von Löwes Traversenanalyse stehende Notwendigkeit zusätzlicher Realkapitalbildung zur Realisierung des Vollbeschäftigungsziels stellt sich daher im wiedervereinigten Deutschland der neunziger Jahre in doppelter Weise: zur Absorption eines stark gestiegenen Arbeitsangebots wie zur Kompensation der produktivitätssteigernden Wirkungen des technischen Fortschritts.

Bei kritischer Betrachtung muß man zum Ergebnis kommen, daß es bis heute keine Konjunkturtheorie gibt, die die Ende der zwanziger Jahre von Löwe und Hayek vertretenen hohen methodologischen Anforderungen erfüllt⁸¹. Wie die Wirkung von Löwes kritischen Beiträgen auf Autoren wie Hayek, Lutz, Preiser und andere verdeutlicht, haben sie vor allem als methodologische Herausforderung die konjunkturtheoretische Debatte im deutschen Sprachraum befruchtet und zu neuen Methoden wie Erklärungsansätzen geführt⁸². Allerdings war Löwes konstruktivem Beitrag ein geringerer Erfolg beschieden als seinen methodenkritischen Erörterungen. Aus seiner kritischen Haltung gegenüber den seinerzeit vorherrschenden konjunkturtheoretischen Erklärungsmustern resultierte die Forderung nach Preisgabe

⁷⁹ I. Steedman, Review of 'The Path of Economic Growth' by A. Lowe, in: *Economic Journal*, Bd. 87, 1977, S. 584-585, hier S. 585.

⁸⁰ „Traverse. That is the easiest part of skiing, but the hardest part of economics.“ R. M. Solow, Mr. Hicks and the Classics, in: D. A. Collard u.a. (Hrsg.) *Economic Theory and Hicksian Themes*, Oxford 1984, S. 13-25, hier S. 21.

⁸¹ Dies ist in der Weimarer Diskussion auch von *Ernst Helmstädter* betont worden, der zudem hervorhob, daß es ohne einen Ansatz, in dessen Zentrum sektorale Produktionsstrukturen stehen, keine befriedigende Konjunkturtheorie geben kann.

⁸² Vgl. auch *Kromphardt*, 1995, und *Rühl*, 1995.

der statischen Theorie und die Forderung nach einer neuen dynamischen Theorie, in deren System „die Polarität von Aufschwung und Krise dieselbe Stellung als Datenkonstellation einnehmen [wird], die das Gleichgewicht im statischen System inne hat“⁸³. Im Datum des technischen Fortschritts sah Löwe zeitlebens die entscheidende unabhängige Variable, die nicht in der allgemeinen Interdependenz steht und über eine kreislaufstörende Macht verfügt⁸⁴.

Die Analyse der durch Innovationsstöße ausgelösten Traversen kann als später Versuch Löwes verstanden werden, seine Vision einer dynamischen Theorie aus Kieler Zeiten einzulösen. Erforderlich werden die Anpassungsprozesse aufgrund der Einführung *exogenen* technischen Fortschritts oder Änderungen anderer *exogener* Wachstumsdeterminanten wie des Arbeitsangebots oder der natürlichen Ressourcen. Im Blickpunkt der Traversenanalyse stehen die Konsequenzen einer solchen Datenänderung für eine Ökonomie, die sich in der Ausgangssituation in einem langfristigen Gleichgewicht befand, und die Untersuchung der Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit die Ökonomie wieder auf einen gleichgewichtigen Wachstumspfad zurückfindet, der der neuen Datenkonstellation angemessen ist. Als stipulierter Endzustand ist er ein entscheidendes Charakteristikum und konstituierendes Element der Löweschens Instrumentalanalyse. Damit gerät Löwe im Rahmen seiner wachstumstheoretischen Analyse wieder in die Nähe der von Schumpeter so genannten Variationsmethode⁸⁵, die er in seinen früheren Schriften zwar für ein vollständig interdependentes System als gültig erachtet, für eine konjunkturtheoretische Analyse jedoch nur insoweit als bedingt geeignet angesehen hatte, wie das offene dynamische System eine partielle Interdependenz aufweist. Löwe führte dort den technischen Fortschritt als unabhängige Variable ein, die außerhalb der allgemeinen Interdependenz steht. Bereits Lutz hatte in seiner Freiburger Habilitationsschrift, der seinerzeit wohl treffendsten Kritik an Löwe, dessen mangelhafte Unterscheidung zwischen Daten und Variablen kritisiert und darauf verwiesen, daß alle Daten im eigentlichen Sinne außerhalb der allgemeinen Interdependenz stünden, die Einführung eines neuen unabhängigen Faktors konjunkturtheoretisch daher auch nicht weiterhelfe⁸⁶. Nun ist es zwar ein Wesensmerkmal von Daten der ökonomischen Theorie, daß sie außerhalb der allgemeinen Interdependenz stehen. Der technische Fortschritt unterscheidet sich diesbezüglich nicht von anderen Daten. Allerdings trifft dies nur solange zu, wie er als *exogen* unterstellt wird. In dem Augenblick, wo der technische Fortschritt *endogener* Natur ist, gilt dies nicht mehr. Angesichts des in den früheren methodologischen Schriften zur Konjunkturtheorie skizzierten (ehrgeizigen) Forschungsprogramms, wonach

⁸³ A. Löwe, 1926, S. 195.

⁸⁴ Vgl. ebenda, S. 188.

⁸⁵ Vgl. J. Schumpeter, Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, Teil IV, München/Leipzig 1908.

⁸⁶ Vgl. F. Lutz, Das Konjunkturproblem in der Nationalökonomie, Jena 1932, S. 114-122. Vgl. hierzu auch die ähnlichen Ausführungen bei E. Preiser, Grundzüge der Konjunkturtheorie, Tübingen 1933, S. 14-16.

eine Erklärung der Konjunktur letztlich theorieendogen und nicht unter beliebigem Rückgriff auf exogene Störfaktoren zu erfolgen habe⁸⁷, überrascht, daß Löwe niemals einen ernsthaften Versuch unternommen hat, den technischen Fortschritt in seinem theoretischen Ansatz zu endogenisieren. Dies gilt um so mehr, als in seiner später von ihm entwickelten, klassisch orientierten Theorie zyklischen Wachstums die Kapitalakkumulation und der technische Fortschritt im Zentrum stehen. Gemäß der ricardianischen Tradition des Maschinerieproblems ist auch bei Löwe die Bildung zusätzlichen Realkapitals während des Anpassungsprozesses die *conditio sine qua non* einer erfolgreichen Kompensation technologischer Arbeitslosigkeit. In gleichem Sinne hatte bereits Neisser unter Bezugnahme auf Marx vom kapitalistischen Wachstumsprozeß als einem Wettrennen zwischen der Freisetzung von Arbeit durch technischen Fortschritt und der Wiederbeschäftigung der freigesetzten Arbeitskräfte durch Kapitalakkumulation gesprochen und war zum Ergebnis gelangt, daß „displacement and accumulation are two largely *independent* factors, and it is impossible to predict the outcome of the race between the two on purely theoretical grounds“⁸⁸. Während der letzten Schlußfolgerung zuzustimmen ist, müssen gegenüber der zur Begründung herangezogenen „weitgehenden Unabhängigkeit“ jedoch starke Vorbehalte angemeldet werden, sowohl unter dem Realisationsaspekt des technischen Fortschritts (Kapitalgebundenheit) als auch unter dem Ursachenaspekt. Die enge Wechselbeziehung zwischen dem technischen Fortschritt und der Akkumulationstätigkeit, die von der neuen (endogenen) Wachstumstheorie wiederentdeckt worden ist, stand bereits Anfang der sechziger Jahre im Zentrum von Arrows Learning-by-doing-Konzept bzw. Kaldors Technischer Fortschrittsfunktion. Angesichts der frühen methodenkritischen Überlegungen von Löwe hätte es nahegelegen, diese Grundüberlegungen eines endogenen technischen Fortschritts aufzugreifen, auch wenn ihre Integration in eine komplexe Traversenanalyse kaum zu überwindende technische Probleme bereitet und erst von künftigen Forschergenerationen vollendet werden kann.

Literatur

- Baranzini, M./Scazzieri, R. (1990): (Hrsg.): *The Economic Theory of Structure and Change*, Cambridge.
- Böhm, S. (1986): *Time and Equilibrium: Hayek's Notion of Intertemporal Equilibrium Reconsidered*, in: I. M. Kirzner (Hrsg.): *Subjectivism, Intelligibility and Economic Understanding. Essays in Honor of Ludwig M. Lachmann*, New York, S. 16-29.

⁸⁷ Zu Löwes konjunkturtheoretischem Anspruch und seiner bis heute zu konstatierenden mangelnden Einlösung durch ihn wie andere Ökonomen vgl. auch V. Caspari, *Konjunktur, Wachstum und Traverse: Adolph Lowes Beitrag zur Wirtschaftstheorie*, *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik*, Bd. 213, 1994, S. 40-52.

⁸⁸ H. Neisser, 1942, S. 70.

- Boulding*, K. E. (1965): Is Economics Obsolescent?, *Scientific American*, Bd. 212, Mai, S. 139-143.
- Burchardt*, F. A. (1928): Entwicklungsgeschichte der monetären Konjunkturtheorie, *Weltwirtschaftliches Archiv*, Bd. 28, S. 78-143.
- (1931-32): Die Schemata des stationären Kreislaufs bei Böhm-Bawerk und Marx, *Weltwirtschaftliches Archiv*, Bd. 34, S. 525-564 und Bd. 35, S. 116-176.
- Caspari*, V. (1994): Konjunktur, Wachstum und Traverse: Adolph Löwes Beitrag zur Wirtschaftstheorie, *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik*, Bd. 213, S. 40-52.
- Chng*, M. K. (1980): Dobb and the Marx-Feldman Model, *Cambridge Journal of Economics*, Bd. 4, S. 393-400.
- (1981): The Empirical Identification of a Capital-Goods Sector, *Oxford Bulletin of Economics and Statistics*, Bd. 43, S. 207-223.
- Currie*, M./*Steedman*, I. (1989): Agonising over Equilibrium: Hayek and Lindahl, *Quaderni di Storia dell' Economica Politica*, Bd. 7, S. 75-99.
- Dobb*, M. (1960). *An Essay on Economic Growth and Planning*, London.
- (1967): The Question of „Investment Priority for Heavy Industry“, in: *Papers on Capitalism, Development and Planning*, S. 107-123.
- Feldman*, G. A. (1928-29): On the Theory of Growth Rates of National Income, I und II, in: N. Spulber (Hrsg.): *Foundations of Soviet Strategy for Economic Growth, Selected Soviet Essays, 1924-1930*, Bloomington, Indiana 1964, S. 174-199 und 304-331, deutsch: *Zur Wachstumstheorie des Nationaleinkommens*, Frankfurt/Wien 1969.
- Forstater*, M. (1994): The Methodology of Lowe's Political Economics and the Reconstruction of Classical Political Economy, *Economie Appliquée*, Bd. 47, S. 17-35.
- Hagemann*, H. (1990): The Structural Theory of Economic Growth, in: M. Baranzini/R. Scazzieri (Hrsg.): *The Economic Theory of Structure and Change*, Cambridge, S. 144-171.
- (1992): Traverse Analysis in a Post-Classical Model, in: J. Halevi/D. Laibman/E. J. Nell (Hrsg.): *Beyond the Steady State. A Revival of Growth Theory*, London, S. 235-263.
 - (1994a): Employment and Machinery, in: H. Hagemann/O. F. Hamouda (Hrsg.): *The Legacy of Hicks*, London, S. 200-224.
 - (1994b): Hayek and the Kiel School: Some Reflections on the German Debate on Business Cycles in the late 1920s and early 1930s, in: M. Colonna/H. Hagemann (Hrsg.): *The Economics of F. A. Hayek*, Bd. 1, Aldershot, S. 101-120.
- Hagemann*, H./*Jeck*, A. (1981): Wachstum und Einkommensverteilung. Strukturanalyse auf der Basis eines dreisektoralen Modells vom Lowe-Feldman-Dobb-Typ, in: W. J. Mückl/A. E. Ott (Hrsg.): *Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik, Gedenkschrift für Erich Preiser*, Passau, S. 99-124.
- Hagemann*, H./*Kurz*, H. D. (1990): Balancing Freedom and Order: On Adolph Lowe's Political Economics, *Social Research*, Bd. 57, S. 733-753.
- Halevi*, J. (1981): The Composition of Investment under Conditions of Non Uniform Changes, *Banca Nazionale del Lavoro Quarterly Review*, Nr. 137, S. 213-232.

- Hayek, F. A.* (1928): Das intertemporale Gleichgewichtssystem der Preise und die Bewegungen des Geldwertes, *Weltwirtschaftliches Archiv*, Bd. 28, S. 33-79.
- (1929): Geldtheorie und Konjunkturtheorie, Wien/Leipzig.
 - (1931): Preise und Produktion, Wien.
 - (1935): Prices and Production, 2. Aufl., London.
- Heilbroner, R. L.* (1969): Economic Means and Social Ends. Essays in Political Economics, Englewood Cliffs, N.J.
- (1970): On the Possibility of a Political Economics, *Journal of Economic Issues*, Bd. 4, S. 1-22.
- Helmstädter, E.* (1965): Linearität und Zirkularität des volkswirtschaftlichen Kreislaufs, *Weltwirtschaftliches Archiv*, Bd. 94, S. 234-259.
- Heubes, J.* (1972): Die instrumentale Analyse A. Lowes als Methode der Wirtschaftswissenschaft, *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*, Bd. 128, S. 519-524.
- Hicks, J.* (1939): Value and Capital, Oxford.
- (1965): Capital and Growth, Oxford.
 - (1973): Capital and Time, Oxford.
 - (1985): Methods of Dynamic Economics, Oxford.
- Hoffmann, W. G.* (1931): Stadien und Typen der Industrialisierung, Jena.
- (1984): Mein Werdegang, in: E. Helmstädter (Hrsg.): Die Bedingungen des Wirtschaftswachstums in Vergangenheit und Zukunft. Gedenkschrift für Walther G. Hoffmann, Tübingen, S. 1-9.
- Kähler, A.* (1933): Die Theorie der Arbeiterfreisetzung durch die Maschine, Greifswald.
- Krengel, R.* (1986): Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (Institut für Konjunkturforschung) 1925-1979, Berlin.
- Kromphardt, J.* (1995): Der Beitrag Adolf Löwes zur Konjunkturdiskussion im deutschen Sprachraum während der Weimarer Republik, in: B. Schefold/V. Caspari (Hrsg.): Franz Oppenheimer und Adolph Lowe: Frankfurter Gelehrte und die Probleme deutscher Nationalökonomie in ihrer Zeit, Marburg.
- Kuznets, S.* (1930a): Equilibrium Economics and Business-Cycle Theory, *Quarterly Journal of Economics*, Bd. 44, S. 381-415.
- (1930b): Monetary Business Cycle Theory in Germany, *Journal of Political Economy*, Bd. 38, S. 125-163.
- Leontief, W.* (1928): Die Wirtschaft als Kreislauf, *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Bd. 60, S. 577-623.
- (1982): Werkzeuge, Maschinen, Computer, Roboter. Die Folgen für Arbeitsplätze und Einkommensverteilung, *Spektrum der Wissenschaft*, Heft 11, S. 146-156.
 - (1986): The Structure of Development, in: ders., Input-Output-Economics, 2. Aufl., New York/Oxford, S. 166-187.

Leontief, W./Duchin, F. (1986): *The Future Impact of Automation on Workers*, Oxford/New York.

Löwe, A. (1925a): *Chronik der Weltwirtschaft*, *Weltwirtschaftliches Archiv*, Bd. 22, S. 1*-32*.

– (1925b): *Der gegenwärtige Stand der Konjunkturforschung in Deutschland*, in: M. J. Bonn/M. Palyi (Hrsg.): *Die Wirtschaftswissenschaft nach dem Kriege. Festgabe für Lujo Brentano zum 80. Geburtstag*, Bd. 2, München/Leipzig, S. 329-377.

– (1926): *Wie ist Konjunkturtheorie überhaupt möglich?* *Weltwirtschaftliches Archiv*, Bd. 24, S. 165-197.

– (1928): *Über den Einfluß monetärer Faktoren auf den Konjunkturzyklus*, in: K. Diehl (Hrsg.) *Beiträge zur Wirtschaftstheorie*, *Schriften des Vereins für Sozialpolitik*, Band 173/II, München/Leipzig, S. 355-370.

– (1935): *Economics and Sociology*, London.

– (1937): *The Price of Liberty*, London.

Lowe, A. (1952): *A Structural Model of Production*, *Social Research*, Bd. 19, S. 135-176.

– (1955a): *Technological Unemployment Reexamined*, in: G. Eisermann (Hrsg.): *Wirtschaft und Kultursystem – Festschrift für Alexander Rüstow*, Stuttgart/Zürich, S. 229-254.

– (1955b): *Structural Analysis of Real Capital Formation*, in: M. Abramovitz (Hrsg.): *Capital Formation and Economic Growth*, Princeton, N.J., S. 581-634.

– (1965): *On Economic Knowledge. Toward a Science of Political Economics*, New York, 2. erw. Aufl., White Plains 1977; deutsch: *Politische Ökonomik*, Frankfurt/Wien 1968, 2. erw. Aufl., Königstein/Ts. 1984.

– (1976): *The Path of Economic Growth*, Cambridge.

– (1988): *Has Freedom a Future?*, New York u.a.; deutsch: *Hat Freiheit eine Zukunft?*, Marburg 1990.

– (1989): *Konjunkturtheorie in Deutschland in den zwanziger Jahren*, in: B. Schefold (Hrsg.): *Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie VIII*, Berlin, S. 75-86.

Lutz, F. (1932): *Das Konjunkturproblem in der Nationalökonomie*, Jena.

Mettelsiefen, B. (1983): *Der Beitrag der „Kieler Schule“ zur Freisetzungs- und Kompensationstheorie*, in: H. Hagemann/P. Kalmbach (Hrsg.): *Technischer Fortschritt und Arbeitslosigkeit*, Frankfurt/New York, S. 204-245.

Neisser, H. (1932): *Lohnhöhe und Beschäftigungsgrad im Marktgleichgewicht*, *Weltwirtschaftliches Archiv*, Bd. 36, 1932, S. 415-455; engl. Übersetzung: *The Wage Rate and Employment in Market Equilibrium, Structural Change and Economic Dynamics*, Bd. 1, 1990, S. 141-163.

– (1942): *„Permanent“ Technological Unemployment*, *American Economic Review*, Bd. 32, S. 50-71.

Nurkse, R. (1935): *The Schematic Representation of the Structure of Production*, *Review of Economic Studies*, Bd. 2, S. 232-244.

- Oakley, A.* (1987): Adolph Lowe's Contribution to the Development of a Political Economics, Einleitung zu A. Lowe, Essays in Political Economics. Public Control in a Democratic Society, Brighton, S. 1-24.
- Ott, A. E.* (1959): Artikel 'Technischer Fortschritt', in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Bd. 10, Stuttgart/Tübingen, S. 302-316.
- Preiser, E.* (1933): Grundzüge der Konjunkturtheorie, Tübingen.
- Pütz-Neuhauser, G.* (1989): Zur Entwicklung der Konjunkturtheorie im deutschen Sprachraum in der Zwischenkriegszeit, in: B. Schefold (Hrsg.): Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie VIII, Berlin, S. 87-102.
- Robinson J./Eatwell, J.* (1973): An Introduction to Modern Economics, New York.
- Rühl, C.* (1995): Der Beitrag deutschsprachiger Ökonomen zur konjunkturtheoretischen Debatte der Zwischenkriegszeit, in: H. Hagemann (Hrsg.): Zur deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Emigration nach 1933, Marburg, S. 243-292.
- Samuelson, P. A.* (1991): Leontief's 'The Economy as a Circular Flow': An Introduction, Structural Change and Economic Dynamics, Bd. 2, S. 177-179.
- Schumpeter, J.* (1908): Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, München/Leipzig.
- Solow, R. M.* (1984): Mr. Hicks and the Classics, in: D. A. Collard u.a. (Hrsg.): Economic Theory and Hicksian Themes, Oxford, S. 13-25.
- (1991): New Directions in Growth Theory, in: B. Gahlen/H. Hesse/H. J. Ramser. (Hrsg.): Wachstumstheorie und Wachstumspolitik. Ein neuer Anlauf, Tübingen, S. 3-17.
- Sraffa, P.* (1960): Production of Commodities by Means of Commodities. Prelude to a Critique of Economic Theory, Cambridge.
- Steedman, I.* (1977): Review of 'The Path of Economic Growth' by A. Lowe, Economic Journal, Bd. 87, S. 584-585.
- Wilhelm, H.* (1967): Instrumentale Wirtschaftstheorie und rationale Wirtschaftspolitik. Gedanken zu einem Buch von Adolph Lowe, Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. 123, S. 543-565.